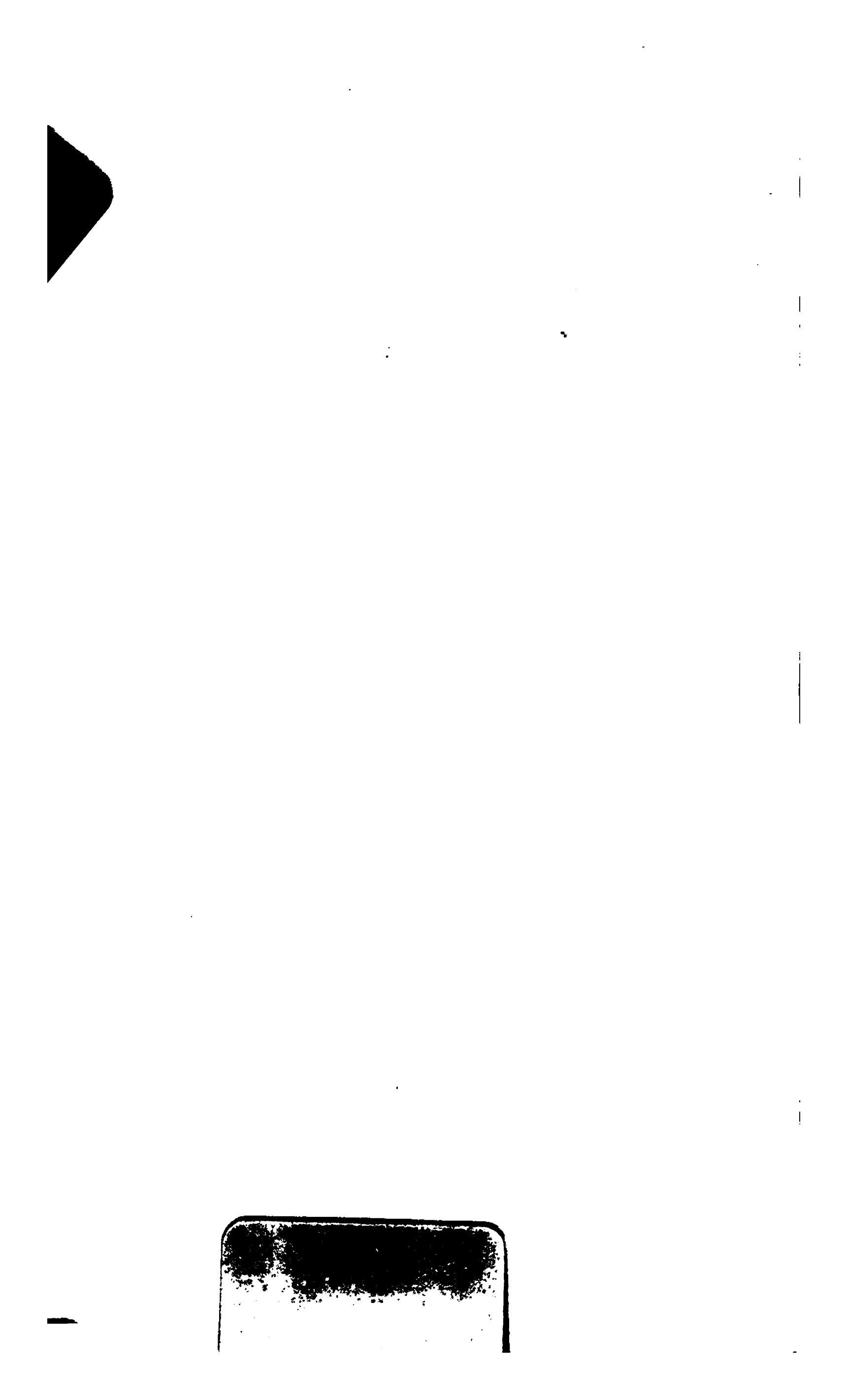
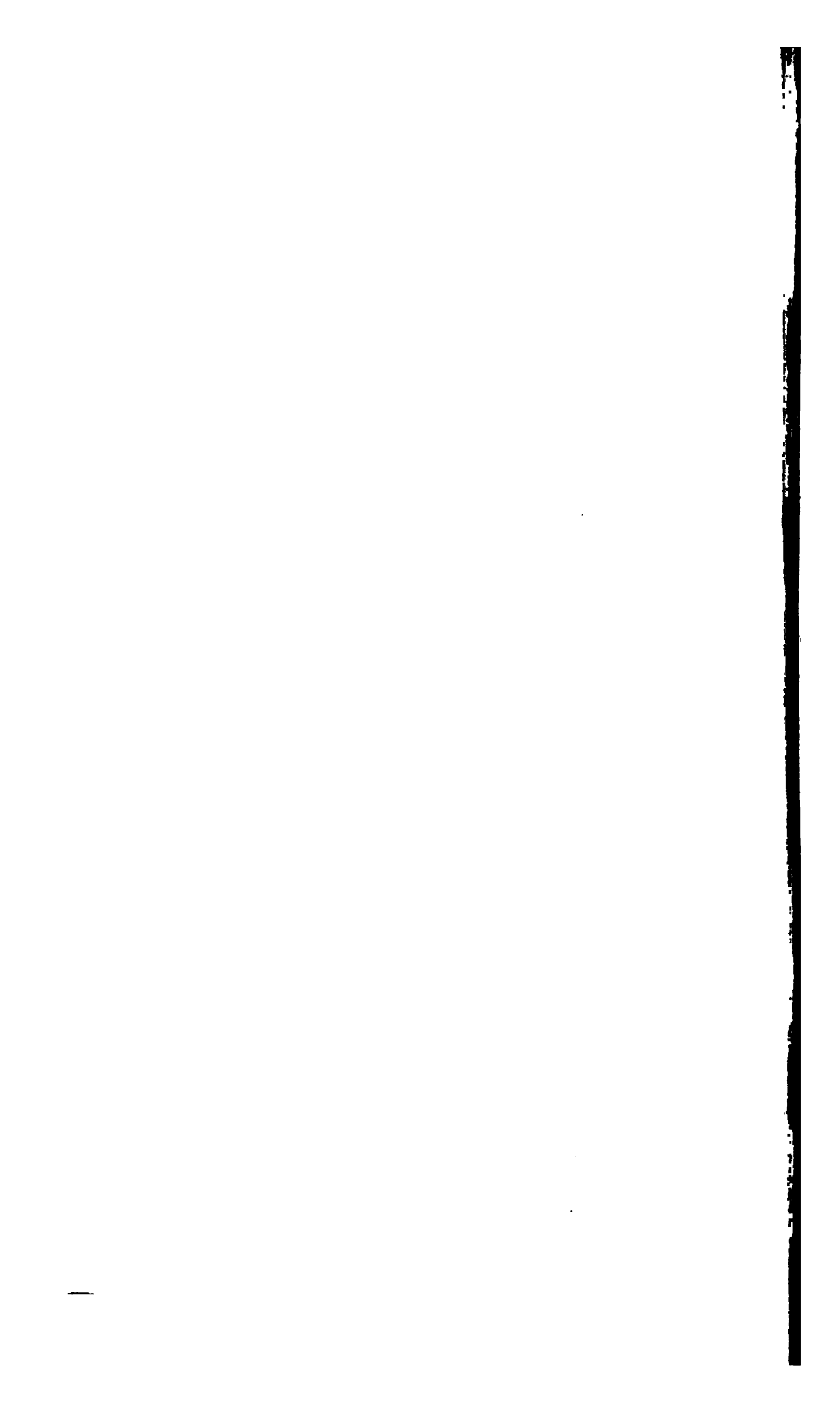




Vollständige und zuverläßige

Geographische und Topographische

Beschreibung

des

berühmten und in aller Betrachtung so merkwürdigen

Afrikanischen

Vorgebirges

der

Guten Hofnung,

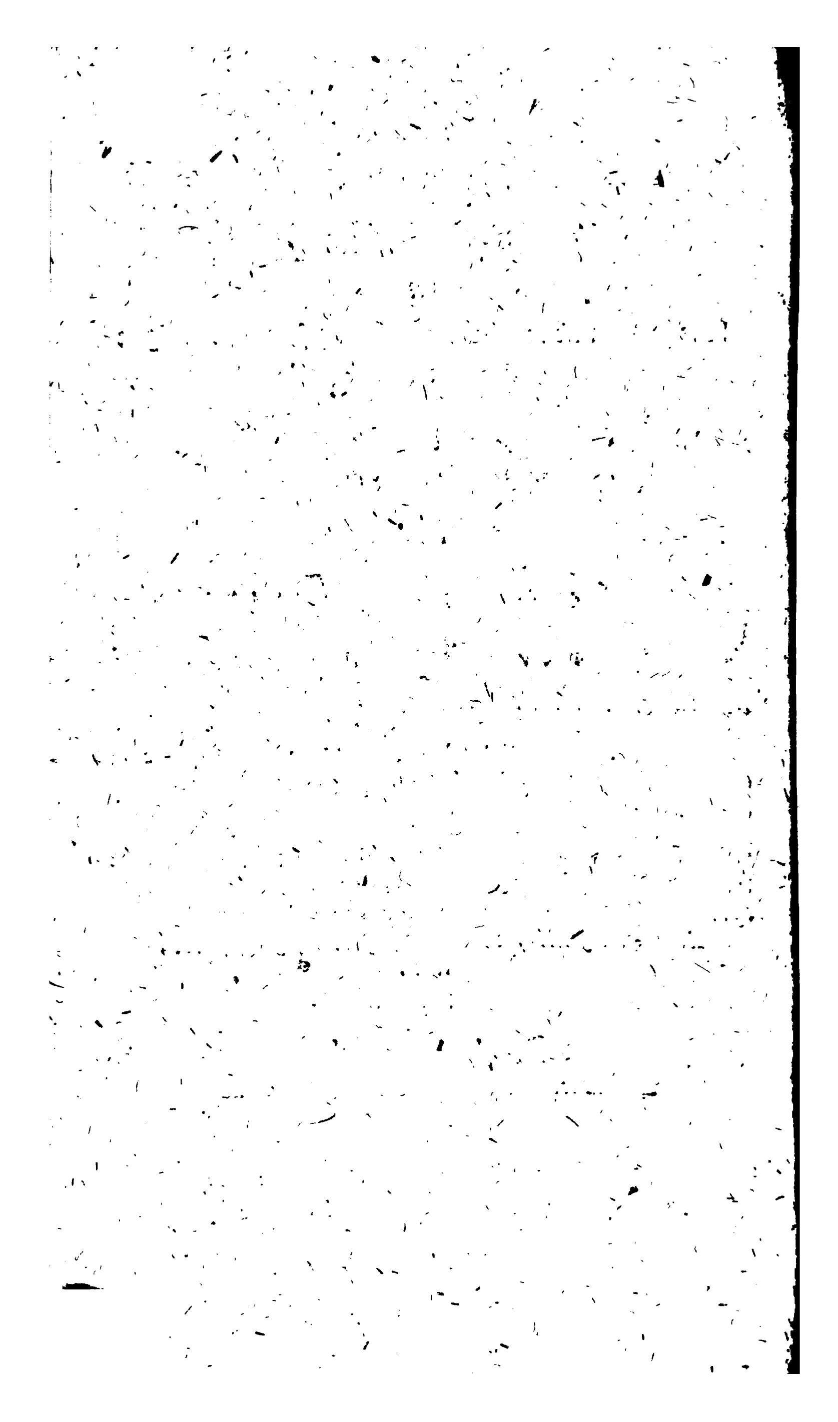
worinnen das platte Land nach seinen abgetheilten Distrikten, Bergen und Flüßen; die christlichen Einwohner und derselben Lebensart; der Acker- und Weinbau, die Viehzucht, die gewöhnlichen Landzüge, die Jagd der wilden Thiere, und endlich auch die Nation der ursprünglichen Einwohner nehmlich der Hottentotten, nebst vielen andern erst neuerlich entdeckten Merkwürdigkeiten, deutlich und zuverläßig beschrieben werden

von

O. F. Mentzel.

Zweiter und letzter Theil.

Glogau, bei Christian Friedrich Günther, 1787.





Vorbericht des Verfassers.

Ich liefere hiermit den zweiten Theil der Beschreibung des afrikanischen Vorgebirges der guten Hofnung, so weit nämlich solches von der holländischen ostindischen Kompagnie anjetzo bevölkert und angebauet ist. Wiewohl aber dieses weitläuftige Land, seit meiner Abwesenheit viel weiter, als ich in dem ersten Theile dieser Beschreibung gemeldet habe, von Kolonisten besetzt ist, so habe ich mir doch alle ersinnliche Mühe gegeben, in diesem zweiten Theile alles dasjenige, was ich mit Zuverläßigkeit in Erfahrung bringen können, nachzuholen; und gesetzt auch, daß noch eini-

ge mehrere Gegenden hin und wieder mit einzelnen Bauerhöfen besetzt wären, so wird dieses nicht hindern, daß sich ein jeder mittels dieser Beschreibung, von der ganzen Verfaßung des Landes einen vollständigen Begriff werde machen können. Ich habe im ersten Theile gemeldet, daß noch undurchdringliche Ketten von Bergen übrig wären, die von Europäern unbewohnt, ja noch ganz unbesucht wären: es hat dieses noch heute seine gute Richtigkeit. Nur die sogenannten Buschmänner sind es, die nebst den wilden Thieren ihren Aufenthalt darinnen haben. Da sich aber diese Wilden darinnen versteckt halten, und um von denen Europäern nicht verfolgt zu werden, daselbst verbergen müssen, so ergiebt es sich daraus von selbst, daß ihre Einödden, Klüfte und Thäler, keinen Aufenthalt solcher Menschen gestatten können, die entweder mit Getraidebau oder Viehzucht, auf eine rechtschaffene Weise ein ehrliches Gewerbe treiben wollen.

Inzwischen hat eine mit Gefahr und Beschwerlichkeit unternommene Untersuchung eines grossen Theils des Gebirges, gegen die ostliche Seite nach dem indianischen Meer es doch soweit gebracht, daß man in einigen Thälern einer unermeßlichen, bisher unbekannt gewesenen Gebirgskette, sowohl die schönsten

Trif-

Triften zur Viehzucht, als auch Getraidefelder entdeckt hat. Es ist zwar daselbst alles anjetzo noch gleichsam in seiner ersten Kindheit, und erst die Zukunft läßt uns den Wachsthum einer solchen Bevölkerung und einen fortgesetzten Anbau dieser Gegenden hoffen, welche denen bereits einträglichen Pflanzörtern gleich kommen und wo nicht mehrere, doch wenigstens eben so ersprieslische Produkte als diese liefern werden.

Die bisherigen Ländereyen, allwo die Europäer und ihre Nachkömmlinge die Viehzucht, den Acker- und Weinbau betrieben haben, ermangeln zwar nicht aller Orten gänzlich des zur Hauswirthschaft so nöthigen Holzes; allein das, was man bishero vorgefunden hat, dienet blos zur Feurung. Bau- und Nutzholz ist wenig oder nichts vorhanden, und insbesondere reißt auch der Mangel des Brennholzes in der Stadt und auf denen zunächst derselben gegen Norden, besonders in der Mitte des Landes liegenden Pflanzungen, täglich mehr und mehr ein. Mit den schwersten Kosten hat alles Bau- und Nutzholz zeithero aus den nordlichen Reichen, Schweden, Norwegen und Dännemarck nach Holland, und von dort nach dem Vorgebirge müssen geschafft, und von denen dasigen anbauenden Kolonisten im theuer-

 sten

sten Preise erkauft werden. Hierdurch ist es geschehen, daß die mehresten Einwohner des platten Landes, sich nur gar schlechte Wohnungen erbauen können, und die abgelegensten derselben, bei ihren großen Viehreichthum sich mit den schlechtesten Wohngebäuden behelfen müssen. Seitdem aber die Vermehrung der Familien, die vielen Nachkömmlinge der ehemaligen europäischen Kolonisten genöthiget hat, neue bewohnbare Gegenden aufzusuchen; so haben diese auch in denen Gebirgen, welche ehedem Niemand zu besteigen sich getraute, nicht allein die prächtigsten Viehtriften, sondern auch Waldungen entdeckt, die ausser dem nutzbarsten Holze, auch andre von denen Bäumen herrührenden Produkte liefern können. Das Gummi arabicum, welches man bishero von denen afrikanischen Küsten zwischen den Wendezirkeln besonders von Senegal holen müssen, und der sonst nur in Amerika bekannt gewesene Wachsbaum, sind in diesen Gegenden bereits entdeckt und aufgefunden. Die an verschiedenen Orten auf unsern Vorgebirge häufig wachsende Aloe oder Goreestaude, ist bishero als überflüßig und unnütze geachtet worden. Seitdem aber ein getreuer Sklave seinem Herrn den Nutzen davon gezeiget und ihm gelehret hat, wie das Aloe-Gummi, welches

ches in der Medicin sehr nützlich verbraucht wird, davon zubereitet wird; so ist dieses Material bereits zu einen solchen Handlungszweig gediehen, daß ein in der Stadt wohnender Bürger, nämlich des vorgedachten Sklavens Brodtherr, ein Privilegium exclusivum darüber ausgewürkt und bekommen, zugleich aber auch den Sklaven aus Dankbarkeit, zum Aufseher über die Arbeiter ernennet hat. So wie aber die entdeckten undurchdringlichen Waldungen des sogenannten Groß-Vaters-Busch, im Houtniquas-Land, Quammedacka, Hinter-bruyntjes-hoghte und in den noch unbereisten Sizikamma, welche Länder allesammt an die Seekante der östlichen Seite des Vorgebirges gelegen sind, ein sehr nutzbares Holz zu liefern versprechen, so ist ganz natürlich zu vermuthen, daß wenn diese Waldungen nur erst so weit etwas aufgeräumt und von denen zwischen den Bäumen wachsenden Dornbüschen befreyet worden, sie ein mehreres als bloßes Brennholz liefern werden. Schon wollte der Herr Lieutenant und nachherige Kapitän Allemann im Jahre 1734. auf einer Reise, die er mit dem Herrn Gouverneur Jan de la Fontaine nach der Muschel-Bay und von dort noch zwei Tagereisen weiter gethan hatte, schwarzes Ebenholz entdeckt haben. Auf dem Vorge-

birge giebt es zwar hin und wieder einige Bäume die ein rothes Holz haben: allein es ist nur eine Art rothes Elsenholz, welches nach meiner selbst gemachten Probe, keine rothe Farbe von sich giebt. Im Jahr 1761. aber hat man bei Gelegenheit eines ausgeschickten Landzuges in dem Lande der großen Namacquas-Hottentotten am Draay-rivier, schöne hohe und dicke Bäume von rothem Holze vorgefunden, von welchen man noch eher vermuthen kann, daß sie zur Färberey dienen könnten. Die in denen Waldungen und Wüsteneyen sich in unzählbarer Menge aufhaltenden wilden Büffelochsen, könnten, wenn ordentliche Jagd auf sie gemacht würde, sowohl wie in Amerika, mit ihren Häuten einen wichtigen Handlungszweig abgeben.

Der sogenannte Dorn-Strauch, Wacht een beetje, (wartet ein wenig, weil man im vorbeigehen sich immer die Kleider loshäckeln muß) kann wahrscheinlicher Weise derjenige seyn, der auf Madagaßkar das Drachenblut (Sanguis draconis in guttis) liefert. Und wer kann alles wissen, was für Produkte aus dem Pflanzenreiche, in so undurchdringlichen noch nie durchsuchten Waldungen verborgen liegen. Man kann aber blos aus ihrem Daseyn schon eine Möglichkeit abnehmen, daß nach Verlauf

eini-

einiger Zeit sich das Blatt wenden und man vermuthen kann, an statt, daß ehedem vieles Holz aus Europa nach Afrika gekommen ist, künftig ein mehrers aus Afrika nach Europa geschickt werden könnte: zumalen da alle diese aufgefundene Waldungen an dem Strande des indianischen Meeres liegen, in dessen Buchten, wenn gleich nicht allenthalben große — dennoch fast überall kleine Schiffe einlaufen, und das Holz oder andre Produkte vor der Hand bis in die Taafel-Bay bringen können.

Herr Sparrmann, der gelehrte schwedische Arzt, der eifrige und unermüdende Naturforscher, der alle Gefahr und Schwierigkeiten mit kaltem Blute verachtete, und keinen Erzehlungen einen höhern Beifall beilegte als sie verdienten, und der alles dasjenige selbst untersucht und mit Augen gesehen hat, was er für wahrhaft ausgiebt; dieser forschende Reisende (sage ich) hat es sich angelegen seyn lassen, eine Gegend des Vorgebirges, dessen Pfade noch von wenig Menschen betreten waren, von der Kap-Stadt an, bis an das Land des eigentlichen Caffraria und bis an das Land der Tambuckis und Mambuckis, das ist, bis an die Schneeberge des Camdebo-Veldes, und also noch weiter als der Doctor Thunberg und

* 5 Fr.

Fr. Masson gewesen seyn, zu bereisen und zu durchsuchen. Diesen Mann nach meinem Genie, das ist wahrhaft und zuverläßig, habe ich in diesem zweiten Theil sehr zu Rathe gezogen und mir seine Reisebeschreibung, in soweit solche das Vorgebirge der guten Hofnung betrift, zu Nutze gemacht. Allein seine Reise begreift nur einen Weg durch das von der Bayfalß an, bis fast an das Camdebo-Veld sich erstreckende Felsengebirge, welche Gegenden kaum seit 25. Jahren einigermaßen bewohnt und angebauet worden. Camdebo-Veld wird dasjenige Land genennt, welches gegen Norden von der Kapstadt am entferntesten liegt, über welchen weiter hinaus noch kein Europäer gekommen ist. In den entlegensten Nordöstlichen Gegenden an gedachten Camdebo-Veld, haben zwar schon seit geraumer Zeit verschiedene Landwirthe ihre Pflanzungen oder vielmehr Viehplätze errichtet gehabt, und die Herren Thunberg und Masson sowohl als Herr Sparrmann, trafen bey die Beiden am weitesten von der Stadt wohnenden Landbauern Jacob Kock und Jacob van Rennen ein, welche bereits gar alte, ansehnliche und an Vieh reiche Wirthe waren. Diese aber, wenn sie etwan jährlich einmal nach der Stadt reisten, haben es niemalen wagen dürfen, den

nach-

nächsten Weg durch dasjenige Gebirge aufzusuchen, welches Herr Sparrmann paßiret ist. Sie begaben sich jederzeit mehr nach dem innern Theil des Landes, der bereits bewohnt und angebauet war; nämlich diesseit der Langen-Kloof, durch das Anthoni-Feld, kalte und warme Bock-Feld, und den beiden Ländern schwarz Land und rothe Sand, nach dem Kap.

Hiermit stelle ich also meinen Gewährsmann auf, der mir dasjenige von einigen Gegenden in die Feder gegeben hat, was bei meiner Anwesenheit auf dem Vorgebirge noch in der Finsterniß der Unwissenheit verborgen lag. Wer nun diese meine gegenwärtige Beschreibung gelesen hat, und Neugierde besitzt des Herrn Sparrmanns Reise nach dem Vorgebirge der guten Hofnung, welche im abgewichenen 1784. Jahre zu Berlin bey Haude und Spener an das Licht getreten ist, ebenfalls zu lesen, der kann erforschen ob mein Zeuge unverwerflich ist.

Ich habe in dem dritten Abschnitt des fünften Kapitels im ersten Theile, allwo ich von der Kompagnie publiquen Gebäuden geredet, auch die drei Gärte der Kompagnie beschrieben, und bei dem in der Stadt befindlichen Garten, denjenigen widersprochen, welche behaup-

haupten, daß über demselben und gegen den Tafelberg zu, ein großer Platz eingezäunt sey, in welchen verschiedene wilde Thiere, wie in einem Thiergarten aufbehalten werden. Ich habe recht gehabt und jene haben ebenfalls richtig davon geschrieben, nur mit dem Unterscheid, daß bei meiner Zeit kein einziges Thier darinn gehalten, sondern die Zugochsen der Landleute inzwischen daselbst geweidet worden, wenn sie nach der Stadt kamen und ihre Geschäfte verrichteten. Herr Sparrmann hat mich eines andern belehret. Er erzehlet in seiner Beschreibung, daß er in selbigen, Zebras, verschiedene Arten von Antilopen, Strauße, Casuare, auch sogar ein kapsches wildes Schwein und mehrere andre Arten von Thieren darinnen gesehen habe. Herr Sparrmann verdient viel zu viel Glauben, als daß man an seinen Erzehlungen zweifeln sollte: und nachdem ich mich durch verschiedene Wege, nach der Wahrheit und nach der eigentlichen Beschaffenheit dieses Thiergartens, auf das genaueste erkundigt habe; so bin ich auf das zuverläßigste unterrichtet worden: daß der vorige Gouverneur der Herr Ryck Tulbagh denselben angelegt und in gegenwärtigen Stand gesetzt habe. Dieser rechtschafne Menschenfreund, der alles mögliche angewendet hat, seine Mitmenschen

so

so viel an ihm gelegen glücklich zu machen, hat sich auch alle Mühe gegeben die Naturgeschichte des Thier- und Pflanzenreichs, in Europa zu befördern und zu unterstützen. Er hat verschiedene Cabinetter, auch Thier- und Ziergärte vornehmer Personen, besonders des Prinzen von Oranien, mit Seltenheiten bereichert, die denen Gelehrten bis dahin entweder gar nicht oder sehr unvollkommen bekannt waren. Der französische Autor, der unter dem Titul eines Offiziers du Roy, seine Reise nach Isle de France und Bourbon beschrieben hat, sagt unter andern von diesem Gouverneur, daß er sein großes Vermögen nur dazu angewendet habe, die Bürger der Kap glücklich zu machen; und daß Niemand vor dessen Wohnung vorbei gegangen sey, der, obschon der Gouverneur nicht zugegen gewesen, unterlassen hätte seinen Hut aus Hochachtung und Ehrfurcht abzuziehen. Wie wenig Gouverneurs giebt es doch in der Welt, die bei ihren einträglichen Gouvernements, nicht mehr auf ihren eigenen als der Untergebenen Vortheil sehen, und wenn sie Kisten und Kasten mit Reichthümern angefüllt haben, sich wieder davon machen, um ihr Vermögen in sanfter Ruhe zu genießen.

In dem VII. Kapitel des ersten Theils habe ich auch gemeldet, daß die ostindische Kompagnie in allen ihren weitläuftigen Ländern nur

allein

allein auf Batavia einen Generalmajor halte, unter dessen Befehlen alle übrige Kapitäns der Miliz, außer dem auf dem Vorgebirge der guten Hofnung immediate stehen, und daß zwischen diesem Generalmajor und denen Kapitäns keine Mittel- oder Staabsoffiziers angesetzt würden. Dieses ist ein Principium bei der ostindischen Kompagnie, das von jeher beobachtet worden. Dahero weis ich nicht, was es gegenwärtig vor eine Beschaffenheit mit dem sehr gerühmten und unter den gelehrten Naturkundigen bereits sehr bekannten Herrn Gordon habe; den einige einen Kapitän, andere einen Major und wohl gar einen Obristen nennen. Hat die ostindische Kompagnie bei Gelegenheit des leztern Seekrieges mit Engelland nöthig gefunden, der kapschen Miliz ein Oberhaupt vom höhern Rang und Caracter vorzusetzen, oder ist nur seine Befehlshaberstelle nach seinen Verrichtungen abgemessen, und in diesem Fall mit einem Staabsoffizier-Range und Titul beehret worden, davon kann ich keine Auskunft geben. Ein Kapitän auf dem Vorgebirge vertritt allerdings die Stelle eines Obristen oder Brigadiers über die ganze Miliz, und die Subalternoffiziers kommandiren die Kompagnieen als Kapitäns. Diejenigen also, denen die militärische Einrichtung nicht bekannt ist, können (wie ich vermuthe) den

Ti-

Titul, nach den Posten den der Kapitän bekleidet, reguliret oder vielmehr sich eingebildet haben. Wie es denn offenbar genug am Tage liegt und ich auch l. c. gezeigt habe, daß sich der Abt de la Caille in der Person und Qualität des Kapitäns der Miliz, sehr geirret habe.

Vielleicht erwarten manche meiner Leser in diesem zweiten Theile, eine Beschreibung und Abbildung der mancherlei Thiere, der Vögel, der Fische, der Schlangen und der Insekten; allein alles dieses habe ich zu liefern nicht versprochen, und es gehöret auch nicht in mein Fach. Ich bin weder Zoologe noch Naturkündiger. Ich bleibe bei dem Aeußerlichen stehen, was meine Augen sehen, meine Hände begreiffen, und mein Verstand in Polizeysachen fassen kann. Eine geographisch, topographische Beschreibung des ganzen Vorgebirges habe ich versprochen; was auser dieser meiner Sphäre ist, darüber mag ich mich nicht einlassen; ich möchte mich nur gar zu deutlich blos geben, und zuletzt an den Tag legen, daß ich nichts davon verstehe. Wäre ich in meinen jüngern Jahren oder damalen wie ich noch in Afrika war, von einem solchen gründlich gelehrten Mann wie der Doktor und nunmehriger Professor Herr Sparrmann ist, angeführet worden; so könnte es seyn, daß mein von Natur forschendes Genie es weiter gebracht hätte, als anjetzo,

jetzo, da ich das wenige was ich von der Naturlehre verstehe, erst nachdem ich aus Afrika zurück gekommen bin, erlernet habe. Indessen will ich mich doch so weit es meinen Kräften angemessen ist, bemühen, dem geneigten Leser diejenigen Thiere, auf welche in den entferntesten Gegenden des Landes, Jagd gemacht zu werden pfleget, bekannt zu machen. Mit dem Geflügel, mit denen verschiedenen Arten der Schlangen und andern giftigen Thieren, wie auch Insekten und Pappillions kann ich mich nicht einlassen, ich würde mich zu weit über meine gesetzten Gränzen erweitern und überdem an Tag legen müssen, daß ich wenig Gründliches davon schreiben könnte.

Uebrigens überlasse ich einem jeden, dasjenige was ich von diesem afrikanischen Vorgebirge geschrieben habe, mit jedem andern Schriftsteller zu vergleichen und zu beurtheilen, wer von uns recht und die zuverläßigsten Nachrichten aufgesetzt habe. Heißt es bereits schon in des Hrn. Abt de la Caille Reise nach dem Vorgebirge der guten Hofnung, altenburgischer Edition pag. 295. „der Herr de la Caille hat nunmehr vollends den Werth dieses Werks (Kolbens Caput bonæ spei) durch seine kritische Anmerkungen über dasselbe, und durch seine Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche „der Einwohner des Vorgebirges völlig ent-

„schie-

„schieden," so verhoffe ich auch dasjenige erläutert und verbessert zu haben, was der Abt de la Caille, aus Mangel der Zeit, und weil er der holländischen Landessprache nicht mächtig gewesen, nicht recht untersuchen können, sondern auf Treu und Glauben derjenigen Personen, die ihm als einem Fremdling, nach dortiger sehr mitleidenswürdigen Gewohnheit, verschiedene Unwahrheiten aufgeheftet haben, niedergeschrieben hat.

Die zwei letzten Kapitel, welche von den ursprünglichen Einwohnern, den Hottentotten handeln, hätte ich zum Vergnügen dererjenigen die sich gerne an wunderbaren und seltenen Gebräuchen der wilden Völker ergötzen, ungemein erweitern und verlängern können: Allein wenn ich nach meiner Obliegenheit blos bei der Wahrheit stehen geblieben wäre, so würde das übrige in Kleinigkeiten bestanden haben, die gesetzten Gemüthern zuletzt nur überflüßig und unangenehm geschienen hätten. Ich versichre aber, daß an allen dem, was überdem so ich gemeldet habe, Kolbe, und aus ihm verschiedene andre geschrieben haben, mit der Wahrheit in soweit nicht übereinstimmt, als sie zur Verlängerung ihrer Berichte aus Vergrösserung einiger nichtswürdigen Kleinigkeiten so hingeschrieben haben, und man mit Recht von ihnen

 sagen

sagen kann: Aus entfernten Ländern läßt es sich gut Lügen erzehlen. Wären mir einige mehrere wahrhafte und dabei des Erzehlens würdige Gebräuche, Gegenstände und Gewohnheiten von diesem Volke bekannt, so wäre es mir ein leichtes gewesen, noch einige Bogen Papier mehr zu beschreiben: da aber dieses nicht ist, so habe darum weniger geschrieben um wahrhafter und zuverläßiger zu schreiben. Denn ich überlasse es der Beurtheilung eines jeden vernünftigen Lesers selbst, was davon zu halten sey? wenn Kolbe pag. 505. sagt: daß sie das Kürschnerhandwerk so gut als die Europäer verstehen, weil sie ihre Felle mit Kühmist und Fett einschmieren und dadurch weich und stinkend machen. Pag. 508. werden sie von diesem Schriftsteller als Riemer, pag. 509. als Metzger, pag. 512. als Mattenmacher, pag. 513. als Seiler, pag. 514. als Töpfer, pag. 515. als Bader angepriesen; da doch alle ihre Fabrikata auf ein elendes Geschmiere und Pfuschern herauskommt, besonders aber ihr Viehschlachten auf ein mitleidenswürdiges Martern des Viehes, unter beständigen Brüllen, Geblöcke und ängstigenden Seufzen der unvernünftigen Kreatur, hinaus läuft. Daß endlich die Hottentotten das Kupfer einigermassen zu schmelzen und unförmlich zu giessen wissen,

sen, ist nunmehro wie im VIII. Kapitel dieses zweiten Theils zu ersehen ist, völlig erwiesen. Daß sie aber nach Kolbens Zeugniß pag. 515. das Eisen aus dem Eisenstein zu schmelzen verstehen sollten, das ist eine kolbische Erzehlung.

Ich will mich aber mit keinen Wiederlegungen weiter einlassen; genug Kolbens Werk und dessen Werth ist entschieden; meine Beschreibung soll noch erst entschieden werden, ich submittire sie einem jeden vernünftig beurtheilenden Leser, dem ich mich bestens, Ihn aber der göttlichen Güte und Obhut empfehle.

D. F. Menzel.

Glogau,
den 26ten Februar 1787.
an meinem 78ten Geburtstage.

Innhalt des zweiten Theils.

Seite.

Das



Das erste Kapitel.

Einleitung zur allgemeinen Beschreibung des platten Landes, auf dem Vorgebirge der guten Hofnung.

So wie unter der allgemeinen Benennung des afrikanischen Vorgebirges der guten Hofnung, nicht allein die äußerste südliche Spitze von Afrika, welche im eigentlichen Verstande ein Vorgebirge genennet zu werden verdienet, sondern auch das darzu gehörige weitläuftige Land, so weit es die holländische ostindische Kompagnie in Besitz genommen hat, und inskünftige noch bevölkern dürfte, verstanden wird; so hat es auch die Ordnung und

die Deutlichkeit erfordert, das eigentliche Vorgebirge von dem platten Lande zu separiren, und jedes besonders zu beschreiben. In dem ersten Theile haben wir bereits von allem demjenigen gehandelt, was zu der geographischen Beschreibung des Landes nach seinen äußern Grenzen gegen Osten, Westen, Süden und Norden gehöret. Wir haben einen ausführlichen Bericht von der Regierung, vom Militärstande, von der Landesverfaßung, dem Justiz- Polizei- und Finanz-Wesen, publiquen und Privat-Gebäuden, von den Sitten und Gebräuchen, und von denen Sklaven abgestattet.

Die eigentlich sogenannte Tafel-Balley ist also gleichnißweise, als das Herz und der Mittelpunkt des ganzen Landes anzusehen, in welchen alles was in diesem Lande erzeugt, gewonnen, gehandelt, gesammlet, geliefert und kontribuiret wird, zusammen kömmt, und aus selbigem wieder in allen Gegenden ausgebreitet wird. Der Ueberschuß ist als ein Gewinn der Oberherrschaft oder der ostindischen Kompagnie anzusehen; und obzwar nicht alles was eingenommen wird, als ein reiner Gewinn angesehen und abgeliefert werden kann, sondern die Ausgaben welche jährlich einige Tonnen Goldes betragen, abgezogen werden müssen, so wird doch alles was eingenommen wird, der Kompagnie angeschrieben und verrechnet, und sodann erst, wird der Etat der Ausgabe aus der Kompagnie Kaße erhoben, und sowohl mit einer besondern Unkosten- als Vorschuß- und Abrechnungs-Rechnung justificiret. Zu der Unkosten-Rechnung werden die Salaria und solche

Aus-

Ausgaben gezogen, welche zu Unterhaltung aller Kompagniebedienten und der Sklaven, zu Vermehrung der publiquen Gebäude und deren Unterhaltung, zum Eintauschen des benöthigten Zugviehes und dergleichen mehr erforderlich seyn. Zu dem Vorschuß rechne ich dasjenige was denen holländischen Schiffen der Kompagnie zu ihrer Erfrischung und Ersatz des Abganges ihrer benöthigten Viktualien erfordert, wie auch was im Lande gewonnen oder erkauft und sowohl nach Holland als nach Batavia unentgeldlich abgeliefert wird. Die Abrechnungs-Rechnung enthält endlich eine Balance alles dessen was das Kapsche Gouvernement sowohl an Waaren zum Verkauf aus Holland und Indien, als auch an Auszahlungen für die Transport- und andre Schulden der Bedienten, wie auch an zugut gemachten Gehalt dererjenigen so nach Europa retourniren, in Holland empfangen und also von dem Etat der Ausgaben zu ersparen hat.

Alles was zu der städtischen und bürgerlichen Communität gerechnet und gezogen werden kann, ist gleichfalls in dem ersten Theile dieser Beschreibung vermerkt und wie ich verhoffe deutlich und verständlich genug vor Augen gelegt worden. Wir haben auch hin und wieder einige Anmerkungen angeführet, welche den Landstand mit der Bürgerschaft combiniren, wobei eines dem andern die Hand bieten muß. Da inzwischen dieses alles nicht über die Grenzen des Tafel-Thals gehet, so müssen wir vors erste dasjenige nachholen, was zwar überhaupt das ganze platte Land, insbesondre aber denjenigen



Distrikt anbetrifft, welcher der Kapsche genennet wird.

Bald Anfangs nachdem das Vorgebirge von einer beträchtlichen Anzahl Kolonisten, die sich hin und wieder und in verschiedenen Gegenden des Landes niedergelassen hatten, besetzt war; so erforderte es die Klugheit, die Ländereyen nach ihrer Lage in gewisse Distrikte und die Bewohner in verschiedene Gerichtsbarkeiten abzutheilen, damit man nicht allein wisse und der Kompagnie anzeigen könne, wie und wo das Land angebauet worden; sondern auch die Besitzer der Landgüther in behöriger Ordnung erhalten und nach eines jeden Angelegenheit und Umständen regiert und zugleich angewiesen werden könten, wohin ein jeder nach Erfordern seine Zuflucht nehmen und Recht und Gerechtigkeit erlangen möge. Außer der Tafel-Valley und denen nahe gelegenen Feldern um dieses Thal, ließen sich die übrigen Kolonisten zuerst in- und um die Gegend nieder, welche nachhero Stellenbusch genennt wurde, und allwo durch einen Anbau verschiedener nahe gelegenen Wohnungen ein Dorf entstand, welches etwan dreißig Häuser in sich faßt, und wie gesagt Stellenbusch, die ganze Gegend daherum aber der Stellenbuschische Distrikt genennt wurde. Dieses gab natürlicher Weise den Unterscheid zwischen diesem und demjenigen Distrikt der näher an der Stadt und um die Tafel-Valley angebauet war, welcher dahero auch der Kapsche genennet wird.

Bei größern Anwuchs der Kolonie erwählten die neu ankommenden französischen Refugies drei Ge-

Gegenden zu ihren Niederlassungen, deren erstern sie den Namen la petite Rochelle beilegten, die Holländer aber die franze Hoeck oder die französische Ecke nannten. Die zweite und dritte Gegenden welche die nachfolgenden Refugies zum Anbau in Besitz nahmen, wurden von dem Herrn Gouverneur Simon van der Stell unter dem allgemeinen Namen Drakenstein benennet, wozu ihm folgender Vorfall Gelegenheit an die Hand gab. Es entsponnen sich nehmlich einige Zwistigkeiten zwischen dem Herrn Gouverneur und denen Kolonisten zu eben der Zeit da die ostindische Kompagnie Anno 1685. einen General-Commißarium Namens Freiherrn von Rheede mit der unbedingten Vollmacht auf das Vorgebirge schickte, um daselbst alles nach eigenem Gutbefinden einzurichten und in Ordnung zu setzen. Der Herr Gouverneur van der Stell dem etwan schwindeln mochte, daß er wegen denen vorgefallenen Streitigkeiten vom General-Commißario möchte zur Verantwortung gezogen werden, suchte diesem vorzubeugen; und da ihm bekannt war, daß gedachter Freiherr von Rheede in der niederländischen Provinz Utrecht eine eigenthümliche Herrschaft besaß, welche Drackenstein genennt wird; so gab er obgedachten Beiden von denen Refugies occupirten Landstrichen dem Freiherrn zu Ehren den Namen Drackenstein, welches denn auch so gut aufgenommen wurde, daß die Streitigkeiten auf beiden Seiten gütlich abgethan wurden und der Herr Gouverneur nicht erst darüber in Ungelegenheit kam.

 Diese

Diese beiden nur gedachten Distrikte der Stellenbuschische nehmlich und der Drakensteinische, liegen längst der Ostseite, der Stadt aber ganz nordlich; sind jedoch von der wahren Ostseite des Vorgebirges durch eine ungeheure Kette von Bergen so abgeschieden, daß das Land was zwischen diesen beiden Distrikten und der östlichen Küste an dem indianischen Meere liegt, binnen den ersten hundert Jahren unbewohnt und unangebauet hat müssen liegen bleiben. Nur erst in der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts haben sich Leute gefunden die herzhaft genug waren, die Gebirge zu ersteigen und jenseit denselben neue Pflanzörter aufzusuchen und anzulegen.

In der Mitte des Landes westlich etwan 12. bis 13 Meilen von der Stadt nach Nord-Osten zum Norden und von dem Mittelpunkt des Drakensteinischen Distrikts, woselbst eine kleine Kirche erbauet ist, nach Nordwest zum Norden, ist die nachhero und zu Anfange dieses Jahrhunderts angebauete Gegend vom Herrn Gouverneur Wilhelm Adrian von der Stell nach dem Namen einer mit ihm anverwandten ansehnlichen Familie in Amsterdam, das Land von Wavern genennet und zu einem besondern Distrikt welcher eine Parochie ausmachen soll, abgetheilet worden.

Der fünfte Distrikt, welcher von dem Lande von Wavern und von der grünen Kluft in Norden liegt, wird wegen seines schwarzen Bodens, das schwarze Land genennt. Er soll zwar eine Parochie vorstellen, hat aber meines Wissens noch nie einen

eigenen Prediger gehabt, und ich zweifle ob noch bis dato einer angesetzt worden.

Der sechste Distrikt welchen der Herr Gouverneur Schwellengrebel um das Jahr 1748. angelegt und nach seinem Namen Schwellendamm genennet hat, ist zwar ebenfalls zu einer Parochie bestimmt, hat aber eben so wenig eine eigene Kirche und Prediger, als die beiden vorher gedachten Distrikte. Sie möchten auch alle drei schwerlich besondre Gemeinden ausmachen und jede einen besondern Prediger bekommen, weil die Kolonisten daselbst sehr weitläufig aus einander wohnen und daher wegen ihrer Entlegenheit von der Kirche sehr selten hinein kommen möchten. In Europa heißt es zwar nach dem Sprüchwort: proximus ecclesiæ semper vult ultimus esse, und diejenigen welche in ecclesia pressa leben, dabei ihren Gottesdienst nur in Kirchen abwarten können, welche öfters zwei, drei, auch vier und mehr Meilen von ihrem Wohnungs-Orte entlegen sind, pflegen die Begierigsten nach Gottes Wort zu seyn und die obschon entferntesten Gotteshäuser am fleißigsten zu besuchen. Allein in Afrika ist es auf dem platten Lande ganz anders gestellt. Man pflegt den Sabbath nur mit Müßiggehen und Ruhe von der Arbeit zu feiern. Nur selten wird bei einem oder dem andern Landwirthe am Sonntage ein Predigt- oder anderes geistliches Buch in die Hand genommen, und bei denen allerwenigsten findet man nur zuweilen eine Bibel. Glücklich sind diejenigen Sklaven, deren Brodherren noch so viel Religion besitzen ihnen des Sonntags einige Ruhe

zu gönnen. Zur Zeit der Erndte aber fällt alle Sabbathsfeier gänzlich weg; und das kann auch füglich nicht wohl anders seyn: denn wenn das dortige Getraide einmahl anfängt zu reifen, so müssen vors erste alle etwas erhabene Ackerflecke welche zuerst zeitig werden, ausgeschnitten werden, und kaum läßt das übrige soviel Zeit daß man es mit gesammter Hand nachholen kann. Was des Abends noch weich und unreif scheinet, ist bei einer recht warmen Nacht bis zum ausfallen der Körner überreift. Solte man nun große Ackerstücke um der Sonntagsfeier willen stehen und das Getraide ausfallen und verderben lassen, so wäre dieses eben so sündlich als den Sonntag entheiligen. Dahingegen sind aber die mehresten Bauern so billig, daß sie ihrem Gesinde nach vollbrachter Erndte einen Wochentag zum Recreationstage einräumen, und ihnen nach Verhältniß der Anzahl oder der Personen eine Quantität Wein zum Besten geben. Der Bauer selbst pflegt sich an einem solchen festlichen Tage mit seiner Familie, denen gemietheten Gehülfen und einigen Nachbarn lustig zu machen. Hat er einen Sklaven oder Bastard-Hottentotten der etwas auf der Geige kratzen kann, so muß derselbe herzu und dann gehet es mehr an ein Springen als an ein Tanzen. Unter den Sklaven und Hottentotten hat es mehrentheils Weibsleute die zu dem Tanz der Sklaven den Takt auf eine Ravekinge, welche unten beschrieben werden soll, klimpern können, zu dessen höchst disharmonischen Klang ein anderer Sklave oder Hottentott auf dem Gom-Gom ein paar falsche Töne angiebt.

Das

Das platte Land überhaupt genommen bestehet aus vielen Bergen, Felsen, Hügeln, Thälern, Ebenen, Buschwerk, Waldungen, Sandstrichen, Korn- und Grasfeldern, großen und unzähligen kleinen Flüßen, welche letztere aber alle im Sommer austrocknen. Wie sich denn auch hin und wieder Salz-Gruben, warme Bäder, reichhaltige Kupfer-Berge und Gegenden auffinden, wo Salpeter in Ueberfluß zu sammlen wäre. Diese beiden letztern aber können wegen ihrer Entlegenheit, Holz- und Wasser-Mangel nicht benutzt werden. Land-Seen giebt es wenige, und Teiche gar nicht. Doch hat der Gouverneur W. A. v. d. Stell in Hottentotts-Holland einen großen Wasser-Behälter ausgraben lassen, um das zur Regenzeit daselbst von denen daherum liegenden Bergen herabfließende Wasser zu sammlen, und zu einer von ihm angelegten Wasser-Mühle aufzuheben. Im Jahr 1776. soll nach Sparrmanns Bericht, etwas nordwärts vom Rothen Sande ein Binnen-See seyn entdeckt worden. Auch soll man nach eben diesem Bericht und nach Aussage einiger Bauern die an die Schneeberge wohnen erfunden haben, aus dem großen Kaktus eben so guten Brandtwein als aus Getraide und Weintrauben zu brennen. Was aber unter dem Kaktus verstanden werde und ob die ganze Erzehlung nicht eine gewöhnliche afrikanische Erdichtung sey, weis ich nicht.

Wasser-Mühlen findet man sehr wenige. Nur bei der Stadt ist eine Wasser-Mühle welche der Kompagnie und eine Wind-Mühle die der Bürger-

 schaft

schaft gehöret. Außer diesen sind mir im ganzen Lande keine bekannt, als zu Stellenbusch, Drakenstein, Hottentotts-Holland und in Simons-Vallen. Die zu Elzenburg welche der ehmalige Vice-Gouverneur Elzevir angelegt hatte, ist meines Wissens wieder eingegangen oder wenigstens von keinem großen Nutzen, weil sie nur in der Regenzeit Wasser genug hat. Daher müssen sich diejenigen Landleute welche von gedachten Mühlen etwas entfernt wohnen mit Handmühlen behelfen, und diese bestehen eigentlich in eisernen etwas großen Kaffeemühlen, dergleichen sich in Teutschland die Krämer welche starken Abgang von Kaffee haben bedienen, und an den Verkauf-Tisch befestiget seyn. Die Kapschen Einwohner aber befestigen solche an den Wänden, und es ist den Sklaven eine saure Arbeit, wenn sie wechselweise daran gehen und wie mehrentheils geschicht, jeden Tag ¼. Mudde Getraide damit abmahlen müssen.

Die Ursache warum so wenig Mühlen angelegt sind, liegt an denen im Lande befindlichen Flüßen selbst. Denn außer dem Salz-Fluß unweit der Stadt, dem kleinen Berg-Rivier, dem großen Fluß (großen Berg-Rivier) und dem großen Fisch-Fluß wie auch dem Elephanten-Fluß, nehmlich demjenigen der seinen Ausfluß ostwärts in die St. Sebastians-Bay hat, und daselbst Gauritz-Rivier genennt wird, trocknen alle andre Flüße im Sommer aus. Es ist aber noch nicht völlig ausgemacht, ob der zuletzt benannte Elephantenfluß nicht eben derselbe sey, der der große Fluß oder das große Berg-

Rivier

Rivier genennt wird. Winters- oder in der Regenzeit, laufen alle Flüße sehr an, überschwemmen die Ufer und würden die daran erbaueten Mühlen ihres schnellen Abflußes wegen mit fortreißen. Zu diesem kommt noch, daß man wegen Mangel des Holzes keine Wehre anlegen und dadurch das Wasser aufhalten und in Mühlgraben ableiten kann. Möglich wäre zwar alles zu machen, allein der davon zu hoffende Vortheil würde den Aufwand nicht ersetzen. Das einzige Mittel dem Mangel der Wassermühlen abzuhelfen wäre dieses, daß in Holland verschiedene Windmühlen erbauet, und zerlegt nach Afrika geschickt würden. Jedoch auch diese würden nicht sehr einträglich seyn; denn da die Bauern in den mehresten Gegenden sehr zerstreut von einander wohnen, so würde es ihnen viel zu beschwerlich fallen, wenn sie ihr Getraide auch nur 3. oder 4. Meilen weit zur Mühle bringen, und wie es öfters zu mahlen bei ermangelnden Wind geschiehet, viele Tage darauf warten müßten.

Ich bin jederzeit sehr in Verlegenheit gesetzt, wenn ich in Gesellschaften von diesem afrikanischen Lande befragt werde, und discursive einen Abriß davon geben soll; denn man kann es nicht unfüglich ein Land des Wiederspruchs nennen. Sagt man zum Exempel daß das Land voll von hohen und zum Theil unersteiglichen Bergen sey, so weis man gegentheils doch schon, daß es die schönsten Ebenen und reicheſten Kornfelder hat. Das ganze Land wird mit vielen großen Strömen und unzähligen kleinen Flüßen, Bächen und Quellen durchwäßert,

und hat doch Mangel an Wasser. Wild hat es eine erstaunliche Menge ja einen Ueberfluß von Antilopen, Gazellen, Wasser- und andern Geflügel, und doch ist ein Braten vom Waidwerk in den meisten Gegenden ungemein rar. Waldungen sind in unermeßlichen Stallungen vorhanden, zum Theil bereits entdeckt, zum Theil noch jetzo undurchdringlich, und gegentheils ist der Mangel sowohl des Brennholzes als besonders des Nutz- und Bauholzes sehr groß und reißt täglich mehr und mehr ein. Der Weinbau liefert einen Ueberfluß von seinem herrlichen Saft, und man findet Weine die sauer sind, auch wohl zu nichts anders als zu Eßig und Brandtwein dienen: ja mancher Einwohner hat nicht soviel daß ein Kranker einen Labetrunk davon haben könte. Salz findet man in denen Salzgruben in solchem Ueberfluß, daß das mehreste davon wieder verschmelzen muß, und von denen durch die Salzgruben fließenden Gebirgswassern ungenutzt mit fortgeschwemmt wird: und dennoch habe ich bei meiner Zeit einen großen Mangel daran erlebt. Die Gegenden dieses sonst ziemlich temperirten Landes sind auch in Rücksicht des Klima sehr verschieden. An einigen Orten trocknet die Sonnenhitze alles aus und scheint gleichsam alles zu versengen, wenn zur nehmlichen Zeit in denen Gebirgsgegenden und besonders um die Schneeberge, welche dem südlichen Wendezirkel und der Zona torrida am nächsten liegen, alles von Kälte erstarret. Im Jahr 1774. am 3ten December welches die wärmste Jahreszeit ist, war nach des Doct. Thunberg und Fr. Massons

Be-



Bericht der Boden im sogenannten Roggenfelde weiß von Frost, und in den Sümpfen war das Eis über einen Gulden dick, da ihnen doch nehmlichen Tages am Fuß des Berges die Hitze beschwerlicher fiel, als oben die Kälte. In verschiedenen Landstrichen müssen die Bewohner ihre Güther, wegen der großen Dürre verlassen, wenn andre wegen Ueberschwemmung die größte Ursache zu klagen haben. Dieses Letztere ereignet sich besonders um das große Fisch-Rivier, welcher zuweilen, ohne daß man einigen Regen wahrgenommen hat in sehr kurzer Zeit so geschwind an- und überläuft, daß reisende Leute die sich über Nacht an dessen Ufer aufgehalten, genug zu thun gehabt haben, sich, ihr Vieh, Wagen und Habseligkeiten zu retten, auch sogar einige zuweilen von dem Strome mit fortgerissen worden sind. Mancher Bauer der sein Vieh zu Tausenden zehlt, muß auf die Jagd gehen um magres Elend- Büffel- und Hirschfleisch zu bekommen und solches neben seinem fetten Rind- und Schaaffleisch statt Brods zu genießen. In theils Bayen und Buchten an den Seeseiten hat es Fische in Ueberfluß, welche sich auch zuweilen in die Mündungen der Flüße begeben und allda gefangen werden. In den Flüßen selbst aber findet man keine. Nur in einem einzigen Fluß den man den großen Fluß oder das große Berg-Rivier, Herr Sparrmann aber den Elephanten-Fluß und Gauritz-Rivier nennet, hat es Karpfen die denen europäischen gleich gehalten werden. Ein gewisser Jesuit dessen Namen mir entfallen ist, schreibt in einer kleinen Cosmographie die er heraus-

gegeben

gegeben hat, von der Stadt Genua; also: die Gewässer sind ohne Fische, die Weiber ohne Zucht und die Männer ohne Treu und Glauben. Will man dieses in Afrika auf die Flüße, auf die Sklaven und Sklavinnen appliciren, so glaube ich, daß man es von Afrika mit mehrerm Rechte als von Genua sagen könne. Jedoch alles mit Unterschied, und ein vernünftiger Leser wird es von selbst begreifen, daß der angeführte Wiederspruch verschiedener gegen einander streitenden Erzehlungen nur auf die verschiedenen Gegenden und Umstände zu deuten sey. Inzwischen kann man doch durch dergleichen Erzehlungen, die man nicht alsobald auseinander setzen und erklären kann, bei Gesellschaften in Verdacht der Unwahrheit gerathen; und hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen, so wird sich ein aufmerksamer Leser aus dem ersten Theile dieses Buches erinnern, wie ich gesagt habe, daß die Kapschen Bürger aus der Ursache keine Gastereyen anstellen, weil sie ihren Gästen keine außergewöhnlichen Speisen und besonders kein Wildpret vorsetzen können. Wenn nun bei anderer Gelegenheit und zu einer andern Zeit gesagt wird, daß die Antilopen und Gazellen, unter welchen Hirsche, Rehe, Waldböcke, Springböcke, Klippspringer und andre Arten des Wildprets mehr, verstanden werden, bei Hunderten und bei Tausenden, auch an manchen Orten Hasen, Rebhühner, Fasanen, wilde Enten, Schnepfen und Wasserhühner in Ueberfluß gefunden, geschossen und verspeiset werden; so scheinet es dem Unwissenden, als ob man sich selbst wiederspräche. Wenn

nun



nun der Discours sich nicht so weit extendiret, daß man es alsobald erklären und auseinander setzen kann, so kann man gar leicht als ein verlogener Mensch angesehen werden, und es heißt alsdenn wohl sogar man sey auf der Lüge ertappt worden. Es ist überdem schon gefährlich genug eines und das andre aus fremden Landen zu erzehlen, was in unserm Vaterlande unbekannt ist; zumal wenn man selbst nicht soviel Witz und Verstand besitzet einen außerordentlichen Gegenstand genau genug zu untersuchen oder physice zu beobachten. So hat Kolbe und aus ihm der Abt de la Caille und andre mehr gezeiget daß er ein sehr schlechter Naturkündiger sey, wenn er schreibet, daß das Regenwasser welches in der Regenzeit von den Bergen fließet, aus solchen ein Salz anziehe, welches wenn die Flüße im Sommer austrocknen, in tiefen Gruben zurück bleibe, sich daselbst coagulire und in Salz verwandle. Zum Ueberfluß will er dieses sein Vorgeben dadurch noch wahrscheinlicher machen, wenn er behauptet, daß diese Salzgruben keine unterirdische Gemeinschaft mit dem Meere haben. Elende Raison! Was haben denn die Salzgruben zu Halle in Sachsen, in Schwaben und dem Innthal, ferner zu Salze bei Magdeburg, zu Salzkoten im Paderbornschen und an vielen andern Orten mitten in Teutschland für Connexion mit dem Meere? wie weit sind nicht die Salinen in Pohlen zu Wieliczka von der See entfernt? und findet man nicht sogar in diesen Gruben welche die tiefesten von allen Bergwerks-Schachten seyn, süßes Wasser? Die Oerter wo in Afrika Salz gesammlet

sammlet wird, sind würkliche Salzgruben und die noch darzu nicht weit von der See abgelegen seyn. Wenn das in der Regenzeit von den Bergen herabfließende Regenwasser diese Gruben anfüllet und überströmet, so wird zwar das darinnen vorhandene Salz aufgelöset und fortgeschwemmet, hernachmals aber wenn das überflüßige Wasser wieder verlaufen ist, so werden von demjenigen was in den Gruben stehen geblieben neue Salztheilchen angezogen, welche, sobald das damit angeschwängerte Wasser von der Sonnenhitze nach und nach evaporiret, große und kleine Cristallen ansetzen und an manchen Orten das schönste, feinste und weißeste — an andern aber grobes — auch in manchen Gruben, wegen denen nahe daran gelegenen Sandflecken unreines Salz liefern. Der Beweis meines Satzes liegt sonnenklar am Tage: denn bevor die Flüße welche die Salzgruben voll füllen ganz und gar austrocknen, so findet man 2, 3, 4 und 500. Schritte auch noch weiter von denen Salzgruben, andre kleinere Vertiefungen oder Tulken in welchen von eben dem Regen- und Gebirgswasser etwas stehen geblieben und noch nicht völlig ausgetrocknet ist. In diesen Gruben nun findet man zwar wohl ein stinkend aber niemalen salzig gewordenes Wasser. Solte also das von den Bergen herabfließende Regenwasser, die Theilchen des mineralischen Gebirgsalzes auflösen und mit sich fort nehmen; so müßte sich in allen solchen Erdvertiefungen, worinnen das Wasser stehen bleiben und ausdünsten kann, Salz coaguliren, ansetzen und in Cristallen anschießen, welches aber nicht ist. Wenn

Kol-

Kolbens Naturlehre den mindesten Grund hätte, so würde das von den Bergen herabfließende Wasser wenigstens einigermaßen einen salzigen Geschmack haben; aber nichts weniger als dieses. Alles in diesem Lande von den Bergen herab kommende und in die Salzgruben fließende oder überhin strömende Gewässer ist von dem reinesten, und gesundesten Geschmacke. Man hat keine beßre Probe davon zu nehmen, als wenn man es zum Theewasser gebraucht. Aller Thee zu dem man auf dem Vorgebirge Wasser nimmt welches von dem Gebirge herab rinnet, hat einen weit herrlichern Geschmack als an andern Orten. Einen deutlichen Beweis davon daß die afrikanischen Salzgruben ihr eigenthümliches Salz in sich haben, giebt die große Salzgrube an der sogenannten grünen Kluft an Hand. Diese Grube liefert weit mehr Salz als Wasser in selbiger zurück geblieben ist, und die an selbiger wachthabende Mannschaft bezeuget, daß das Salz in der Mitte der Grube mehr als Manns-tief vorhanden sey. Das mehreste Salz was in Afrika gefunden wird, vorzüglich aber in denen Salzpfannen an der grünen Kluft, ist weiß, körnicht und von einem reinen Geschmack; und kann man, besonders von dem was an der grünen Kluft gesammlet wird, eben das sagen, was man vom guten Wein zu sagen pflegt, nehmlich: daß es Odore, Sapore und Colore schön und gut sey; wie es denn auch mit dem Hallischen und Lüneburgischen darinnen übereinkommt, daß es im mindesten keinen Geruch hat, dem Geschmack nach ohne Bitterkeit rein, und der Farbe



nach schneeweiß sey; Das Korn aberhand durchscheinende Cristallen.

Außer denen größern und kleinern Flüßen, welche leztere aber wie gesagt im Sommer und besonders in der trocknen Jahrszeit vom Monat November bis im Martio oder April austrocknen, hat das Land an vielen Orten eine ganz ausnehmende Fruchtbarkeit von denen häufigen Quellen und denen daraus entspringenden kleinen Bächen zu genießen, und welche sich die Einwohner also wissen zu Nutze zu machen, daß sie ihre Gärte und Weingärte unterhalb den Quellen anlegen; sodann aber die kleinen Bäche von einer Gegend zur andern zwischen die Weinstöcke oder Gartenbeete leiten, so daß darneben alles sehr angenehm wächst und gedeihlich fortkomint. Ist jedennoch der Sommer außerordentlich heiß und trocken, so pflegen auch diese zu versiegen und entweder bei Tage nur sehr schwach oder gar nicht — und nur des Nachts überzulaufen: da sich dann an manchen Orten große Schaaren von Vögeln, welche ohnedem sehr häufig vorhanden sind, einfinden um ihren Durst zu löschen. Insbesondre hat man auf dem Vorgebirge eine Art Vögel welche man daselbst zwar Finken nennt, die aber mit denen europäischen gar nicht zu vergleichen sind, und sich beständig in großen Zügen beisammen halten. Sie sind fast noch einmal so groß als die europäischen Sperlinge, von Farbe zitrongelb und haben schwarze Flügel nebst einer schwarzen Platte auf dem Kopf, welche den Sommer über so schwarz wie ein Sammet seyn, im Winter aber die Farbe verlieren und besonders

an-

an den Weiblein mit grauen Federn untermengt werden. Diese Vögel welche sich das ganze Jahr hindurch in großen Schaaren beisammen halten und dem Getraide viel Schaden zufügen, kommen in der trocknen Jahreszeit sehr häufig zu solchen Quellen und kleinen Bächen, und ich kann mit Wahrheit versichern, daß ich manchen Schuß unter sie gethan habe bei welchem wohl wenig oder gar keine Schrotkörner verloren gegangen seyn mögen. Sie schmecken wenn sie gebraten seyn so gut wie unsere Krams- oder Krammets-Vögel, sind nach der Erndte-Zeit ungemein fett und gleichen in diesem Stück unsern Ortelans. Bei Gelegenheit einer Hochzeit auf dem Lande, der ich beigewohnt habe, schoß ich des Tags vorher so viele dieser Vögel, daß zwei große Pasteten damit angefüllt werden konten, die ihres vortreflichen Geschmacks wegen von den Hochzeitgästen ganz verzehrt wurden.

Eine große Beschwerung haben die Bewohner des platten Landes von denen Raubthieren zu erdulden. Zwanzig bis 24. Meilen von der Stadt, ist blos der Tygerwolf oder die Hyäne und der Schakal oder Jackhals (Fuchs) denen Schaafen gefährlich. Die Adler, welche die Einwohner (weil sie unedel seyn und Aas fressen) Strundvögel nennen, und die Falken erhaschen manches Stück Federvieh. Ueberhaupt mögen wohl die vielen Raubthiere schuld dran seyn, daß man in diesem Strich Landes so wenig Wildpret an Hasen, Rebhühnern und dergleichen findet, als welches der Tygerwolf und Fuchs des Nachts beschleichen die Raubvögel aber am Tage

 stoßen

stoßen und fortschleppen. Es ist zu bewundern: man bekommt keinen Adler in der Luft zu sehen, und kaum ist ein Stück Vieh umgefallen so sitzen ein halb Dutzend der größten Adler drauf. Schlangen, Eyderen, Skorpione und dergleichen Ungezieser hat das platte Land zwar genug und überflüßig aufzuweisen, aber auch, wenigstens in diesen Gegenden bis auf 24. Meilen von der Stadt beiweiten nicht so viele, als manche Reisebeschreiber davon melden. Seitdem die Europäer dieses Land bebauet haben, hat die Anzahl dieser schädlichen Geschöpfe gar merklich und zwar dadurch abgenommen, daß man zu Herbstzeiten die dürresten Gegenden des Landes nach vollendeter Erndte pflegt anzuzünden und abzubrennen, welchem Feuer weil es sehr geschwinde fortläuft dergleichen Thiere nicht entlaufen können, sondern mit den Stoppeln auf den Feldern verbrennen müssen.

Die Gastfreiheit herrschet im ganzen Lande. Das Zugvieh eines Reisenden, Pferde und Ochsen, werden überall auf die Weide getrieben und muß sein Futter selbst, wiewohl auf manchen Stellen besonders in der trocknen Jahrszeit sparsam genug an Buschwerk und holzartigen Pflanzen suchen. Der Reisende selbst aber kann nicht nach Beschaffenheit seines Geldbeutels sich bedienen und bewirthen lassen, sondern muß mit demjenigen vorlieb nehmen, was der Wirth nach seinen häuslichen Umständen ihm vorsetzen kann und hergeben will. Jedoch thut ein jeder alles mögliche seinen Herbergsgast mit Trank und Speise zu versorgen. In denen Gegenden aber zu reisen wo keine Bauern wohnen, und



man zuweilen zwei oder drei Tagereisen zurücklegen muß ohne einen Bauerhof anzutreffen, ist es sehr beschwerlich zu reisen: denn man muß für sich und seine Leute Viktualien mitnehmen. Dieß kann nicht alsobald von Hause aus geschehen; und da keine Wirthshäuser vorhanden seyn, so muß man sich bei jedem Einwohner genau erkundigen, wie weit man bis zu einem andern Bauer zu reisen habe, damit man sich mit hinlänglichen doch nur nothdürftigen Vorrath von Lebensmitteln, bei dem letztberührten Bauer für Geld oder Geldes werth versorgen könne. Fleisch bekommt man zwar überall zur Gnüge, nur das Brod fehlt zuweilen. Thee, Caffee, Zuckerkand, Toback und Brandtwein sind bei solchen Umständen die besten a vista zu bezahlende Wechselbriefe, wofür man von denen in den entferntesten Gegenden und von denen in den Einödden wohnenden Landleuten alles mögliche bekommen kann, was sie vorräthig besitzen und allenfalls auf einige Zeit entrathen können. Nur das Getränke, das unentbehrliche Wasser für Menschen und Vieh, ist auf solchen Reisen zuweilen sehr sparsam und für Geld gar nicht zu bekommen. Trift es sich daß Reisende auf solche Stellen ihr Vieh müssen weiden lassen, wo viel sogenanntes Piß-Gras, welches den Urin des Viehes verstopft; oder ein ander Gras wächst, wovon das Hornvieh die Lähme (Laam-Siekte) bekommt, den Huf und Kläuen verlieret, so ist der Reisende gewiß sehr übel dran, und mag sich zuweilen sehr lange unterwegs aufhalten, oder mit schweren Kosten anderes Zugvieh anschaffen.

Nicht weniger verursachen die in diesem Lande strömenden großen und kleinen Flüße denen Reisenden viele Beschwerlichkeit und Verhindernisse. Denn, entweder sind sie wegen ihres jähen Abfalles von denen hohen Gebirgen Sommerszeiten gar geschwinde verlaufen und ausgetrocknet, und ermangeln sodann alles Wassers für Menschen und Vieh: oder sie sind in der Regenzeit in ihren Betten überfüllt, treten über die Ufer, überschwemmen das daran liegende Land, und hinterlässen Moräste die nicht leicht zu bereisen seyn. Nur an einem einzigen Orte trift man eine kleine Fähre, kaum über zwei Flüsse zwei kleine Schuyte oder Nachen und fast nirgends Brücken an. Die Reisenden sind sodann genöthiget einen Umweg von vielen Meilen zu machen um eine Durchfahrt mit ihren Wagens zu finden, wobei sich schon manches Unglück ereignet hat, so daß Menschen und Vieh umgekommen sind. Mannig braaf voor-of achter Os (mancher braver Vor- oder Hinter-Ochse) wie die Eingebornen zu sprechen pflegen, hat sein Leben dabei einbüssen müssen; und wenn nachmahls der Eigenthümer an solche Stellen wieder kommt, wo er einen von seinen liebsten Ochsen verloren hat; so wird er nicht unterlassen an seinen verunglückten Schiemann, Bootsmann, Schipper oder Stuurmann (mit dergleichen Namen sie alle ihre Ochsen benennen und zurufen) zu gedenken, ihn zu beklagen und seine vorzügliche Eigenschaften zu rühmen: Denn es ist zu wissen, daß die afrikanischen Bauern allen ihren Zugochsen, Pferden und Kühen besondre Namen geben; und

ob



ob sie zwar ihre Zugochsen vor den Wagen, mit einer außerordentlich langen Peitsche rechts und links im gleichen Gange zu erhalten wissen, so thut doch der Zuruf, besonders an dem vordersten Paare die beste Wirkung; und man muß sich wundern wie genau dieselben auf den Zuruf: Stuurmann hot! Schiemann hare! aufmerken, und wie bald sie bei einem vollen Trabe, ihren Gang rechts oder links einrichten. Jedoch ich will mich für dieses mal nicht länger bei allgemeinen Sachen aufhalten, sondern zu der Beschreibung der Distrikte des Landes schreiten; wobei ich noch immer Gelegenheit haben werde, einiger allgemeinen Besonderheiten des Landes eingedenk zu seyn.

Das zweite Kapitel.

Von dem Kapschen Distrikt.

Im Jahr 1712. entstand zwischen dem Provisional-Fiskal Wilhelm van Pütten und dem Landdrost zu Stellenbusch Johann Starrenberg wegen einigen von letzterm inhaftirten, vorher aus der Gefangenschaft entflohenen Bösewichten, ein Streit. Die Delinquenten waren im Dienst der Kompagnie als Matrosen engagirt, aber echappirt und verübten im Lande Diebstal und Rauberei. Der Provisional-Fiskal zu dessen Ressort die Kompagnie-Bedienten bei schweren Verbrechen eigentlich gehören, vermeinte auch diesen den Prozeß zu machen und seine Gebühren dafür zu genießen; Allein der Landdrost hatte sie durch seine Feldwächter (Landreuter) aufsuchen und inhaftiren lassen: bestand also darauf, daß es ihm nach seiner vom General-Commißario Freiherrn von Rheeden empfangenen Instruction gebühre, den peinlichen Prozeß zu instruiren und die erfolgende Strafe zur Execution zu bringen. Die Sache wurde dem hohen Polizeirath vorgetragen, und dieser decidirte nach dem bekannten Axioma: prior tempore potior jure. Um aber dergleichen unnöthige Streitigkeiten fürs künftige zu vermeiden, wurde resolvirt: daß des Fiskals Jurisdiction sich, mit Benennung festgesetzter Grenzen und namhafter Gegenden, von

den

den Tygerbergen an, quer durch das Land bis an das Muschel-Banks-Rivier erstrecken solte. Demungeachtet aber, solte es keinesweges als ein Eingrif in die Jurisdiction des andern angesehen werden, wenn der Fiskal durch seine abgeschickten Leute oder ein Bürger-Kommando, einen Uebelthäter auch über dieses Ziel aufsuchen und in des Landdrosts Distrikten, oder vice versa dieser in dem Kapschen Distrikt einfangen und inhaftiren ließe. Denn da in dergleichen Fällen die Handhabung der Gerechtigkeit vor allen andern Nebenabsichten den Vorzug haben müßte, der Verfolgte aber, wenn man dessen Inhaftirung durch langwierige Formalitäten und Requisitorialien verabsäumte, gar bald wieder aus der Schlinge entweichen könte, so wäre es thöricht, der Gerechtigkeit Schranken zu setzen über welche sie nicht schreiten dürfte. Ueberdem allen wäre ja ein jeder ohne Unterscheid vermöge den Landesgesetzen verbunden, einen jeden Missethäter anzuhalten, zu arretiren und nach seiner Bequemlichkeit an die ihm gelegenste Gerichtsbarkeit abzuliefern, ohne daß dadurch dem einen oder dem andern an seinen Gerechtsamen Eintrag geschehe.

Dieser damahlen dem Fiskal zuerkannte Distrikt ist es also, der seit dem der Kapsche genennt wird, und den wir anjetzo zu beschreiben vor uns nehmen.

Die beiden Gärte der Kompagnie, das runde Busch und das neue Land, welche in diesem Distrikt liegen, haben wir schon in dem fünften Kapitel des ersten Theils zu denen publiquen Gebäuden der Kompagnie gezogen und beschrieben: daher haben



wir nur noch die übrigen in diesem Distrikt belegenen Landgüther und andre merkwürdige Gegenstände vor uns zu nehmen.

Daß die ganze Tafel-Valley, die Stadt, das Kasteel und die bereits beschriebenen drei Kompagnie-Gärte, in Rücksicht ihrer Bewohner, in diesem Distrikt belegen sind und im Fall einiger Verbrechen unter der Jurisdiction des independent Fiskals stehen, verstehet sich von selbst. Das erste was uns, wenn wir diesen Distrikt bereisen wollen, in die Augen fällt und vorkommt, ist, der Salz-Fluß (Soute Rivier) welcher von dem Kasteel etwa ein Drittel einer teutschen Meile abgelegen ist, sich daselbst in die Tafel-Bay ergießt, und den Namen davon erhalten hat, daß sich die Fluth des Meers eindringet und dessen Wasser davon salzig wird. Man kann in diesem Fluß die Ebbe und Fluth des Meers auf eine weite Strecke wahrnehmen. Bei der Ebbe verläuft sich das eingetretene Seewasser gar bald, und das eigenthümliche Flußwasser wird wieder trinkbar. Die bald darauf abwechselnde Fluth aber vermengt solches wieder mit Seewasser, und daher wird das Flußwasser wieder salzig, und alsdann wird es Brak das ist gesalzen genennet. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß alle Wasser die man Brak nennet, nicht trinkbar oder so gesalzen wären, daß man sie nicht trinken könte. Es giebt Quellen und Bäche deren sich die Einwohner täglich zum kochen und trinken bedienen müssen und dennoch Brak benennet werden, weil sie nur einigermaßen nach Salze schmecken. Im trinken wird

man



man mit der Zeit den Geschmack gewohnt, aber beim Thee macht das Wasser den Thee unangenehm.

Der Salz-Fluß hat seinen Ursprung vom Tafelberg und entstehet aus verschiedenen kleinen Bächen die an der Süd-süd-ost-Seite dieses Berges abfließen, sich am Fuße desselben vereinigen und in dem Bette des Flußes ergießen. Dieser der in seinem Lauf nach der See noch durch verschiedene andre Bäche verstärkt wird, bewässert, außer den beiden bereits erwähnten Kompagnies-Gärten noch mehrere Pläße, und in einiger Entfernung davon liegt das in der ganzen Welt berühmte Constantia, welches zwei Weinberge oder vielmehr Weingärte seyn die einen von den herrlichsten Weinen liefern, und der dem Persianischen oder sogenannten Schiracher-Wein am nächsten kommt. In eben diesen Gegenden liegen auch noch verschiedene der Kompagnie zugehörige Buyten-posten, nehmlich die Schuur, allwo eine starke Wagenfurt mit Ochsen gehalten wird; Ferner das Paradies, welches ein kleiner Wald ist der sich mit der sogenannten Hölle gegen die Holz-Bay zu vereiniget, und sowohl Brenn- als einiges Nutzholz liefert. Die Namen Paradies und Hölle haben beide Wälder daher erhalten, weil das Holz aus dem erstern gar bequem, aus dem andern aber, der zwischen hohen Bergen und steilen Felsen liegt, gar mühsam gebracht werden kann. Noch ist in dieser Gegend eine Buyten-post welche die Witte boome genennet wird, von einer Art kleiner Bäume die daselbst wachsen und deren Holz

zwar

zwar sehr schwammig ist, die Blätter aber auf einer Seite schön grün auf der andern Seite gegen die Erde zu gleichsam versilbert sind, welches bei einem nur ganz mäßigen Winde ein sehr angenehmes Spektakel giebt; indem sich diese Blätter von beiden Seiten erheben, untereinander spielen und dem Gesichte ein Blendwerk vormalen welches von Grün und Silber auf mannigfaltige Art durcheinander geflochten zu seyn scheinet. Diese afrikanischen Silberbäume sollen nach Herr Sparrmanns Bericht, in ihrem Geschlechte von der größten Sorte seyn.

Die Bierbrauerei, der wir im ersten Theile und dessen dreizehnten Kapitel bei der Verpachtung gedacht haben, liegt ebenfalls nicht weit davon. Wenn wir aber ferner alle übrige um diesen Salz-Fluß belegene Bauergüther namhaft machen wollten, so würde es doch niemanden etwas nutzen, weil man nichts anders davon anführen könte als was man von einem jeden besonders sagen kann, nehmlich daß die Besitzer derselben wenig Kornfelder aber ergiebige Weingärte haben und zum Verkauf nach der Stadt auch gute Gartengewächse erzeugen; darneben aber auch etwas Schaafvieh und Kühe halten, von welchen leztern die mehreste frische Butter nach der Stadt gebracht und daselbst theuer genug mehrentheils zu 16. Stüvern das Pfund verkauft wird.

Wenn ich von diesen in der Gegend des Salz-Flußes belegenen und von der Stadt nicht zu weit entfernten Landgüthern die Wahrheit melden soll; so sind sie durchgängig zwar sehr plaisant gelegen, haben



haben schöne Wein- und Fruchtgärte und die Wohnhäuser sind ganz wohl und bequem gebauet, sind auch mit Glasfenstern, die man sonst auf dem platten Lande wenig zu sehen bekommt, versehen; allein eben diese Höfe sind nicht so einträglich daß ein Eigenthümer bequem davon leben könte; dahero gehören sie durchgängig solchen Bürgern der Stadt zu, die Vermögen haben und nicht schlechterdings von ihrem Guthe leben dürfen. Ein gewisser junger Mensch Namens Jasper Märtens, welcher die Schuhmacher-Profeßion erlernet hatte, noch nicht 25. Jahr alt war, aber mit Bewilligung des Waisen-Amtes die Tochter eines verstorbenen Bürgers Namens van Laar heirathete, machte die Probe und legte sein und seiner Frauen ererbtes Vermögen, in Hofnung davon subsistiren zu können an eines dieser Landgüther an, welches (wo ich nicht sehr irre) wegen seiner Fruchtbarkeit den Namen **Wein und Brod**, bekommen hatte. Allein ob er den Leisten besser als die Landwirthschaft verstand, weis ich nicht; soviel aber weis ich, daß er das Guth nach wenig Jahren mit Schaden wieder verkaufen mußte; darauf einen Weinschank übernahm und endlich den Schuhmacher-Leisten wieder ergrif.

In dem Salz-Fluß endlich fängt man zuweilen einige Fische, welche die Fluth darein gebracht hat, nachhero aber auch mit der Ebbe wieder zurück in die See oder in die Tafel-Bay gehen.

Der in dieser Gegend und mit vielen Krümmungen neben dem Salzfluß her fließende und sich auch in selbigen ergießende Muschel-Bank-Fluß, entstehet

het blos aus dem Regenwasser welches zur Regenzeit auf die dort herum liegenden niedrigen Berge fällt und herabläuft. Zur Zeit der üblen Mousson ist er also mit Wasser angefüllt, bald nach der Regenzeit aber trocknet er wieder aus: oder besser zu sagen, das Wasser fließt gar bald ab und läßt wenig zurück, welches in denen Gruben und Tiefen stehen bleibet, verdirbt und bevor es völlig austrocknet, stinkend wird.

Ein anderer Fluß in dieser Gegend wird darum der Kaysers-Fluß genennt, weil ehemahls einer Namens Kayser darinnen ertrunken ist. Er fließt durch die dürre Sand-Valley oder sandige Thal, trocknet aber im Sommer ganz aus. Man könte diesen Fluß nicht unrecht den Fluß ohne Anfang und ohne Ende nennen; denn er entsteht blos aus zusammen geflossenen Regenwasser und versackt sich im Sand-Thal, so daß er solange als Wasser darinnen ist einem langen stehenden See gleichet. Wenn aber bei lang anhaltender Regenzeit des Wassers zu viel wird und sehr anschwellt, so bricht er mit Hülfe des Nordwestwiudes, durch die vorliegende Sandbanke wie durch einen Damm durch, überschwemmt das dafür liegende Land, breitet sich aus und verläuft sich endlich nach der Bay-falß zu. Ein gleiches thut ein anderer Fluß der von den Bergen um Stellenbusch ab- und ebenfalls durch das sandige Thal fließt, im Sommer faul wird und austrocknet, im Winter aber sich in die Bay-falß ergießt.

Im Nordosten des Tafelberges und der Stadt etwan zwei Meilen davon, und zwar an der Ostseite

der



der Bay liegen die Tygerberge; deren Namen Kolbe auf die einfältigste Weise daher leitet, daß sie von weiten sich gefleckt wie eine Tygerhaut zeigen sollen. Es sind nur kleine niedrige Berge und Hügel, welche in einer Linie wie eine Kette aneinander hängen und ungefähr vier Meilen im Umkreis ausmachen. Bei der ersten Bevölkerung dieses Landes mögen sich wohl in diesem kleinen Gebirge einige Tyger oder Tygerkatzen aufgehalten haben, welches die ersten Bewohner veranlasset hat ihnen den Namen Tyger-Berge beizulegen. Allein so ungewiß dieses ist, so gewiß ist es doch, daß sie ihren Namen keinesweges von ihren scheinbaren Flecken bekommen haben. Ich möchte auch fragen: was denn diese kleinen Berge vor andern Bergen die ebenfalls mit Kornfeldern, Weingärten und Strauchwerk untermenget seyn, für besondre Flecke zeigen oder voraus haben? Wenn bei sonst trüber Witterung die Sonne hin und wieder durch die gebrochne Wolken scheinet, so ist es zwar angenehm zu sehen, wie manches erleuchtetes Kornfeld zwischen andern dunklern Stellen oder schattigen mit Sträuchern bewachsenen Plätzen, herfürleuchten; allein dies haben die Tygerberge vor andern dergleichen mit Kornfeldern und Weinbergen prangenden Bergen nicht voraus, sondern mit allen gemein. Es ist wahr, daß an und um diese Tygerberge sehr fruchtbare Getraidefelder angebauet seyn, und die darneben angepflanzten Weingärten sind ebenfalls ganz ergiebig; allein der daselbst gewonnene Wein, ist unter allen denjenigen Weinen die an die Weinhändler in der Stadt

ver-

verkauft werden können, der schlechteste, und kann nicht anders als durch Vermischung mit andern mildern Weinen consumiret werden. Er verbessert sich zwar wenn er lange liegt, allein er wird herbe und fällt dem Menschen gar sehr auf das Gehirn. Man nennt ihn sodann zwar alt und abgelegen, aber auch crass und grande, das ist wüthend, der den Kopf sehr zerreißt und diejenigen die zuviel davon eingenommen haben, sich des folgenden Tages sehr übel darauf befinden. In denen sogenannten Schachereyen in welchen die mehresten Weine an den Soldaten, Matrosen und Sklaven verkauft werden, haben die Weinschenken jederzeit zweyerlei Weine, nehmlich alten crassen und jungen süßen, und geben einem jeden nach Belieben von jeder Sorte besonders oder von beiden untereinander vermengt. Der alte ist mehrentheils solcher der um die Tygerberge der süße aber von dem der um den Salz-Fluß wächst. Aus allen andern Gegenden bleibt der Wein ungemengt, ist milder, lieblicher und dem Menschen nicht so schädlich. Jedennoch haben die mehresten von den Kapischen ordinären und geringen Landweinen den Fehler, daß sie diejenigen die sich darinnen betrinken sehr gallsüchtig machen; wodurch sie oft nur gar zu bald zu Zänkereyen und Schlägereyen angereizt werden, welche zuweilen auf Mord und Todschlag hinauslaufen würden wenn sie nicht in Zeiten unterbrochen würden, als wovon man in den obgedachten Schachereyen tägliche Exempel erlebt. In den reputirlichen Weinhäusern hingegen befleißigen sich die Wirthe mehrentheils um Weine die auf

Hot-

Hottentots-Holland und in die Gegenden von Stellenbusch, um den Salz-Fluß, im Roth- und Schwarz-Lande, um Drakenstein und in die franzsche-Huck wachsen. Gewinnsüchtige Weinhändler welche viele Weine in kleinen Partheyen Eimern oder halben Eimern auf die Schiffe an die Deck- oder Unterofficiers verkaufen, von welchen sie vermuthen können daß der Wein auf der Reise bald ausgetrunken werden dürfte, haben noch einen andern Vortheil die Tygerbergsche und andre unangenehme Weine mit sogenannten stummen Weinen, wovon in dem zehnten Kapitel welches vom Weinbau handelt ein mehrers wird gedacht werden, zu vermischen und dem Geschmack nach zu verbessern. Allein es ist ein offenbarer Betrug; denn dergleichen vermengte Weine halten sich nicht lange, gehen wieder in die Gährung, schlagen um und sind schädlich.

Das Wasser ist zur Zeit der guten Mousson in der Gegend der Tygerberge sehr genau, und obzwar bei jedem Bauerhofe, deren einige zwanzig daselbst gefunden werden, aus kleinen Quellen ganz kleine Bäche von den Bergen abrinnen, so reicht doch solches außer der Regenzeit kaum zum Gebrauch für die Menschen, nicht aber für das Vieh zu, welches in der trocknen Sommerszeit vielen Durst leiden und mehrentheils nur das in der Regenzeit stehen gebliebene Wasser saufen muß. In sehr trocknen Jahren, wenn die kleinen Quellen ganz und gar versiegen, so ist zwar in dieser Gegend ein Brunnen vorhanden aus welchem die daselbst wohnenden Leute

ihr meistes Trinkwasser schöpfen, allein es ist etwas brack oder gesalzen. Kolbens Vorgeben, daß der Wassermangel dadurch ersetzt werde, daß sich des Nachts über diesen Bergen ein Nebel verbreite und das Land mit großem Ueberfluß vom Thau befeuchte, ist grundfalsch. In der übeln Mousson, besonders wenn der Nord- und Nordwest-Wind herrschet, so sind diese Berge so wie die drei Kapschen und alle andre Berge dieser Gegend, mit starken neblichten Wolken bedeckt; außerdem aber sind sie im Sommer und wenn der Südostwind wehet, so wie die andern Berge dieser Gegend hell und klar zu sehen, und weder bei Tage noch des Nachts mit neblichen Wolken bedeckt. Nichts destoweniger muß man sagen daß der dortige Getraideboden ganz dankbar und gesegnet sey. Allein dieses ist nach der Landesart nichts Vorzügliches vor allen andern Kornfeldern, rührt auch nicht von Anfeuchtung außerordentlicher Wolken her. Es ist bekannt, daß es auf dem Vorgebirge in denen 4 bis 5 Monaten November, December, Januario, Februario und bis in den März, wenig oder gar nicht regnet, und wenn dieses zuweilen einmal geschiehet, so ist es doch nur ein kleiner Strichregen der nicht lange anhält und nur hin und wieder niederfällt. Nichts destoweniger sind die afrikanischen Felder durchgängig fruchtbar, und obschon sie alsdenn wenn der Regen am seltsamsten ist und am nöthigsten scheinet in der völligen Blüthe stehen, so liefern sie dennoch zehn- funfzehn- und zuweilen zwanzigfältiges Getraide. Folglich ist es nicht erst nöthig daß die Tygerberge von der Natur

auf

auf eine außerordentliche Weise versorgt und mit nächtlichen Nebeln fruchtbar gemacht werden.

Das Gartengewächs welches um die Tygerberge und in denen dortigen Gärten angepflanzt wird, ist nicht von vorzüglichem Geschmack: es wird auch niemals etwas da her zum Verkauf in die Stadt gebracht, und reichet kaum zu daß des Eigenthümers Haushaltung damit versorgt werde. Zitronenbäume, und einige wenige Pommeranzen, welche aber gar nicht geachtet werden, findet man ebenfalls in diesen Gärten; die Obstbäume kommen daselbst auch nur sehr sparsam fort, und ihre Früchte in Aepfeln und Birnen sind nur sehr mittelmäßig. Pflaumen- und Kirschbäume werden gar nicht angepflanzt, weil sie die Menge der Vögel niemalen zur rechten Reife kommen lassen; Einige wenige Nuß- wie auch Mandelbäume habe ich zwar daselbst wahrgenommen, aber von ihren Früchten habe ich keine Gelegenheit gehabt etwas zu kosten.

Auf die Tygerberge folgen die Kühberge etwas ostlicher. Ihren Namen haben sie blos darum erhalten, damit man sie von andern Bergen unterscheiden und wenn es nöthig ist, benennen kann. Das Wasser um selbige ist sehr rar, der Boden ist mehr unfruchtbar als gedeihlich, und liegen nur sehr wenige geringe Bauergüther in dieser Gegend. Etwas Schaafvieh-Zucht wird zwar daselbst gehalten, allein das Rindvieh besonders Zugochsen müssen von denen Bewohnern anderswo erkauft und herzugebracht werden. Die zunächst daran und kaum vier Meilen von der Stadt belegenen zwei blauen Berge,

welche wie mehr dergleichen andre Berge von weiten einen blaulichten Anschein geben, sind nur klein, unbebauet und unbewohnt. Um diese letztern so wenig als in den Gegenden der Kühberge hält sich einiges Wild, am allerwenigsten aber Elephanten auf, als welche diesseits des Bergriviers gar nicht gefunden werden. Ob sich aber nicht einige Hyänen und zuweilen ein Tyger auf diesen Bergen einfinden möchten, dawider will ich nicht streiten; denn diese Raubthiere halten keinen beständigen Aufenthalt an einem und demselben Orte.

Von diesen Küh- und blauen Bergen erstreckt sich der Kapsche Distrikt bis an die Muschelbanck, durch eine sandige Gegend, welche die Tyger-Valley genennt wird, und mehrentheils unbewohnt ist. Zwischen dieser Sandwüste und der Stadt sind zwar einige einzelne Häuser erbauet, bei welchen einiges Schaafvieh gehalten aber weder Acker- noch Weinbau getrieben wird. Da wir uns also in Beschreibung des Kapschen Distrikts wieder zurück nach der andern Seite und nach der Bay-falß wenden müssen, so will ich gleichsam unterwegs dasjenige nachholen was ich oben nicht füglich anbringen konte; nehmlich, daß bei erster Anlegung der Kolonie nöthig erachtet wurde, an dem obgedachten Salz-Fluß ein Kommando Reuter zu halten. Zu dem Ende wurde ein großer Stall auf ungefähr funfzig Pferde erbauet. Der erste Kommandeur Riebeek hatte eine zwiefache Absicht dabei. Vors erste um allenfalls die ursprünglichen Einwohner, die Hottentotten, denen man noch nicht recht trauen wolte, von einem

Ueber-



Ueberfall auf die neuen Kolonisten in der Tafel-Valley abzuhalten. Vornehmlich aber zweitens dahin zu sehen, daß das von denen Hottentotten eingetauschte Vieh, nicht durch den Salz-Fluß setzen und nach ihrer Heimath zurückkehren möchte; als welche Gewohnheit das Hottentottische Rindvieh bei aller möglichen Gelegenheit noch heutiges Tages beibehält und dadurch zu erkennen giebt, daß es sicher bei denen mehr viehischen als menschlichen Hottentotten bleiben, als sich von gesitteten Menschen zur harten Arbeit anstrengen lassen will. Der im achten Kapitel dieses Theiles beschriebene Landzug verlohr in einer Nacht 30 Stück von denen eingetauschten Ochsen, und glaubte daß sie von denen Buschmännern geraubt worden. Diese Gesellschaft muß ihr Vieh schlecht bewacht haben; allein mir kommt es weit wahrscheinlicher vor, daß diese vom lahrenen Ochsen wieder umgekehrt und sich zu ihren vorigen Herren den Hottentotten begeben haben. Der nurgedachte damals angelegte Feldposten am Salz-Fluß wurde: kehr die Kuh, benennt; nachdem aber derselbe in der Folge nicht mehr nöthig zu seyn erachtet wurde, und das Land schon auf eine weite Strecke mit Kolonisten besetzt war, wurde er abgebrochen, und gegenwärtig stehet nur auf jener Seite des Flußes wo die Durchfahrt zur Zeit der Ebbe genommen wird, ein einzelnes Haus, in welchem zur Bequemlichkeit der Reisenden, welche sich zuweilen wegen der verwaltenden Fluth zumalen bei der Nacht einige Stunden lang daselbst aufhalten müssen, Wein verlassen, auch Thee und Caffee verkauft

kauft wird. Nurgedachte Durchfahrt ist mit einigen an denen Ufern des Flusses eingeschlagenen Pfählen bemerkt, und ein jeder muß sich hüten weiter über oder unter diesen Zeichen durch den Fluß zu waten oder durchzufahren; weil wegen des daselbst vorhandenen Quell- und Triebsandes schon mancher stecken geblieben, versunken und um sein Leben gekommen ist; zumahlen wenn er nicht zeitig genug Hülfe bekommen können und ihn die Fluth aus der See übereilet hat.

An der Südseite der Kap und im Westen der Bay-falß, wie auch an ihrer Seite liegen die Steinberge, von welchen die Nord-West-Seite der Bay Steinbergs Huck oder die Steinbergs-Ecke genennet wird. Zwischen welcher Ecke und der Kap-Stadt, etwan auf dem halben Wege, das berühmte und bereits mehrerwähnte Constantia liegt. Es bestehet, wie bereits gesagt worden, aus zwei Weingärten und zweyen Wohnungen, deren eine nehmlich die ältere, der ehemalige Gouverneur Simon von der Stell, die andre aber ein nachheriger Bürger und Besitzer, im bessern Geschmack der Bauart errichtet hat. Beide Weingärte liegen auf einem und einerlei Boden, aber ersterer etwas erhöheter und hat einige Aussicht nach der Bay-falß. Beide sind mit Wasser reichlich versehen, und die dabei angelegten Gärte sind sehr fruchtbar. Beide liefern einerlei sowohl rothen als weissen Wein, welche blos denen die besondere Kenner seyn wollen, etwas weniges am Geschmack verschieden zu seyn, scheinen sollen. Es ist zuverläßig, daß die ersten daselbst



gepflanzten Weinreben aus Persien gekommen seyn. Nachmals sind auch aus Teutschland vom Rheinstrom und gleichfalls aus Spanien viele Reben dahin gebracht worden. Es ist natürlich, daß man nachgehends diejenigen Weinstöcke deren Trauben keinen so guten Geschmack als die andern gehabt, habe eingehen lassen, und Ablegers von andern bessern Stöcken in jener Stelle angepflanzt hat. Anfangs ist es sehr sparsam mit Anpflanzung des Weinstocks hergegangen, bis endlich ein Teutscher denen afrikanischen Kolonisten gezeiget hat, wie die in die Erde gesenkten abgeschnittenen Ranken ebenfalls wieder Wurzel fassen und aufs neue zum Wachsthum gebracht werden können. Durch diese Absenker oder Einleger sind die Arten der Weinstöcke so untereinander vermengt worden, daß es heutiges Tages unmöglich zu entscheiden ist, ob die gegenwärtigen Trauben mehr von der persischen oder spanischen, besonders derselben Muskateller-Art, abstammen. Soviel ist gewiß, daß die sich vom Rheinstrom her schreibende Stöcke, auf Constantia gänzlich ausgemustert seyn, weil man in diesen Weingärten ganz keine Trauben antrift die etwas rheinsches an sich haben. Diesen an sich selbst herrlichen Wein, vorzüglich angenehm von Geschmack und Güte zu machen, bedienen sich die Besitzer dieser Weingärte dieses Mittels, daß sie die Weinbeeren von denen Trauben oder ihren Stielen vor der Presse allesamt abpflücken lassen, damit nicht das mindeste von dem sauren und herben Safte der Stiele ausgepreßt werde und unter den Wein komme.

 Man



Man bedienet sich auch an verschiedenen andern europäischen Orten wo gute Weine wachsen dieses Mittels, hier aber beruhet die Güte des Weins vorzüglich darauf.

Beide diese Weingärte haben seit ihrem ersten Anbau schon viele Besitzer gehabt und ich erinnere mich nicht gehört zu haben, daß sie jemahlen ein Sohn von seinen Aeltern erblich überkommen habe. Sie sind, so viel mir bekannt ist, nach dem Tode des Besitzers jedesmahl öffentlich versteigert und theuer genug erkauft worden. Im Jahr 1769. ist Herr Bougainville in einem dieser Weingärte von seinem Besitzer Herrn van der Spuy (nicht v. d. Spie) bewirthet worden. Anjetzo hat nach der letztern Nachricht aus Afrika, einer Namens Kluthe, einen von diesen Gärten an sich gebracht, ob er aber der Besitzer von beiden diesen Gärten zugleich sey, läßt sich zwar aus dem Extract des im ersten Theil gelieferten Briefes muthmaßen aber nicht entscheiden. Nach eben diesem Briefe rühmet sich nur gedachter Kluthe mit verschiedenen europäischen Potentaten, wegen seines zu liefernden Weines in Korrespondenz zu stehen; allein in der That mag dieß wohl nur eine afrikanische ganz gewöhnliche Grossprecherey seyn. Zwar will ich nicht in Abrede seyn, daß die engländischen, dänischen, französischen und preußischen Schiffe; wenn sie dahin kommen etwas Wein bei ihm bestellen und wenn sie aus China oder andern Orten des Orients zurück kommen, für ihre Souveraine mitnehmen mögen: Allein, es muß doch jedesmahl auf Zulassung der Kompagnie, oder an

deren

deren statt dem Gouverneur geschehen; denn das ist einmal gewiß: Ein Drittheil von allen gewonnenen Constanzier-Wein, er mag gerathen oder nicht gerathen seyn, muß der Kompagnie für einen, ein für allemal festgesetzten Preiß abgeliefert werden; und da die Kompagnie, wie wir im ersten Theile und dessen zwölften Kapitel mittelst Bekanntmachung des in Anno 1762. bei einer öffentlichen Auction gelöseten Geldes für verkauften Constanzier-Wein, erwiesen haben, einen fast unglaublichen Gewinn profitirt; so ist es ganz zuverläßig, daß sie denselbigen nach dem jährlichen Marktpreiß ebenfalls selbst übernimmt, einen Theil davon an die europäischen Höfe verschenkt und das übrige mit großem Profit auf öffentlichen Auctionen verkaufen läßt. Das wenige was die Besitzer der Weingärten etwan Flaschen-weise mehrentheils an Schiffsfreunde die nach Indien zurück kommen, verkaufen, will nicht viel sagen; denn auf dem Vorgebirge selbst machen sich die Einwohner, weil er zu geistreich ist, nicht gar viel daraus; auch kommt er ihnen zu theuer, wenn sie die Flasche welche wenig mehr als zwei Champagne-Bouteillen hält, mit zwei Gulden bezahlen sollen. Bekommen also obgedachte europäische Schiffe für ihre Souveraine oder auch nur auf derselben Namen einige Fässer vom Constanzier-Wein, so ist nichts gewisser, als daß es entweder auf expresse Ordre der ostindischen Kompagnie, oder auf Zulassung des Gouvernements geschiehet. Die Korrespondenz der Potentaten mit vorgedachtem Weingärtner, welcher ein Sohn eines reichen Bauers

Mannes Jacob Kluthe, der in der Mattschappy unweit der Klapp-Müts seinen Wohnsitz gehabt, zu seyn scheinet, fällt also von selbst weg. Was aber im übrigen, hin und wieder in Europa von denen Weinschenken unter dem Namen Constantier Wein oder Vin du Cap verkauft und dafür ausgegeben wird, ist kein anderer als der von Hottentots-Holland, welcher dem Constantier am nächsten kommt. Mit Madera Wein oder de Palma mag er auch wohl zuweilen etwas versetzt seyn; daß er aber außerdem solte gekocht, gebrauen oder gepanscht und auf andre Art bereitet seyn, ist schlechterdings nicht zu glauben; denn sein eigener Geist der sich sogleich im Gesichte des Trinkenden spüren läßt und das Blut in den Adern auf eine empfindliche aber angenehme Art erwärmet, läßt sich nicht äffen und nachmachen. Fehlet dem Wein diese Eigenschaft, so verläugnet er sein Vaterland und ist kein rechtschaffener Afrikaner, am wenigsten von Constantia, auch nicht einmal von Hottentots-Holland.

Was aber der Verfasser der philosophischen und politischen Geschichte von Indien, von der Verfälschung des Constantier-Weines schreibet, nehmlich: „daß der Gouverneur seinen Vortheil darin finde „denen die diese Weine ziehen, zu verstatten, daß „sie ihm nur mit Wein von den nahgelegenen Weinstöcken vermischt, liefern" ist sehr niederträchtig gesprochen. Wahrhaftig die seit 60. Jahren auf einander gefolgten Gouverneurs de la Fontaine, van Kervel, Schwellengrebel, Tulbagh und der Baron von Plettenberg, haben keine solche schlecht-

den=

denkende Seelen besessen, die wissentlich und mit selbst eigener Bewilligung vergleichen Diebesgriffe gestattet hätten. Gewiß, dergleichen eigennützige Kunstgriffe würden dem Herrn Fiskal wenn er dahinter käme eine erwünschte Gelegenheit an Hand geben, zu zeigen daß er eben deswegen independent vom Gouvernement sey, damit er die Herren der Regierung auf die Finger klopfen könne, wenn sie sie zu weit ausstrecken. Schämen möchten sich alle dergleichen Stubengelehrte, die aus andern Büchern etwas zum Nachtheil rechtschaffener Männer zusammen schmieren, ohne in loco selbst nachzuforschen und sich nach allen Umständen zu erkundigen. Was sollen sich die Herren Befehlshaber der Kompagnie in Holland, wenn sie dergleichen Aufsätze in die Hände bekommen, von ihren Ministern, denen sie ihre Reichthümer anvertrauen, vorstellen? Es ist keine Kunst einen ehrlichen Mann zu verleumden; aber den Beweis hätte der Verfasser anzeigen sollen. Man nehme nur ein Exempel an den Abt de la Caille, an Kolben, dem P. Tachard, Förster, Valentyn, Vogel, Merklin und mehr andere, wie schwer es sey am Vorgebirge selbst etwas Gründliches von publiquen und Polizeisachen in Erfahrung zu bringen; geschweige denn daß man Unterschleiffe, die doch, wenn sie wirklich existirten wahre Heimlichkeiten wären, so zuversichtlich nachsagen und in die Welt hinein schreiben könte. Jedoch genug hievon; wir wollen weiter gehen.

Auf der Spitze eines der gedachten Steinberge ist eine grosse Höhle in denen Felsen, welche das Prinz

Prinzen-Kasteel genennt wird, und nach Kolbens Bericht 90 Schuh hoch und 40 Schuh lang und breit ist. Die Höhe, Länge und Breite lasse ich wohl paßieren, ich habe sie nicht gemessen, bin auch nur bis an ihren Eingang gekommen; glaube auch schwerlich daß sie Kolbe inwendig betrachtet, ja vielleicht nicht einmal gesehen hat. Ihre Oefnung oder der Eingang liegt gegen die Bay-falß, von welcher sie nicht weit abliegt. Kolbe urtheilet, daß es ein Werk der Kunst und von Menschenhänden ausgearbeitet sey; dieß ist augenscheinlich falsch, und daraus daß um selbiger ein Steinbruch von rothen Hartstein gelegen und er auch ein kleines Stücklein Stein aus dieser Höhle mitgenommen habe, nicht zu erweisen. Genug diese Höhle ist schon vorhanden gewesen, bevor die Holländer das Vorgebirge in Besitz genommen haben; und von denen Portugiesen weis man zuverläßig, daß sie sich niemalen daselbst verweilet noch weniger aber dergleichen Arbeit unternommen haben. Auch das dortten angemerkte Zeichen, als ob vor diesem allda wäre gegraben worden, giebt keinen Beweis, daß diese Höhle ausgegraben worden. Die Herren Gouverneurs Simon und W. A. von der Stell welche sehr geldgierig waren, haben an mehrern Orten einhauen und vergeblich nach feinen Erzstufen graben lassen. Wenn ich wie Kolbe ein kleines schweres Stücklein Stein darinnen gefunden und mitgenommen hätte, so würde ich es klein gestoßen, gewaschen und geschmolzen oder mit Scheidewasser und aqua regis probirt haben; allein es war mir

weil

weil alles verwachsen war nicht möglich hinein zu kommen. Kann man wohl in der Welt etwas einfältigers erzehlen hören, als daß Kolbe und sein Freund Roßauw, um zu erfahren ob sich ein Löwe, Tyger oder Wolf in der Höhle aufhalte, ein Geweht hineinwärts losgeschossen habe? Wie wenn nun ein dergleichen Thier darinnen gewesen und auf sie losgekommen wäre? Noch gehet Kolbe weiter und will uns überreden, daß in der Höhle, welche aus blossen Felsen bestehet, Bäume gestanden haben, die sie zuvor ausbrennen müssen. Monsieur Friedrich Roßauw, ein Uhrmacher von Profeßion, war ein rechtschaffner Mann; ich habe mit ihm als einem Mann von etwan 60. Jahren sehr gute Freundschaft gepflogen, und wir haben vieles von den Afrikanischen Seltenheiten mit einander gesprochen, er hat aber niemalen von dieser Reise mit Kolben nach Prinzen-Kasteel etwas erwähnet. Genug diese Höhle ist unstreitig ein Spiel der Natur, und was ist es denn für ein außerordentliches Wunderwerk? da man in allen vier Theilen der bewohnten Welt mehrere dergleichen und sogar in Teutschland die sogenannte Baumanns-Höhle findet, die aus vier Höhlen bestehet und weit bewundernswürdiger als das Prinzen-Kasteel ist. Die daselbst mit dem Namen Erasmus von Rotterdam belegte Steinfigur, ist mit einer steinern Figur nur gar sehr entfernt zu vergleichen. Zu Adersbach in Böhmen nahe an der schlesischen Grenze unweit Schömberg, hat die Natur weit lebhaftere Figuren gebildet. Der umgekehrte Zuckerhut, ein Felsstein der auf seiner

Spitze

Spitze steht und nur oben ein wenig angelehnt ist, wie auch der Mönch, das alte Weib, der Hund und das Wasserbecken mit seinem Wasserlauf, sind daselbst weit artigere Naturspiele als der Kapsche Erasmus. Kolbe muß gewiß dergleichen Natur-Sachen noch nicht viel gesehen haben, weil er mehrgedachtes Prinzen-Kasteel der Allmacht seines Schöpfers noch nicht zutrauen und lieber glauben will, daß das menschliche Geschöpf mehr als der Schöpfer verrichten könne. Allein wie gesagt, er hat es selbst nicht gesehen und um die Welt glaubend zu machen daß er es genau betrachtet habe, so wiederspricht er eine Sache woran noch niemalen ist gezweifelt worden.

Der Gouverneur Simon v. d. Stell hatte in dieser Gegend einen Steinbruch angelegt, und von denen daselbst ausgebrochnen rothen Steinen sind auch einige zur Probe nach Holland geschickt worden; allein die Kompagnie hat dergleichen neuen Ballast vors künftige verbethen.

Noch ist in dieser Gegend eine Höhle in einem Felsen, welche heutiges Tags die Neros-Höhle genennt wird. Woher sie diesen Namen bekommen hat weis man nicht: wenigstens habe ich es nicht erfahren können. Mehr ist sie unter der Benennung der Madame haar Gat, bekannt. Eine Geschichte, da einstmalen ein Schiffsoffizier einer Frau 4. Canasters mit Thee, einen Sklaven, einen Sack Caffee und ein Paar Säcke mit Reis, welches zusammen einen großen Raum einnimmt, für einen Liebesdienst gegeben, hat das Sprüchwort veranlasset,

fasset, wenn die Matrosen in Indien ein grosses Behältniß oder Loch andeuten wollen — Die Entdeckung gedachter Höhle aber ist etwas merkwürdiger und folgende Geschichte hat darzu Gelegenheit gegeben. Ein Schiff aus Indien, welches vor etwan 80 oder 90 Jahren verschlagen war und eine ungewöhnliche lange Reise hatte, gelangte endlich in die Bayfalß. Ob aus Versehen der Steuerleute? welche diese Bay für die Tafel-Bay verkannt hatten, oder mit Vorsatz? weil das Schiff Mangel an Lebensmitteln und besonders an Wasser hatte, ist unbekannt. Genung, sobald das Schiff in die Bay vor Anker lag, wurde einige Mannschaft an das Land gesetzt, um sowohl Wasser als Menschen aufzusuchen, von denen die Equipage einige Lebensmittel erhandeln könte. Allein diese Gegend war damalen noch nicht bewöhnt. Inzwischen wurde diese Höhle entdeckt, welche inwendig die Gestalt eines großen Backofens formiret. Dieses wurde denen Schiffsoffizieren angezeiget, und darauf von leztern in Augenschein genommen. Da nun sowohl der Schiffzwieback (Beschuyt) als der Reis aufgezehrt war, hingegen noch ein Paar Tonnen Mehl vorhanden waren, so wurde beschlossen in diesem vermeintlichen Backofen Brod zu backen.

Man urtheilte nicht unrecht, daß ein Backofen in einem Felsen von Natur sehr kalt und folglich schwer zu erheitzen seyn würde. Dieserwegen wurde das darinnen angezündete Feuer 24 Stunden lang unterhalten. Mitlerweile wurde eine Tonne Mehl eingeteigt. — Sauerteig fehlte; allein man weis

sich

sich auf den Schiffen Rath: Der Bodensatz in einem Weinfasse thut eben diese und noch beßre Dienste; und im Fall der Noth kann etwas Pottasche ein gleiches verrichten. Venetianische Seife oder auch Seife von Marseille, wovon die Schiffs-Chirurgi jederzeit etwas vorräthig haben macht ein vortreflichés Brod, welches aber den Geschmack der Seife etwas an sich behält — Nach einer 24. Stunden langen Feuerung also, wurde der Teig in Brod-Laiblein gewirket und eingeschoben, das Mundloch mit Steinen versetzt und mit Leimen verschmieret, und der Teig eine ganze Nacht durch in dem Ofen gelassen. Allein nach Oefnung des Ofens befand man, daß der zusammen gefallene Teig so rohe wie er eingeschoben war, wieder herausgenommen und den Schweinen gegeben werden mußte.

Die Sehnsucht nach Brodte bei dem noch etwan vorräthigen gepökelten Fleische und geräucherten Specke, verursachte einen anderweitigen Versuch. Man unterhielte das Feuer mit mehrerm Holze und verdoppelter Hitze 48. Stunden lang; schob nachmals den neueingemachten Teig in den Ofen und ließ ihn 24. Stunden lang darinnen backen. Aber auch dieses Mal war alle darauf verwandte Mühe vergebens, und der zusammen geflossene Teig war nicht zu genüßen und mußte ebenfalls den Schweinen zur Fütterung gegeben werden, als von welchen bekannter maßen jedes Schiff eine ziemliche Anzahl mit sich führet. Dieserwegen nun erhielt mehrgedachte Höhle von denen ungeschliffenen Matrosen

den

den obgedachten Namen, der Madame haar gat; welchen ich nicht verteutschen will.

Uebrigens erhellet aus dieser Erzehlung soviel, daß diese Höhle den Namen Neros-Höhle keines- wegs von einem Hottentotten der darinnen gewoh- net haben soll könne erhalten haben; angesehen es wegen ihrer obgleich geraumen dennoch niedrigen Cavität unmöglich wäre, daß ein Mensch sich darin- nen aufhalten und wohnen könte.

An der Westseite der Bay-falß liegt noch eine Strecke von Bergen, welche die norwegische Berge genennt werden. Sie erstrecken sich bis an den Zwischenraum der See und der Bay-falß. Ehe- dem und da die Kompagnie die Lieferung des Flei- sches vom Gouvernement besorgen und dieses selbst schlachten ließ, wurde das lebendige Schlachtvieh in den Thälern dieser Berge, welche nahe bei der Hand waren, geweidet. Nachdem aber die Lieferung des Fleisches von Zeit zu Zeit veraccordiret worden; so sind diese Gegenden vertheilet und an Kolonisten vergeben worden. Die Viehtriften sind daselbst ge- deihlicher als der Kornbau, und die Eigenthümer da- selbst befleißigen sich auf jenes mehr als auf dieses. Die Berge selbst aber erstrecken sich wohl sechs Mei- len weiter in die See als das übrige Land.

Nachdem die ostindische Kompagnie im Jahr 1753. verordnet hat, daß alle ihre Schiffe die in der Zeit der üblen Mousson das Kap berühren müssen, sich in die Bay-falß vor Anker legen sollen; so ist, wie bereits im ersten Theile gemeldet worden, da- selbst der Anfang zu einer neuen Kolonie gemacht,

verschiedene Häuser erbauet, auch ein Administrator und mehrere andre Offizianten angesetzt worden. Es läßt sich also leicht daraus abnehmen, daß diese Gegend nunmehr ebenfalls zu dem Kapschen Distrikt gezogen und dieser dadurch vergrößert worden, sey. Ich kann aber davon als von einer neuen Einrichtung die nach meiner Zeit vorgenommen worden, keinen Bericht geben. Ueberhaupt ist noch von dem jetzt beschriebenen Kapschen Distrikt zu melden, daß die Erd-Arten der Felder gar sehr untermengt liegen und die Tyger-Valley oder die große Sand-Strecke den größten Theil davon einnimmt. Hier ist es, wo das im ersten Theil beschriebene Wurzelholz zur Feuerung für die Kapsche Bürgerschaft ausgegraben wird. Außer diesen Wurzeln aber wächst über sich nur ganz geringes, niedriges und schwaches Buschwerk, viel haide- und mehr holzartige als saftige Kräuter; daher auch in dieser ganzen weit ausgedehnten sandigen Gegend wenig Schaafvieh getrieben wird.

Ich würde nicht ermangeln, die in diesem Distrikt belegenen Höfe oder Bauern-Plätze namhaft zu machen; allein, wie ich schon vormahls gesagt habe, daß wenige Namen derselben bekannt seyn, und man gewohnt ist die Plätze nach den Namen ihrer Besitzer zu benennen, diese aber durch Kauf und Verkauf sich beständig abändern, so halte ich es für sehr überflüßig diese Beschreibung durch eine vergebliche Arbeit zu vergrößern; zumahlen da die Wohnungen derselben nicht von solcher Schönheit seyn, daß man etwas Besonders davon melden könte. Sie sind,

außer

außer daß einige etwas größer andre aber etwas kleiner sind, im ganzen Lande auf gleiche Art gebauet. Ihre Fußboden sind entweder von Leimen mit Kuhmist vermengt, geschlagen, oder mit Feldsteinen gepflastert; und die allerwenigsten haben nur in der eigentlichen Wohnstube ein Paar Glasfenster. Die übrigen Zimmer haben nur Fensterladen, und keine Decken von Brettern, sondern auf den Wänden liegen die Balken, folglich keine Bodens oder Solders, und sobald man in das Haus tritt so ist man auch in der Küche, und das mit Riet bedeckte Dach hat man in allen Zimmern vor den Augen. Die sogenannte Keller sind nichts anders als mit der Erde gleich gebaute Behältnisse ohne Fenster, deren Eingang nach Norden liegt.

Das dritte Kapitel.

Von dem Dorfe Stellenbusch und dem darzu gehörigen Distrikt.

Sobald die besten Felder in dem vorbeschriebenen Kapschen Distrikt unter die Kolonisten vertheilet waren und beurbart wurden; jedennoch aber immer mehr und mehr Baulustige oder Kolonisten von der Kompagnie aus Europa überschickt wurden; so sahe sich der damalige Gouverneur Simon von der Stell genöthiget, mehrere fruchtbare Gegenden aufsuchen, austheilen und anbauen zu lassen. Die Gegenden um das heutige Stellenbusch schienen damals nachdem der Gouverneur das beste Theil davon nehmlich Hottentotts-Holland sich selbst zugeeignet hatte, die gelegensten, bequemsten und fruchtbarsten zu seyn; mußten aber zuvor von vielen Strauch- und Buschwerk gereiniget und aufgeräumet werden. Dieses geschah um das Jahr 1680. nicht aber wie Kolbe und aus ihm andre melden Anno 1670. Denn in diesem Jahre kam erst der zweite Kommandör und nachmalige Gouverneur Bax nach Afrika, welcher nachhero das jetzige Kasteel in einer Zeit von drei Jahren erbauet hat, und einige Zeit darnach erst nach Batavia gegangen ist. Anno 1772. dienete auch der Gouverneur Simon von der Stell noch unter der holländischen Armee in dem

Kriege

Kriege wider Frankreich, und ist erst um das Jahr 1775. als Gouverneur auf das Vorgebirge der guten Hofnung geschickt worden. Die in nur gedachter Gegend sich niederlassende Kolonisten, hatten mehrere Ursachen sich in der Nähe beisammen zu halten, als jene in dem Kapschen Distrikt; weil diese im Fall der Noth oder bei einem Ueberfall von den Hottentotten gar bald mit Soldaten aus dem Kasteel konten unterstützt und gedeckt werden; dahero baueten sie ihre Häuser nahe beisammen, doch so, daß ein jeder einen Weinberg und Garten neben seinem Kornfelde und nahe bei seinem Hause hatte, wie solches noch heutiges Tages bestehet. Zwischen den beiden Seiten der Häuser welche zwei Straßen formiren, pflanzten sie Eichen-Bäume, welche anjetzo sehr groß gewachsen und in ihrem besten Flore stehen. In diesem Stücke befolgten diese Kolonisten den Befehl der Kompagnie, daß nehmlich ein jeder Anbauende gehalten seyn solte eine Anzahl Bäume anzupflanzen, am besten. Hieraus entstand also ein Dorf, welches bis auf 30. Häuser in zwei Straßen angewachsen und von dem damaligen Gouverneur den Namen Stellenbusch empfangen hat. Da das Erdreich in dieser Gegend sehr fruchtbar befunden wurde, so fanden sich mehrere Baulustige ein, welche abgetheilte Felder nach der Kompagnie Verordnung von 60. Morgen Landes erhielten, und ihre Wohnungen so anlegen mußten, daß jedes Guth eine Stunde Gehens von denen benachbarten abgelegen war. Doch dieses ist nicht so zu verstehen, als wenn jedes Wohnhaus von dem andern akkurat



eine Stunde oder halbe Meile von dem andern entfernt seyn müßte: denn man findet auch dergleichen die kaum 500. Schritte von einander liegen. Es kommt hierbei nur darauf an, daß der Mittelpunkt des einen Guthes von dem Mittelpunkt des andern Nachbars eine Distanz von ½. Meile betrage. Die Kolonie dieses Distrikts wurde in Kurzem so vergrößert, daß das Gouvernement genöthiget wurde, an dem einen Ende des Dorfs eine Kirche zu erbauen und der Gemeinde auf Kosten der Kompagnie einen eigenen Prediger zu verschaffen. Im Jahr 1685. erhielt diese und die bald darauf angelegte Kolonie in dem Distrikt von Drakenstein zusammen, von dem damals anwesenden General-Commissario Freiherrn von Rheede eine besondre Gerichtsbarkeit. Zu welchem Ende von gedachtem Freiherrn ein Landdrost oder Bailljuw nebst verschiedenen Assessores welche Heemraeden benennt werden, angesetzt und Herr Johann Mulder als erster Landdrost installiret auch mit einer ausführlichen Instruktion versehen worden. Das Gouvernement wurde auch befehliget, daselbst ein eigenes Rathhaus, Wohnung für den Landdrost, ein besonderes Gefängniß für Inhaftirte und eine Wohnung für den Unter-Landdrost und denen Feldwächtern oder Landreutern zu erbauen.

Fünf und zwanzig Jahre nachher, nehmlich im Jahr 1710. hatte dieser Ort das Unglück, bei eben vorwaltenden Sturmwinde, innerhalb zwei Stunden bis auf zwei oder drei Häuser abzubrennen. Der damalige Landdrost Samuel Marinus de Meurs be-

befahl einem seiner Sklaven ihm Feuer zu bringen, um seine Tobackspfeife anzuzünden; Dieser unvorsichtige Sklave hatte in eine kleine Kohlenpfanne einige glühende Kohlen gelegt, und trug sie unbedeckt über den Hofplatz: der Wind entführte eine Kohle und wehete sie auf das Riet-Dach, wovon dieses alsofort angefacht und in Flamme gesetzt wurde, auch dergestalt plötzlich um sich griff, daß die sämtlichen Einwohner sich nur mit genauer Noth retten konten, und alle ihre Mobilien und Habseligkeiten den Flammen zum Raube überlassen mußten. Etwan vier Jahre nach diesem Brande, ist dieses Dorf besser und regulärer nach der Schnur wieder erbauet worden. Quer durch dieses Dorf fließt ein kleiner Fluß, und weil dieses Dorf zwischen denen Bergen in einem grossen Thale liegt, welches, außer an der Südwestseite, von ziemlich hohen Bergen umgeben ist, so bleibt auf gedachter Seite die Aussicht bis an die Bay-falß frey, und weil zugleich die Berge ziemlich weit auseinander liegen, so hat das Dorf eine sehr anmuthige Lage. Man rechnet die Entlegenheit dieses Ortes von der Kap-Stadt nach dortiger Landes-Gewohnheit auf 8. Stunden; mit einem guten Pferde aber kann man in 4. Stunden von einem Orte zum andern kommen. Die Nahrung der dortigen Einwohner und freyen Bürger bestehet hauptsächlich in etwas Ackerbau, vornehmlich aber in ihren Weinbau und Küchengärten. Ueberdem treiben sie insgesamt entweder eine Profeßion, als: Schmiede, Wagenmacher, Schneider, Schuster, Tischler und Riet-Decker, welche die

Dächer mit Riet belegen; oder sie haben eine Krämerei und Weinschank; und fast von allen Einwohnern werden sowohl die des Sonntags ankommenden Kirchleute als auch andre Reisende beherberget. Die zur Kirche kommende eingepfarrte Kirchkinder pflegen des Sonntags nach vollendeten Gottesdienst bei ihren Wirthen die Mittagsmahlzeit zu halten. Sie bezahlen aber weder für die Mahlzeit noch für die Herberge etwas am Gelde, sondern haben nach Verhältniß ihrer Familie nehmlich wie stark an Personen und wie ofte sie dahin kommen einen Accord getroffen, nach welchen sie jährlich eine, zwei auch wohl drei Müdden Weitzen dafür abgeben. Allein dabei bleibt es nicht; sondern wenn diese Wirthsleute dienstfertig seyn, die Zugochsen inzwischen auf ihre Felder treiben lassen; nach der Mahlzeit reichlich Thee einschenken, und dergl. so bringen die Herbergsgäste von Zeit zu Zeit etwas an Viktualien mit; denn der afrikanische Bauer rechnet seine eigene Denrées nicht hoch an. In diesem Dorfe herrschet also zwar keine Gastfreiheit, es hat aber auch keine Wirthshäuser daselbst, worinnen man für Geld logiren und sich bedienen lassen kann. Es heißt hier: eine Hand wäscht die andre, und eine Freundschaft ist die andre werth. Außerordentliche Reisende paßieren wenige diesen Ort, oder bleiben selten über Nacht da; und wenn sich dieses ja einmal zuträgt, so hat der Reisende gewiß einen bekannten Freund bei dem er einspricht. Den Wein läßt er sodenn aus einem Schankhause holen, und für eine Mahlzeit Essen, verlangt niemand etwas.

Einen

Einen sehr angenehmen, liebens- und verehrungswürdigen dabei aber auch recht galanten Prediger Namens van Eghte, hatte diese Gemeinde zu meiner Zeit. Mit gepuderten Haaren und weißglaßierten Handschuhen stand er jedesmal auf der Kanzel. Seine Aussprache oder Stimme war sehr angenehm, im Ton des Tenors; sein Vortrag kurzgefaßt, bündig und erbaulich, auch jedermann verständlich. Ich habe einmal eine Predigt von ihm, über die wenigen Worte: „sein Blut komme über uns und unsere Kinder" angehört, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde, auch zu vergessen nicht begehre. Ich erinnere mich hierbei, daß der zweite Prediger an der Stadtkirche der Herr Kock die Epistel Judä nach und nach zu erklären vornahm. Dieser gründlich gelehrte Prediger hielt über den ersten Vers dieser Epistel: „Judas ein Dienstknecht Jesu Christi aber ein Bruder Jacobi, „den Berufenen die da geheiliget sind in Gott „dem Vater und behalten in Jesu Christo" drei Sonntage nach einander, drei verschiedene Predigten, in welchen er eine ganz ausnehmende Gelehrsamkeit an den Tag legte; dabei aber dennoch in seinem Vortrage so populär war, daß ihn Gelehrte und Ungelehrte verstehen, begreifen und sich daraus erbauen konten.

Der ganze Stellenbuschische Distrikt erstreckt sich nach Osten bis zum hottentottischen Holland und den angrenzenden Bergen; nach Süden bis an die Bay-falß; nach Westen bis an die Tygerberge, und das Tyger-Thal soweit wo der Kapsche Distrikt

 sich

sich endiget; Nach Norden endlich bis an den Muschelbanck-Fluß und den Perlberg.

Der Distrikt von Stellenbusch ist weit grösser als der Kapsche, zumalen wenn man die große, sandige und fast ganz unbewohnte Tyger-Valley abrechnet. Und da der Stellenbuschische Distrikt durchgehends genommen, weit fruchtbarer und auch besser angebauet ist, so wird es nöthig seyn, ihn nach denen vier Abtheilungen vor uns zu nehmen, nach welchen man dessen Gegenden zu benennen und derselben Pflanzörter zu unterscheiden pflegt. Die erste und vorzüglichste Landschaft wird Hottentotts-Holland, die zweite das Moddergatt, die dritte Stellenbusch und die vierte kleinste, die Bottelarey genennt.

Hottentotts-Holland ist die südlichste Landschaft des Stellenbuschischen Distrikts. Den Namen erhielt sie von denen sich daselbst neben denen Hottentotten niederlassenden Holländern; denn damals ging man mit denen ursprünglichen Einwohnern noch um, wie mit Jungfern die man nicht gern beleidiget. Dieser Landstrich ist unwidersprechlich der schönste und fruchtbarste auf dem ganzen Vorgebirge. Er wird von drei Flüßen angewässert, und alles was man daselbst säet und pflanzet, kommt nicht allein vortreflich fort, sondern die Einwohner können auch alle ihre Produkte mit Bequemlichkeit nach der Stadt und dem Kasteel bringen und zu Gelde machen.

Nicht allein Getraide- und Wein-Bau, sondern auch Rind- und Schaafvieh-Zucht gedeihen sehr wohl,

wohl, weil die Berge mit Gras und die Thäler mit Wasser reichlich begabt sind. Dieses alles wußte der vierte Gouverneur auf dem Vorgebürge, Herr W. A. von der Stell sich sehr wohl zu Nutze zu machen, eignete sich diese ganze Landschaft selbst zu, erbauete ein vortrefliches Schloß nebst andern Wirthschafts- und Wohn-Gebäuden, legte Weinberge, Gärten, eine Mühle und dergleichen an, so daß diese, anfangs aus 400. Morgen Landes bestehende Landschaft einer europäischen kleinen Grafschaft gleich kam. Ich sage, daß diese Landschaft anfangs aus 400. Morgen Landes bestanden: denn der Herr Gouverneur überredete Anno 1700. den damals anwesenden Commißarium und Rath ordinario von Indien Wouter Valkenier, nachmaligen General-Gouverneur auf Batavia, ihm einen Distrikt von 400. Morgen daselbst zuzueignen und eine Urkunde darüber zu ertheilen. Allein auf eben dieses Gouverneurs Vorstellung, erhielt der Ober-Gärtner der Kompagnie Johann Hertzog von gedachtem Herrn Valkenier ebenfalls ein Stück Land von 120. Morgen, welches aber nach der Abreise des Commißarii, der Ober-Gärtner unter dem Titul des Kaufs und Verkaufs wieder abtreten und dem Gouverneur überlassen mußte, welcher aber zugleich der Vermessung von nunmehro 520. Morgen einige Zolle zugab; so daß auf die letzte eine Quadratfläche von etwan 4000. Morgen daraus erwuchs.

Des oftgedachten Herrn Gouverneurs W. A. von der Stell Betragen zu seiner Zeit, ist mir sehr wohl und aus dem Grunde bekannt. Ich habe die

gan-

ganzen Akten, sowohl des Gouverneurs Verantwortung oder so betitelte Deduction als der Bürgerschaft Contra-Deduction gelesen, auch mit verschiedenen seiner Gegenparthei aus der Sache gesprochen, und kann dem alten Kolbe das wahrhafte Zeugniß geben, daß er in seinem extractivischen Bericht, den er davon in dem dritten Theile seines Cap. b. S. liefert nichts übertrieben, sondern alles der Wahrheit gemäß berichtet hat. Vermöge eines Rescripts und Resolution der Cammer von Siebenzehn d. d. Amsterdam den 30ten October 1706. mußte auch nicht allein der Gouverneur das ganze Hottentotts-Holland, sondern auch dessen Bruder François von der Stell, sein unweit den Güthern des Bruders angelegtes Guth Veergelegen wieder abtreten, und das ganze Land ist aufs neue ausgemessen und an verschiedene Kolonisten vertheilet, das prächtige Schloß des Gouverneurs aber niedergerissen und geschleift worden, die übrigen Wirthschafts-Gebäude aber von denen neuen Besitzern dem Gouverneur bezahlt worden.

Der Wein der auf Hottentotts-Holland gewonnen wird, ist nach dem von Constantia der beste und von solchen Stöcken angepflanzt, welche dieser Gouverneur von seinem Vorweser und Vater Simon von der Stell eben daher erhielt. Nicht weniger als 60. Morgen Landes hatte er in verschiedenen Gegenden mit Wein angepflanzt; 60. Morgen hatte er zu Obst- und Küchen-Gärten angelegt; die Kornfelder waren nicht zu übersehen, und da er eine ungemein starke Anzahl Vieh, nehmlich 1200. Stück Rind-



Rindvieh und 20,000 Schaafe zusammen brachte, so war er genöthiget noch andre Gegenden an sich zu ziehen, wo er Sommer und Winter Weide in Ueberfluß haben konte; Doch hiervon weis Kolbe ein mehreres zu erzehlen. Für mein Theil ist es genug wenn ich melde, daß das ganze Hottentotts-Holland auf Befehl der ostindischen Kompagnie unter eine Menge Kolonisten vertheilet worden; so daß ein jeder derselben eine Grundfläche von 60. Morgen Landes besitzet, von dessen Einkünften er sehr gut subsistiren kann.

Drei Flüße bewässern diesen Landstrich; der gröste wird der Laurentz-Fluß genennt. Er entspringt auf einem Berge welcher Keer weer oder Kehr-um genennt wird; weil, wenn man von Drakenstein dorthin kommt genöthiget ist wieder umzukehren oder Gefahr läuft, sich in denen aneinander hangenden Bergen zu verirren und nicht wieder heraus zu finden; Wie man denn auch aus Hottentotts-Holland nach der Kap-Stadt zu, zwei sehr verschiedene Wege vor sich hat; von welchen einer zwar kürzer aber sehr unbequem, der andre hingegen länger jedoch weit angenehmer zu bereisen ist. Der nurgedachte Laurentz-Fluß läuft nahe bei seinem Ursprunge durch tiefe schattenreiche Thäler, und sein Wasser bleibt auch zur wärmsten Sommerzeit und bis die Sonne die Gipfel der Berge völlig überstiegen hat, kalt. Wird nun solches bevor es die Sonne erwärmt hat, geschöpft und an einem kühlen Orte aufbehalten, so haben die Einwohner den ganzen Tag hindurch einen kühlen und labenden Trunk sehr

rein

rein schmeckenden Wassers, welches neben ihren im Ueberfluß habenden ziemlich geistreichen Wein nicht anders als sehr erquickend seyn kann. Einige aber nur ganz kleine Fische, unsern Schmerlen oder Gründeln gleich, fängt man in diesem Fluß, und in der Mündung beim Ausfluß in die Bay falß treten zuweilen mit der Fluth einige Seefische ein und mit der Ebbe wieder heraus.

Auch diesen Fluß wußte sich der Gouverneur W. A. von der Stell als ein in der That vortreflicher Wirth, sehr gut zu Nutze zu machen. Der Fluß hatte, wie alle andre Gebirgsflüße zur Zeit des Regenwetters überflüßiges Wasser, im Sommer aber destoweniger. In der üblen Mousson trat er über seine Ufer, überschwemmte das Land und verdarb dessen Gewächse, worauf in der warmen Mousson wegen Mangel an Regen, alles verdorrte. Der Gouverneur ließ also am Fuße des Berges ein ungemein großes Wasser-Baßin ausgraben, und sammlete während der Regenzeit alles übrige Wasser darinnen. Hiervon genoß er einen dreifachen Nutzen. Vors erste setzte er der Ueberschwemmung einen Damm vor; vors andre leitete er das Wasser durch einen kleinen Graben auf sein Landguth; und vors dritte legte er unter diesem Guthe eine Wassermühle an, welche von dem Abfluß dieses Wassers in Gang gebracht wurde. Diese Mühle auf welcher er nicht nur das Getraide für seine und seiner Domestiken Nothdurft, sondern auch für Fremde gegen Bezahlung von 16 Stüver pro Mudde mahlen ließ, verinteressirte sich sehr reichlich. Man muß bekennen, daß

daß dieser Gouverneur ein ausnehmend guter, verständiger und einsehender Wirth gewesen sey, und wenn er nur nicht so brutal, eigennützig, geizig und ungerecht gewesen wäre, auch den Kolonisten nicht alles mit Gewalt abgedrungen hätte, so hätte er ein Mann von erstaunlichem Vermögen, und dies mit Recht und Fug, werden können; Allein es hieß bei ihm: Sit raptum vel captum modo sit aptum; und dieses gab der ostindischen Kompagnie Anlaß zu verbieten, daß kein einziger ihrer Bedienten, vom größten bis zum kleinsten, das geringste vom Ackerbau, Weingärten, Viehzucht und dergleichen eigenthümlich besitzen durfte.

Die beiden andern Flüße in Hottentotts-Holland sind mehr Bäche als Flüße zu nennen. Sie entstehen in dem Gebirge vom Zusammenfluß des Regenwassers und ergießen sich zu dieser Zeit in die Bay-falß; wogegen sie im Sommer weder Zu- noch Abfluß haben, sondern vertrocknen; weswegen man ihnen auch noch keinen eigenthümlichen Namen gegeben hat. Auch in diesen beiden Bächen kann man in der üblen Mousson, da wo sie sich alsdenn ergießen, einige Seefische fangen, welche mit der Fluth ein- und mit der Ebbe wieder austreten.

Ungefähr in der Mitte dieses Hottentotts-Hollands liegt ein ansehnlich hoher Berg, welcher wegen seiner schönen und grasreichen Weide, der Schaaf-Berg genennt wird. Auf diesen war der Gouverneur willens ein Lusthaus zu bauen, welches um soviel plaisanter gewesen wäre, als man auf diesem Berge alle Schiffe sowohl in der Tafel-Bay

als

als Bay falsch, konte ein- und auslaufen sehen: Allein wie er eben mit diesen Gedanken umging bekam er seinen Rappell, und wurde in Holland zu einer schweren Verantwortung gezogen.

In diesem Hottentotts-Holland hatte zu meiner Zeit ein Bauer Namens Michael Otto (insgemein Michel Ols oder Ochse genannt) das beste Landguth, besonders am Weinwachs. Allein er war ein Wütherich und Tirann seiner Sklaven; weswegen er auch durch Desertion viele Sklaven, welche dadurch in die Hände des Fiskals und der Justiz geriethen, verloren hat. Schläge schienen ihm noch eine gar zu gelinde Strafe bei den geringsten Verbrechen zu seyn. Er band, besonders Sommers-Zeit diejenigen Sklaven welche etwas verbrochen hatten, nackend an einen Baum oder Pfahl an die Sonne; ließ ihnen den ganzen Leib mit Honig beschmieren, und so wurden sie viele Stunden lang, von den Fliegen, Wespen, Hummeln und anderm Geschmeiß, besonders von der afrikanischen blinden Fliege, welche in Indien Mußchiete genennt wird, bis auf den Tod geplagt. Nachdem er aber bei seinen Sklaven vielen Verlust erlitten, auch wegen seiner unmenschlichen Behandlung von der Regierung verschiedenemal empfindlich gestraft worden, wurde er verdrüßlich; ließ seine Frau auf dem Guthe alleine wirthschaften, kaufte sich ein Haus in der Stadt; verkaufte daselbst seine gewonnene Weine Eimer-weise, und was er nicht verkaufen konte, soff er selbst aus, wurde dabei auch niemalen recht nüchtern. Wenn ein anderer Bauer einen unter-

hor-

hörsamen Sklaven hatte und er ihn nur bedrohete; daß er ihn, im Fall er sich nicht bessern würde an Michael Otto verkaufen oder verschenken würde, so half diese Drohung öfters mehr, als andre Züchtigungen ausgewirkt hätten; weil sich ein jeder Sklave für diesem Mann fürchtete. Der letzte Sklave den M. Otto durch seine harte Bestrafungen verlohr, hatte die Wagenmacher-Profeßion erlernet, dahero wurde er von ihm mit tausend Gulden bezahlt, und eben dieser Verlust brachte ihn auf die Gedanken, sich der Wirthschaft zu entschlagen und das Seinige in stiller Ruhe zu versaufen.

In denen Bergen von Hottentotts-Holland ist ein warmes Bad, welches bei den afrikanischen Einwohnern in gutem Ruf stehet; auch von den Hospital-Medicis den Kompagnie-Bedienten in gewissen Fällen angerathen und zu gebrauchen angewiesen wird. Der Erfolg von dessen Gebrauch ist schon öfters sehr heilsam gewesen; nur Schade, daß die Regierung zur Bequemlichkeit der Badegäste nicht beßre Anstalt machen läßt. Zwar ist zu dem Ende daselbst ein maßives Gebäude errichtet, welches aus einem Vorhause, zwei großen Zimmern, einer Küche und einer kleinen Kammer, welche leztere der Brunnenwärter bewohnet, bestehet. Dieses Gebäude ist aber gemeiniglich zu klein für die vielen Badegäste welche sich Sommers-Zeit daselbst einfinden. Diejenigen welche zu spät eintreffen und alsdenn keinen Platz in denen beiden Zimmern bekommen können, müssen sich in dem Vorhause oder auf dem Boden einlogiren, oder gar in einem Ge-

zelte campiren. Ein Medicus der den Patienten den rechten Gebrauch des Badens anweisen und sie darneben mit dienlichen Medicamenten versehen könte, fehlet; und das Gebäude welches an den Abhang eines Berges gebauet ist, leidet von dem eindringenden Wasser vielen Schaden; ist, besonders in dem einen Zimmer, sehr feuchte und dumpfig. Ein jeder Badegast muß seinen Namen in ein dazu gewidmetes Buch einschreiben oder einschreiben lassen; und man ersiehet daraus, daß sich jährlich an 200. Patienten daselbst einfinden. Das Badehaus liegt etwan hundert Schritte vom Wohnhause ab. Dieses ist etwan vier Klaftern lang und anderthalb Klaftern breit, und stehet auf zwei Seiten unter der Erde, die andern beiden Seiten aber sind gemauret. Das Wasser wird mittelst Rinnen durch den einen Giebel herein geleitet, und hat aus dem Wasserbehälter wieder einen Abfluß. Die Badende setzen sich bis an Hals in das Wasser, können aber anfangs, und bis sie es recht gewöhnt sind, nicht über 8. bis 10. Minuten darinnen verharren; weil ihnen sodann eine Ohnmacht anwandelt; weswegen auch niemand ganz alleine und ohne Gesellschaft badet, weil er außerdem ohne alle Hülfe wäre, gar leicht umfallen und ertrinken könte. Die Badenden legen sich nach dem Gebrauch desselben zu Bette um etwas zu schwitzen; welches dadurch befördert wird, wenn sie etwas von dem warmen Wasser trinken. Gemeiniglich badet man täglich zweimal, einige thun es aber auch wohl dreimal. Zwei andre Neben-Quellen sind nur mit Hütten und diese mit Reißig

bedeckt, und sind für Sklaven und Hottentotten bestimmt. Das Wasser in dem Badebrunnen hat nichts schwefelhaftes, sondern nur Eisen- und Vitriolhaltiges in sich, und setzt beim Abfluß viel Ocker an. Kaum 50. Schritte unter der warmen Quelle ist eine ganz kalte Quelle, deren Wasser vom reinesten Geschmack ist. Das übelste bei allem diesen ist, daß die Badegäste, wenn sie keine eigene Bedienung bei sich haben, sehr schlechte oder eigentlich gar keine Aufwartung auch darneben nichts zu essen haben als was sie mitbringen, oder von denen benachbarten Bauergüthern herzuholen und sich selbst kochen. Der Boden um das warme Bad wäre fruchtbar genug um einiges Grünzeug und Gartengewächs anzubauen; denn die Kräuter und das Buschwerk um selbiges kommt gut fort und wächst sehr frisch und lebhaft auf; allein es giebt sich niemand damit ab. Weiter hinaus aber über dem Pallmiet- und Butterfluß, längst welchen verschiedene Bauergüther liegen, ist der Boden ganz anders beschaffen und der Wein der daselbst gezogen wird, kann nur zu Eßig und Brandtwein verbraucht werden.

An der Nordseite des Hottentotts-Hollands liegt das sogenannte See-Kuh-Thal. Ob sich ehedem dergleichen Thiere daselbst aufgehalten haben, welche die Zoologen mit dem Namen Hippopotamus oder Nil-Pferde, die Afrikaner aber mit See-Kühe bezeichnen, weis ich nicht; und ich kann es auch kaum glauben; weil sich diese Thiere lieber in denen Flüßen die ein süßes Wasser haben aufhalten. Dieses sogenannte See-Kuh-Thal aber, welches

ungefähr eine halbe Meile im Umfange haben mag, ist weder ein Fluß noch ein See, noch eine Bucht vom Meere zu nennen. Es ist blos eine Vertiefung in einem Thale in welchem sich währender Regenzeit, das von denen Bergen herabfließende Wasser versammlet. Weil es aber tiefer als die Baay-falß liegt, so treibt auch der Südostwind mit der Fluth das Seewasser und mit diesem zugleich eine Menge Seefische herein; welche aber wegen der Verschiedenheit des Wassers nicht lange darinnen leben können. Dieses verursachet auch, daß das Wasser nach der Regenzeit, wenn es keinen Zufluß von den Bergen hat, stinkend wird. Inzwischen halten sich in dem daselbst häufig wachsenden Schilf und Rohr viele wilde Enten und andre Wasser-Vögel auf, welche denen die ihnen nachstellen, gute Jagd liefern.

Ob die mehrmahls erwähnten Amphibia mit Unrecht Seekühe genennet werden und eigentlich Nil-Pferde seyn sollen, kann und will ich nicht entscheiden. So lange aber kein anderes Thier kann aufgewiesen werden, welches im eigentlichen Verstande eine Seekuh genennet werden muß; so seh ich eben nicht ab, daß die afrikanischen Einwohner eine gelehrte Sünde begehen sollten, wenn sie bei ihren einmahl recipirten Seekuh-Namen verbleiben. Inzwischen aber ist es doch höchstbewundernswürdig, daß gedachte Einwohner noch niemahlen ein anderes Geschlecht unter ihnen, nehmlich einen See-Ochsen entdeckt haben. Daher die Frage: ob es unter diesen Amphibiis Hermaphroditen gäbe? noch nicht erörtert ist.

Das

Das Moddergatt (Schlamm-Loch) welches seinen Namen von denen Morästen und vielen Vertiefungen hat, worinnen das von den Bergen herabfliessende Wasser häufigen Schlamm versammlet, und dadurch die Wege unbrauchbar oder wenigstens unbequem, die Felder hingegen fruchtbar macht und ihnen statt des besten Düngers dienet. Es ist zwischen Hottentotts-Holland und Stellenbusch und von denen daher kommenden Flüßen gleichsam eingeschloßen, und stellet daher eine Art einer Insel vor. Weil aber diese Lage das Land sehr fruchtbar macht, so sind die daselbst belegenen Landgüther sehr einträglich: nur haben sie diese Unbequemlichkeit, daß die verschiedene Bäche in der Regenzeit so stark anlaufen, daß alle nachbarliche Gemeinschaft auf eine Zeitlang gesperret, ebenfalls aber auch vieles Ungeziefer davon vertilget wird. Sobald die Bewohner dieser Gegend aus der Witterung oder aus andern Umständen und Merkmahlen, die mindeste Vermehrung des Wassers in den Bächen vermerken oder vermuthen, so eilen sie ihr Vieh in die Kraale oder Stallungen zu treiben; weil die Ueberschwemmung in kurzer Zeit so anwächst, daß sie Menschen und Vieh mit fortreißen kann. Die Einwohner haben schon öfters sich unter einander berathschlaget und in Erwägung genommen einige Brücken zu erbauen; und obschon kein taugliches Holz dazu vorhanden ist, so würde es dennoch für Geld, woran diese Einwohner eben keinen Mangel haben, aus der Kompagnie Magazine können herbeigeschafft werden. Allein das was sie noch zur Zeit davon abgehalten

 hat,

hat, ist nichts anders, als der Eigensinn der verschiedenen Köpfe selbst; denn ein jeder besteht darauf, daß die Brücke an einem ihm am bequemsten Orte angelegt werde. Was nun dem einen bequem ist, das ist dem andern unbequem; und daher können die vielen Köpfe niemahlen unter einen Hut gebracht werden; und die Hauptsache geräth ins Stecken.

Auf das Moddergatt folgt die Landschaft dieses Distriktes, welche eigentlich Stellenbusch genennt wird. Von dem Dorfe welches seinen Namen von dem Gouverneur von der Stell und die Landschaft wieder von dem Dorfe erhalten hat, haben wir schon das Nöthige gemeldet. Es ist dieser Landstrich einer der fruchtbarsten und anmuthigsten. Die Hügel sind mit Brennholz reichlich versehen, welches aber zum Nutz- und Zimmerholz wie durchgehends zu schwammig und also untauglich ist. Die Berge sind, besonders zu Ende der üblen und zu Anfange der guten Jahreszeit, mit herrlichen Kräutern und Blumen geziert. Herr Doktor Sparrmann, Thunberg und Maßon, haben ihre Kräutersammlungen in dieser Gegend sehr bereichert, auch manches an Wurzeln und Kräutern in der Medicin dienliches Gewächse entdeckt. In dieser Gegend eigentlich gegen die Bottelarey zu, hat man zuerst ein Staudengewächs gefunden, dessen an den Zweigen sitzende kleine Beeren in der Größe einer Erbse, gutes Wachs liefern. Da ich diese Gegend öfters besucht und das Staudengewächs selbst gesehen habe, so beklage ich, daß ich damals keine mehrere Kennt-

niß

niß von der Botanik und Physik gehabt, und daher dasselbe ununtersucht gelassen habe. Die Thäler um Stellenbusch sind mit Wein- Küchen- und Obst-Gärten angefüllt, und verschaffen denen Eigenthümern reichlichen Unterhalt. Ich verstehe also nicht, was der Herr Autor der kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirges damit sagen will: daß die Einwohner ihre Produkte nicht nach eigenen Gefallen verkaufen können. Vermuthlich verstehet er dadurch den Wein; den sie nicht einzeln verzapfen dürfen. Allein dieß wäre in soweit unrecht, da die ostindische Kompagnie das Land anfänglich um nichts ausgetheilet, viele Kosten auf die Bevölkerung verwendet und sich nur einige Revenüen vorbehalten hat, die eben nicht sehr drückende sind. Die im Osten dieser Landschaft liegende sogenannte Stellenbuschische Berge sind von allen hiesigen Bergen die höchsten, und gleichen einigermaßen dem Tafelberge an Höhe und Gestalt, sind aber nicht so senkrecht. Bei Ankunft und Herrschung des Südostwindes, sind sie eben so wie jener mit weissen Wolken bedeckt: allein die Winde fallen ganz anders in die Tiefe als um den Tafelberg; vermindern sich gegen Abend und bleiben bis um Mitternacht still. In der Erndte und Weinlesezeit, das ist im Januario, Februario und auch noch im Martio, erheben sie sich gemeiniglich erst gegen Mittag; doch bei weiten nicht so stark wie in der Tafel-Valley. Dieß ist während der Dreschzeit den Bauern ein ungemeiner Vortheil, wie wir in dem neunten Kapitel welches vom Ackerbau handelt, umständlicher vernehmen werden.

Der bereits oben erwähnte Laurentzfluß, welcher mitten durch das Dorf fließet und es in zwei Theile theilet; hat bald vom Anfange der Bevölkerung her, eine kleine Brücke gehabt; wodurch die Communication von beiderseitigen Bewohnern unterhalten wurde. Allein die Brücke war so schmal angelegt, daß nur mit genauer Noth ein Wagen darüber paßieren konte. Da sie endlich durch die Länge der Zeit und vielen Gebrauch gar gefährlich und auf die lezte ganz unbrauchbar wurde; so bath sich ein patriotisch gesinnter Bauer, Namens Joris Grimpen, (nach Kolben Johann George Grimpen) Erlaubniß aus, auf eigene Kosten eine neue und bequemere Brücke zu erbauen. Dieses wurde ihm ganz gerne, jedoch unter der Bedingung zugestanden, von niemanden einiges Brückengeld einzufordern. Seitdem ist dieselbe sehr gut unterhalten und viel Unglück dadurch verhütet worden: dahero auch der Grimpen und nach ihm dessen Nachkommen, so lange sie diese Brücke bauständig unterhalten, von allen Gemeindiensten eximiret sind.

Der Gouverneur W. A. v. d. Stell hat zwar auch in einer andern Gegend auf Kosten der Kompagnie eine Brücke über diesen Fluß schlagen lassen; um mit mehrer Bequemlichkeit auf seine Landgüther in Hottentotts-Holland zu gelangen. Allein nach seiner Abreise ist sie ganz und gar eingegangen, und niemand hat sich weiter darum bekümmert. Es giebt also nicht viele Joris Grimpen, die im Fall der Noth vor den Riß treten und die Last einer ganzen Kolonie auf ihre Schultern alleine nehmen.

An

An eben diesem Fluß liegen verschiedene nach Kapschen Geschmack errichtete Landhäuser in einer anmuthigen Läge. Unter allen aber zeichnet sich vornehmlich dasjenige aus, welches der ehemalige Prediger Kalden angelegt hatte. Er wandte vieles drauf, die Gärte mit Blumen, Früchten und Gartengewächsen zu zieren und den Weinbau zu kultiviren. Noch heutiges Tages sind die daselbst gezogenen Weine vortreflich. Wie der Prediger Kalden Anno 1707. dieses Guth, so wie alle andre Kompagnie-Bediente abandonniren mußte, bekam er 20,000 Kapsche Gulden oder 8047 Ducaten dafür, welches für ein kleines Bauer-Güthgen das wenig Kornfelder hat, noch wohl der Rede werth ist. Meer-lust und Welmuth, zwei Höfe, die nebst einem andern Platz den der ehemalige Stellenbuschische Burgermeister Appel angelegt hat, ebenfalls an diesen Fluß liegen, sind eben so plaisant aber nicht so kostbar angebauet. Nichts desto weniger ist es gewiß, daß alle diese Güther vormahls und so lange sie von ihren Stiftern, welche bei der Kompagnie in Diensten standen und nicht schlechterdings von den Güthern subsistiren durften, besessen wurden, weit schöner und angenehmer unterhalten worden. Denn seitdem allen Kompagnie-Bedienten die Landwirhschaft, ja sogar auch der Handel mit Getraide, Wein und Vieh untersagt worden, so sind die Landgüther an solche Besitzer gekommen, die davon leben und ihren Unterhalt aus selbigen ziehen müssen. Diese sehen also nicht darauf was ihren Gärten zur Zierde dienet, sondern benutzen auch die kleinsten Ackerstücke zum Feld-

Wein- und Garten-Bau; das übrige Land aber zur Viehtrift; welches sie jedennoch ungemein verbessern könten, wenn sie die europäischen Gras-Arten als spanischer Klee, Luzerne, Espargette und dergleichen anzuzeugen sich angelegen seyn ließen. Denn der Boden ist auf vielen Stellen mit Heyde und holzartigen Pflanzen bedeckt, zwischen welchen das Vieh nur die weichesten und saftigsten Kräuter ausklauben und dabei in der trocknen Jahreszeit sich sehr sparsam ernähren muß; zumahlen, da im ganzen Lande an keine Stallfütterung auch nur zur Mittags- und Abendszeit gedacht wird. Ich weis gar wohl, daß auch bereits mit dem spanischen Klee ein Versuch gemacht worden, welcher aber keinen Saamen gegeben hat und wieder eingegangen ist. Allein diese Gras-Art will nicht auf den Bergen und trocknen Feldern sondern in den Gründen gesäet werden; und mir sind viele Stellen bekannt die anjetzo keinem Menschen was nützen, wo aber benannte Gras-Arten vortreflich einschlagen würden. Zum Exempel (wenn ja dieses Buch wie man nicht wissen kann, mit der Zeit einmahl auf dem Vorgebirge bekannt würde) in der Bottelarey zwischen denen beiden Güthern welche Wilhelm Plooy und Jacob Kruthe besessen, liegt eine Fley oder Wiese von großen Umfange, welche voll von saftigen Kräutern ist, die kein Vieh fressen mag; und auf welcher Wiese die Kraniche den ganzen Tag ihren Aufenthalt haben, des Abends aber davon ziehen. Diese Wiese ackere man um und säe obgedachte Gras-Arten darauf: ich wolte Bürge dafür seyn, daß man sie



10 Jahre lang ohne wieder zu besäen, benutzet würde.

Die ganze Stellenbuschische Gegend soll vorzeiten gute Jagden gehabt haben; aber heut zu Tage ist das Wild gar dünne geworden, und außer einigen Kapschen Rehböcken wenig aufzufinden. Wassergeflügel an wilden Enten und dergleichen, kann man noch eher habhaft werden. Wenn demnach die Kirchgänger ihren Wirthen einen Braten von solchen oder andern Wildpret mitbringen, so ist es ein sehr angenehmes Geschenk, wovon ich die Probe selbst einmahl erfahren habe. Seefische bekommt man zur Noth noch zuweilen eher, als Wildpret. Fische aus süßen Wasser sind auf dem ganzen Vorgebirge, außer um den großen Fluß der Karpfen mit sich führet, nicht zu haben; welches auch, da alle Flüße bis auf zwei oder drei im Sommer austrocknen, nicht anders seyn kann.

Die Bottelarey welche im Norden des Stellenbuschischen Distriktes liegt, hat manchen schon verleitet, aus ihrem Namen, welcher eine Speisekammer andeutet, eine ungemein fruchtbare Landschaft daraus zu machen. Sie hat aber vor andern Gegenden nichts voraus als einige Graswiesen, welche ich bald beschreiben werde. Diese Landschaft ist die kleinste von allen und es befinden sich nicht mehr als 6. Bauershöfe und eine Kompagnies-Buyten-post, die Klap-Mütz genannt, darinnen. Anfangs wie das Vorgebirge erst angebauet wurde, hat man in dieser Gegend welche nicht weiter als 6. Stunden oder 3. Meilen von der Stadt entfernt ist, Schlacht-

Vieh

Vieh und einige Kühe gehalten, und diese letztern, besonders in der trocknen Jahreszeit mit Gras von der Klapp-Mütz gefüttert; allermaßen dieses Ländchen welches aus einem Berge und verschiedenen kleinen Hügeln bestehet, Sommerszeit mehr Weide für die Schaafe als für das Hornvieh hat. Es mag aber ehedem als ein neu-beurbartes Land, viel fruchtbarer gewesen seyn als anjetzo; da es von denen Besitzern welche in allen Winkeln Kornfelder angelegt haben, sehr ausgemergelt wird. Ueberdem hat sich auch nachhero das sogenannte Pißgras daselbst eingefunden, welches verursachet, daß die Schaafe und das junge Rindvieh so davon fressen, den Urin nicht von sich lassen kann. Ein anderes Kraut von welchem das Hornvieh die Laam-Siekte (Lähmung) bekommt und dabei den Huf oder das Horn von den Füßen verlieret, wächst gleichfalls jedoch nur wenig in diesen Feldern, und Kühe können die hiesigen Bauern nur in denen drei oder vier Monathen vom April bis in den August halten, sonst erkranken und krepiren sie. Es liegt in dieser Gegend ein Berg der zwar nicht sehr hoch aber in seiner Grundlage ziemlich groß, und auch steil ist. Er wird der Bottelarey-Berg genennt, und ist an sich ganz unfruchtbar. Der Besitzer desselben wagte es dennoch einmahl ein etwas horizontal liegendes Stück Ackerfeld auf denselben aufräumen, pflügen und mit Weitzen besäen zu lassen. Der Nutzen davon war erstaunlich. Bei der Erndte konten die Schnitter kaum die Weitzenhalme allesamt mit der Hand fassen, welche aus einem einzigen

Wei-

Weitzenkorn gewachsen waren. Das Stroh war so stark wie schwaches Rohr, und die Aussaat lieferte mehr als dreissigfältige Früchte. Allein das Aufräumen, pflügen und besonders das Herunterbringen des Getraides von diesem Berge war zu mühsam und zu beschwerlich, es mußte mehrentheils auf dem Buckel bis am Fuße des Berges herabgetragen werden; daher wurde auch nachhero kein Getraide mehr dahin ausgesäet. Auf eben diesem Berge habe ich zum ersten Mahle und nachher nicht weiter zwei mir unbekannte Thiere gesehen: einen Berghasen nehmlich und einen Ratel. Der Berghase war nur klein wie ein Schooshündel und hatte einen feuerrothen Schwanz oder Blume, völlig wie ein Eichhörnel. Indem ich die Flinte auf ihn anlegte kam ein Ratel an, um sich unter einen großen Haufen Steine zu verbergen: er mochte auf den Berghasen gelauert haben. Ich besann mich nicht lange, ließ den Hasen laufen und legte auf den Ratel an; aber dieser entlief mir, denn indem ich losdrücken wolte, schlüpfte er zwischen die Steine hinein. Er sah ziemlich blaulicht doch etwas matter oder aschgrauer aus, war dabei lang gestreckt, der Kopf kam mir Hunds-artig jedoch die Schnauze etwas kurz vor, und der Schwanz war lang, gestreckt und dicke wie bei den Katzen; die Höhe schien nicht viel über die Höhe eines grossen Dachshundes zu betragen, wenn nicht die Füße etwas länger gewesen wären. Ich kannte das Thier nicht, allein, wie ich es dem Eigenthümer des Guthes beschrieb, so sagte er: daß es ein Ratel gewesen und die Frau versicherte, daß wenn ich dieses

Thier

Thier erschossen und mitgebracht hätte, sie mir gern eine Ducaton zum Rekompens geben wollen, weil es den Hühnern und Enten sehr nachstelle und ihr schon viele entwendet hätte. Der Ratel sagte sie dabei, müsse keinen starken Geruch oder Witterung an sich haben, weil es sich gar behend zu den Hühnern und mit seinem Raube wieder wegschleichen könne, ohne daß es die Hunde witterten.

Das merkwürdigste was in dieser Landschaft zu betrachten vorkommt, ist die Buyten-post der Kompagnie, welche die Klap-Müz genannt wird. Hier liegt ein Korporal mit 10 oder 12 Mann, und es ist dabei eine Wagenfurth von kleinen Steineseln. Die Wohnung nebst den Ställen, Remisen und Scheunen sind nach dortiger Landesart ziemlich weitläuftig. Rund herum liegen lauter Wiesen, welche in der Regenzeit voll Wasser stehen, im Monath October aber das herrlichste Gras haben. Alsdenn werden ein 20. Reconvalescirte aus dem Hospital oder in Ermangelung derselben, so viel Matrosen und Soldaten die noch keine Montur haben, dahin geschickt, um das Gras abzuhauen, zu trocknen und in die Scheunen zu bringen. Das daselbst gewonnene Heu beträgt jährlich etwas mehr oder weniger als vierhundert Fuder; wovon wöchentlich zweimal 4. Fuder auf 4. Wagens deren jeder mit 4. Eseln bespannt ist; nach dem Marstall für die Pferde der Kompagnie und des Gouverneurs geschafft werden. Ich muß aber auch bei der benannten großen Menge des Heues nicht vergessen zu melden, daß die Fuder nicht so groß seyn wie in Teutschland, allwo man

wohl

wohl 10, 12 bis 15 Centner und zuweilen noch mehr, in Afrika aber nach meinem Erachten kaum 4 bis 5 Centner auf einen Wagen ladet. Grummet oder Nachheu wird niemahlen gemacht, weil es in der trocknen Jahreszeit nichts mehr nutzet, und also nur für die Esel zur Weide stehen bleibet. Die Bauergüther in der Bottelarey sind nicht so einträglich wie in manchen andern Distrikten, werden auch nicht so theuer bezahlt. Ein Bauer Namens Jacob Kluthe hatte zwar ein vorzüglich schönes Guth daselbst, allein der Acker war mit Hafer und Drabok (Trespe) vergeben, welches nicht ausgerottet werden konte; wenn gleich der Wirth den reinsten Weitzen von andern Plätzen erkaufte und aussäete. Die übrigen Plätze werden kaum mit 4 bis 5000 Kapschen Gulden bezahlt. Ich habe bei meinem achtjährigen Aufenthalt auf dem Vorgebirge, drei dergleichen Güther-Verkaufungen in der Bottelarey beigewohnt, deren Wirthe labeth geworden waren. Die Ursache davon ist, daß der Acker zu sehr untermengt ist, und große Strecken unfruchtbares Land zwischen den Kornfeldern liegen. Auf den unfruchtbaren Landstrichen welche aus Sand mit untermengten kleinen Steinen bestehen, wächset nichts anders als geringes Strauchwerk und Renoster-Büsche, welche dennoch statt des Brennholzes zur Feuerung müssen conserviret werden. Wenn die Eigenthümer der Bottelarey-Güther, das in den Thälern liegende Land ein oder zwei Jahre Brache liegen lassen, so bewächst es sofort mit Dornen und Disteln, die sie nachmahls vor dem Pflügen erst aushacken, aus-

rotten

rotten und verbrennen müssen. Der Wein der in dieser Bottelarey wächst ist ebenfalls nur mittelmäßig, würde aber verbessert werden können, wenn ihn die Eigenthümer besser zu behandeln verstünden. Schwefel und in Wein geweichte Hausenblase ist ihr einziges Mittel den Wein zu bereiten. Nur zwei Bauern in dieser Gegend halten ordentliche Weinpressen; die andern ließen die Trauben nur austreten und mit den Händen ausdrücken. Das übrige wurde in Fäßer gethan, Wasser darauf gegossen und nach und nach zu Brandtwein verschwelet. Wenn das Wasser auf den ausgequetschten Weinhülsen einige Tage gestanden und etwas gejohren hatte, nannten sie es Doppen-Bier, tranken es wie Wein und konten sich auch darinnen betrinken. Die Sklaven und Hottentotten sind ungemein begierig auf dieses Getränk, und wenn sie Gelegenheit dazu haben so ist es nicht sicher vor ihnen. Eine bloße sogenannte Quetsche würde noch viel mehr Wein ausgepreßt haben, als sie mit den Händen ausdrücken konten; allein der Mangel des Gefäßes welches sehr rar und theuer ist, ließ ihnen die Mehrheit des Weines vergessen.

Am nordlichen Ende dieses Distrikts wo er an den Drakensteinischen stößt, liegt ein Berg, den Kolbe den Pferde-Berg, de la Caille aber den Perleberg nennet. Beide haben recht, und beide haben auch unrecht. Der Pferde-Berg scheidet die Bottelarey von dem Drakensteinischen Distrikt und ist der höchste in dieser Gegend, und ist besonders am Fuße ziemlich grasreich. Ob er den Namen

men von denen ehedem daselbst sich aufhaltenden wilden Pferden, oder nur um ihm einen eigenen Namen zuzueignen, erhalten habe, weis ich nicht; soviel aber ist gewiß, daß sich zu meiner Zeit niemand von denen ältesten Kolonisten zu erinnern wußte, jemals dergleichen wilde Pferde oder Zebras in dortiger Gegend gesehen zu haben. Der zunächst demselben liegende Joostenberg ist bei weiten nicht so hoch, aber in seinem Umfange weit größer, wie denn auch an- und um selbigen gar ansehnliche Bauergüther liegen. Unter diesen ist dasjenige am beträchtlichsten, was ehemals der gewesene Vice-Gouverneur Herr Samuel Elzevier erbauet hat; vor seiner Zeit aber zum Nutzen — oder wie es sich nachher geäußert hat, mehr zum Schaden der Kompagnie war administriret worden. Noch heutiges Tages wird dieser Platz die Elzenburg genennt, und hat eine kleine Wassermühle an einem Bach, welcher von den Wiesen an der Klap-Mütze abrinnet, aber in der Regenzeit bei überflüßigen Wasser das Mühlrad überschwemmet, und hingegen im Sommer austrocknet. Der von Mons. de la Caille anstatt Kolbens Pferdeberg benannte Perlenberg, ist von ihm sonder allen Zweifel aus Misverstand und Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache hierher gesetzt worden; in dem Drackensteinschen Distrikt werde ich ihn anweisen, zu dessen Beschreibung ich nunmehro schreite; wenn nur noch vorher gemeldet habe, daß in nurgedachter Gegend Holz und Wasser sehr sparsam vorhanden seyn: die Sträucher und Renosterbüsche müssen den Abgang des Brennholzes ersetzen,

und wenige kleine Quellen liefern das Trinkwasser. Das aus der Regenzeit in vertieften Gruben stehenbleibende Regenwasser wird im Sommer gar bald faul und stinkend, zum Theil auch brak: ein untrügliches Zeugniß, daß der Boden mit vielen Salztheilchen geschwängert sey, und wenn er auf benöthigten Fall tiefer ausgegraben würde, Salz liefern könte. Einmal ist es gewiß, daß das ganze Vorgebirge an sehr vielen Orten Salzquellen hat; wie denn auch nicht allein an der grünen Kluft, an Schwarzkopfs Rivier, zu Schwellendam an die Saldanha-Bay, zwischen dem Soete-melks und Gauritz-Rivier, und ich kann wohl sagen an 100. Stellen im Lande, ja sogar schon im Kapschen Distrikt dergleichen Sommerszeit zu Tage liegen, so, daß man das Salz nur aufraffen und wegführen kann.

Das vierte Kapitel.

Vom Drakensteinischen Distrikt.

Daß der Drakensteinische Distrikt von dem Herrn Gouverneur Simon von der Stell dem Anno 1685. anwesenden General-Commißario Freiherrn von Rheeden zu Ehren also benennet worden, haben wir bereits oben gehöret: wir wollen es also hier nicht wiederholen, sondern lieber ohne weitere Vorrede zur Beschreibung desselben schreiten. Bereits im Jahr 1678. als einige Kompagnie-Bediente ihres Dienstes entlassen und auf ihr Ansuchen für Freibürger erkläret würden; der Stellenbuschische Distrikt aber mehrentheils schon besetzt war, fing man an diese Gegend zu beurbaren und zu bebauen. Die ersten Anbauer erwehlten ihre Niederlassungen in Norden dieser Landschaft. Ihnen fügten sich nach und nach andre hinzu; aber insonderheit wurde die Anzahl dortiger Kolonisten vermehret und vergrößert, durch die in denen Jahren von 1685. bis 1690. ankommenden französischen Refugies, welche, nachdem die sogenannte französische Huck bereits besetzt war, in der Nähe derselben blieben, und das Land unter sich vertheilen ließen. Das Land dieses Distrikts ist ein grosses langes Thal, oder zwischen zwei Reihen Bergen liegendes niedriges mehrentheils flaches, jedoch mit Hügeln untermengtes Land; dessen Richtung der Länge nach, von Süden nach Nordost zum



Norden an einer Kette großer und hoher Berge liegt, welche sich vom Kap=falß bis weit nach Norden hin und bis an die Piquetberge erstrecket. Wenn man aber diese gedachte ostlich liegende Seite des Distrikts recht bestimmen will; so muß man dabei eingedenk seyn, daß sie eigentlich und weit näher an die sogenannte Lange Kloof, als an die eigentliche Kette der gedachten Berge stößet, als von welcher vor wenig Jahren noch unbekannt gewesenen Berggegend wir dem schwedischen Arzt Herrn Sparrmann ein besonderes Kapitel in dieser Beschreibung zu danken haben. Die Breite des Drakensteinischen Distrikts von Osten bis in Westen reichet bis an den schwarzen Berg, der über die Saldanha=Bay liegt. Dieser Distrikt ist der größte und in der Landwirthschaft der beträchtlichste. Denn, obzwar verschiedene sandige Gegenden darinnen unbebauet liegen bleiben, und verursachen, daß manche Bauershöfe von andern etwas entfernt und abgesondert liegen; so ist doch die Landschaft mit einer großen Anzahl von Wohnungen besetzt, die sämtlich von kleinen Bächen, welche von den Bergen herabfließen, bewässert und fruchtbar gemacht werden. Der Weinbau, welcher nebst etwas Ackerbau allhier am vorzüglichsten betrieben wird, giebt einen Wein, der nicht zu verachten ist und in den Kapschen Sortementen den vierten Rang behauptet: darinnen aber für vielen andern Landweinen den Vorzug hat, daß er sich am besten conserviren läßt, auch wenn er einige Jahre liegen kann, sich verbeßert und einen Sektgeschmack annimmt. Die vorgedachten kleinen Bäche, die von

den

den Bergen kommen, ergießen sich in einen Fluß, der mitten durch das Thal fällt, und von den Landes-Einwohnern das kleine Berg-Rivier genennt wird. Dieser Fluß, der seinen Anfang ein wenig in Süden der Drakensteinischen Parochie nimmt, von welcher wir bald handeln werden, trocknet niemals ganz aus, und bewässert einige an seinen Ufern liegende sehr gute Wohnplätze; durchläuft aber sodann mit vielen Krümmungen einen sandigen und unbewohnten Strich Landes, bald Nord- bald Nordwestlich bis an die Piquetberge. Von dort drehet er sich westlich und fällt an der südlichen Seite in die St. Helenen-Bay. Die Landstrecke, welche er durchströmet, möchte wohl kaum 40. Meilen betragen. Wenn man aber alle seine Krümmungen nach einer geraden Linie ausmessen könte, so würde Kolbe, der ihn auf 100. Meilen lang schätzet, wohl nicht gar sehr gefehlet haben. Noch aber hat sich niemand die Mühe gegeben, seinen rechten Lauf zu untersuchen; welches auch in denen sandigen Gegenden und wegen vielen an dessen Ufern wachsenden Dornbüschgen nicht füglich geschehen kann.

Beinahe in der Mitte dieses Distrikts doch etwas mehr nach Südosten liegt die Kirche dieser Parochie nebst etwan 9 oder 10 Häuser, welche ein kleines Dorf vorstellen, dabei aber etwas zerstreuet von einander liegen. Dieses Dörflein nebst der Kirche wird nicht das Dorf Drakenstein, sondern die Paerl, und der daran oder dafür liegende Berg der Paerlenberg genennt, und dieses giebt den Unterscheid zwischen Kolbens und de la Cailles Benennung:

eine Kleinigkeit, welche hoch genug aufgemuzt worden. Diese Parochie hatte vormals einen eigenen reformirten Prediger, welcher zu Kolbens Zeit Beck hieß und die Fatalität gehabt hat, daß ihn ein Frauenzimmer, seinem eigenen Geständniß nach, soll excommuniciret haben; wie weit aber dieses gegründet sey, weis ich nicht; jedoch ist dieses gewiß, daß die Gemeinde ihm nicht mehr wolte gestatten Sacra zu administriren, sondern um einen ihnen von Batavia zugeschickten Geistlichen den Herrn le Boucq verschiedene Male angehalten, aber nicht erhalten habe. Kolben in seinen Erzehlungen, worinnen er recht hat, ein wenig zu unterstützen, muß ich bekennen, daß ich den Herrn Beck als einen Greis von etwan 80. Jahren sehr gut gekennt habe, und er, wie es schien, in seiner Jugend mochte ein Mann von der Welt gewesen seyn. Er hatte den schönsten Garten bei der Stadt, und war ein groser Liebhaber von Kanoniren. Er besaß selbst sechs sogenannte Prinzenstücke von 1½. bis 2. Pfündigen Kaliber, und die wurden bei allen Feyerlichkeiten abgebrennt. Er verkaufte endlich auch den Garten und auch diese Prinzenstücke. Wie der Garten vom Käufer erstanden und gemeint war, wurden die Stücke abgebrannt, und wie eben dieser Käufer ebenfalls die Prinzenstücke beim Aufgebot erhielte, so mußten sie auf Ansuchen des Alten ebenfalls noch ein mal mit seinem Pulver geladen und abgebrennt werden. Nachdem nurgedachter Herr Beck die Gemeinde zu Drakenstein verlassen hat, ist mir nicht wissend, daß die Parochie jemals wieder mit einem Prediger ver-

sorgt

sorgt worden; mir ist hingegen noch erinnerlich, daß der Prädikant an Stellenbusch nicht allein die in dem Drakensteinschen Distrikt gebohrnen Kinder zu Stellenbusch getauft, sondern auch zu gewissen Zeiten in der Drakensteinschen Kirche oder an der Paerle die Communion gehalten habe. Das Gebäude der Kirche ist sehr schlecht. Ihre Wände sind nur eben so hoch, daß ein Mann unter die darauf ruhende Balken aufrecht gehen kann. Auf diesen ruhet das Gesperr, und das Dach ist wie alle Landhäuser mit Riet gedeckt, welches man wie das ganze Gesperr inwendig in der Kirche vor Augen hat. Die Mauren sind nicht einmal mit Kalke bekleidet oder nur getünchet. Die Kanzel ist nur ein Katheder, und die Stühle der Kirchkinder sind gleichfalls nur schlecht und von einem jeden besonders dahin gebracht. Für den Prediger ein eigenes Wohnhaus zu erbauen, hat sich die Gemeinde, welche wegen Entlegenheit ihrer Güther nur sehr klein ist, niemals verstehen wollen. Daher hatte sie bei meiner Zeit und wie ich sehr wahrscheinlich vermuthe, auch noch jetzo nur einen Vorleser, welcher des Sonntags Vormittags eine Predigt vorlas und einige Psalmen vorsang. Die Bewohner derer an der Kirche liegenden Häuser haben sodann einige Feilschaften an Caffee, Thee, Zuckerkant, Toback, Reiß, Zwirn, Nähenadeln und dergleichen Kleinigkeiten ausgelegt, welche die Kirchgänger im Nothfall und Ermangelung anderer Gelegenheit, dergleichen in der Kap-Stadt wohlfeiler zu erkaufen, bekommen können. Nach Südosten der Kirche liegt ein anderes nicht so

 gro-

großes Thal zwischen den Bergen, welches zu dem Drakensteinschen Distrikt gezehlet und die französische Huck genennet wird; dessen wir schon mehrmals erwehnt haben. Dieses Thal ist wegen seiner ausnehmenden Fruchtbarkeit die vorzüglichste Landschaft auf dem Vorgebirge, welche durch den Fleiß und unermüdeter Arbeitsamkeit der ersten französischen Besitzer ungemein kultiviret ist, auch von ihren Nachkömmlingen darinnen unterhalten wird. Wo ich mich auf mein Gedächtniß verlassen kann, und nicht wider Verhoffen sehr irre, so werden nicht mehr als acht Bauerhöfe daselbst vorhanden seyn, welche aber bei etwanigen Verkauf sehr theuer bezahlet oder wenigstens unter denen Erbnehmern jedesmal sehr hoch in Anschlag übernommen werden. Die Fruchtbarkeit dieses Ländchens kann man daraus abnehmen, daß die ersten Kolonisten daselbst von allen Mitteln entblößt ankamen, und so wie alle andre ihr Vieh, Bauerngeräthschaft, Saam- und Brodkorn, und was sie sonst nöthig hatten, von der Kompagnie erborgen mußten, dennoch aber die ersten waren, welche ihre auf viele tausend Gulden erstreckende Schuldenlast abführten. Ihre Arbeitsamkeit, ihre genaue Wirthschaft, bei welcher sie sich in den ersten Jahren nur mit sehr schlechten Hütten zu ihren Wohnungen behalfen, setzten sie nach bezahlten Schulden gar bald in Stand, die bequemsten Wohnhäuser aufzubauen. Man solte vermuthen, daß, wo nicht alle in dem Drakensteinschen Distrikt sich niedergelassene Franzosen, dennoch wenigstens diejenigen, die in diesem Winkel, welche

gleich-

gleichsam in einer abgesonderten Provinz wohnen, ihre Landessprache würden beibehalten und unter ihren Nachkömmlingen fortgepflanzt haben; allein nichts weniger als dieses; ihre gegenwärtige Enkel und zum Theil Großenkel verstehen nichts von ihrer Voraltern Landessprache. Die Verkehrung und der tägliche Umgang, den sie mit denen Holländern oder teutschen Holländern und eingebohrnen Afrikanern haben, besonders aber die eheliche Verbindung mit denen Töchtern des Landes, haben diese Sprache ganz in Vergessenheit gebracht und gleichsam vertilget. Nach dem im ersten Theil mitgetheilten Extrakt eines Briefes vom Vorgebirge der guten Hofnung hat sich das Frauenzimmer in der Kap-Stadt bei Anwesenheit der französischen Armee gar sehr auf die französische Sprache befließen; allein es ist leicht zu vermuthen, daß sich diese Modesprache auch gar bald wieder verlieren werde.

An der Westseite der französischen Huck oder Ecke liegt der Simonsberg und das Simonsthal, welches nur ein einziges Bauerguth enthält, und damals, als es der Kapsche independent-Fiskal Blesius angelegt hatte, sehr prächtig gewesen seyn muß; da er es an seinen von der Kompagnie gelichteten Knecht für 24,000. Kapsche Gulden oder 3657. Spec. Dukaten in 12. Jahren zu bezahlen verkauft hat. Anjetzo aber hat dieses Landguth, außer einer regulären und bequemen Wohnung, welche mit Glasfenstern versehen ist, nichts weiters voraus, als daß es seinen Besitzer sehr reichlich ernähret. Nächst diesem Simonsthal liegen einige

Güther an einem kleinen Berge, welcher der Babilonische Thurn genennt wird. Man darf sich nicht einbilden, daß dieser Name dem Berge wegen seiner Höhe beigelegt worden, als welche gar nicht beträchtlich ist. Der erste Erbauer eines an dem Fuß des Berges belegenen Guthes solte demselben einen Namen zur Registratur beilegen; er besann sich in der Geschwindigkeit ohne weitere Ueberlegung auf keinen andern Namen, und ließ denjenigen, der ihm am ersten beifiel, nehmlich Babilonischen Thurn einschreiben. Es war auch weiter nichts daran versehen, wenn das Kind nur einen Namen hatte, er mochte passen oder klappen, was thats?

Von den Paerlen- Joosten- und Pferdebergen, welche die Bottelarey von dem Drakensteinschen Distrikt abscheiden, haben wir bereits das Nöthige gesagt. Es folgt also in der Ordnung ein Thal, welches von seinem ersten Anpflanzer einem Wagenmacher von Profeßion, das Wagenmacher-Thal genennt wird. Außer einem fruchtbaren Boden und einigen an den Krümmungen des Bergriviers belegenen Landgüthern hat dieses Thal nichts besonders. Riebeeks Kasteel, ein Berg, hat seinen Namen von dem ersten Kommandeur und Stifter der afrikanischen Pflanzung daher erhalten, weil er der äusserste Ort des Landes ist, welchen Riebeek bereiset und in Augenschein genommen hat. Dieser ziemlich hohe und lange Berg hat eine Spitze, die nur an der Westseite zugänglich ist. Nicht Riebeek, sondern sein Nachfolger der Gouverneur Bax wurde genöthiget ein Kommando Soldaten wider die

wil-

wilden Buschmänner, welche sich damals sehr un-
ruhig bezeigten, auszuschicken, und nachdem er sie
ziemlich gedemüthiget und ihres Viehes beraubet
hatte, einige Soldaten nebst ein paar Feldstücke auf
diesen Berg zu postiren, welche aber bald wieder ab-
gefordert und eingezogen worden. Gedachter Berg
ist sehr Grasreich und hat auch viel gutes Feuer-
aber kein Nutz- und Zimmerholz. An dem Fuß
desselben liegen verschiedene ansehnliche Bauergü-
ther, welche wohl werth wären, wenigstens den Na-
men nach, bekannt gemacht zu werden, allein die
üble Gewohnheit jedes Bauerguth nach den Namen
seines Besitzers, nicht aber nach dem ihm eigenthüm-
lich beigelegten Namen zu benennen, macht alle der-
gleichen geographische Beschreibungen, weil sich
deren Namen gar zu ofte verändern, fruchtlos. Die-
se fruchtbare Gegend würde sonder Zweifel noch bes-
ser angebauet seyn, allein der Wassermangel daselbst
gestattet es nicht. In der Regenzeit ist zwar am
Wasser kein Mangel; aber sobald diese vorüber ist,
so müssen sich die Einwohner mit einigen kleinen
Quellen und einem ausgegrabenen Brunnen behel-
fen. Das Vieh, welches sodann nur hin und wie-
der etwas weniges und übelriechendes Wasser in ei-
nigen Gruben findet, behilft sich lieber, oder löscht
sich lieber den Durst mit denen auf dem Berge be-
findlichen saftigen Pflanzen, unter welchen einige
sind, die als ob sie gefroren oder kandirt wären, aus-
sehen. Einige derselben haben dicke dreiseitige
Ranken statt der Blätter, und sehen beim ersten An-
blick aus, als wenn viele hundert kleine Tropfen
Wasser

Wasser darauf stünden, es sind aber nur kleine Auswächse und Buckeln, die voller Saft oder Wasser seyn.

Die Gegend der vier und zwanzig Rivieren nördlich vom vorgedachten Bergrivier wird nur von Leuten bewohnt, die von der Viehzucht ihren Unterhalt haben. Dieses Land aber, was über diesen Rivieren liegt, hat keine bestimmte Gränzen; es erstreckt sich durch das kalte und warme Bockland, die Carro-Felder, und wenn man will bis an das Camdebo-Land und bis an die Schneeberge; denn so weit sich die Kolonisten nur immer niederlassen wollen, so weit erstreckt sich auch der Kompagnie Gebiete; welches aber noch in keine namhafte Distrikte und Gerichtsbarkeiten vertheilet ist, auch nicht wohl vertheilet werden kann, weil alle Besitzungen gar zu weitläuftig auseinander liegen. Viele wohlhabende Bauern, welche ihre Bauerngüther in denen 6. benannten Distrikten haben, den Ueberfluß ihres Viehes aber daselbst nicht unterhalten können, haben sich jenseits den 24. Rivieren ein Stück Land ausgebeten, allwo sie nur ganz schlechte Wohnungen errichtet und wegen der daselbst befindlichen guten Weide eine Viehzucht angelegt haben.

Das Gouvernement, welches anfing mit Austheilung der Felder wirthschaftlicher umzugehen, wolte den Nutzen der Kompagnie besser observiren, und theilte keine Ländereyen weiter erblich aus, sondern wer sich in der Nähe oder Ferne jenseit den 24. Rivieren niederlassen oder auch nur eine Viehtrift halten wolte, muste anfänglich der Kompagnie Kasse

se monathlich einen Reichsthaler kontribuiren, und alle halbe Jahre seine Konzeßion (zum Vortheil der Sekretarey) renoviren lassen. In der Folge wurde dieses insoweit abgeändert, daß diejenigen, welche Konzeßion erlanget hatten, sich zwar daselbst ohne weitere Renovation derselben niederlassen und Häuser bauen konten, jedoch jährlich 24. Rthlr. dafür erlegen mußten. Froh über die Erfindung dieses Finanz-Fonds ging das Gouvernement noch weiter, und gestattete nicht einiges Getraideland daselbst anzubauen, sondern es solte alles zur Graserei bleiben, und wenn ein Possessor solcher Viehplätze verstarb, so behielte dessen Erbe die Hutung nicht anders als wenn es dem Herrn Gouverneur beliebte, ihm solche länger zu gestatten: folglich konten diese Plätze weder vererbt noch verkauft werden, und so oft eine Verändrung durch einen Sterbfall und anderweiten Konzeßion vorfiel, so konten die Erben des vorigen Besitzers die errichteten Wohn- und Wirthschafts-Gebäude entweder an ihre Nachfolger verkaufen oder abbrechen und anderswohin transportiren; weswegen sie auch nur Obstallingen oder ad interim errichtete Wohnungen genennt wurden. Bei diesem Finanz hatte der Rath von Polizei mehr auf die gegenwärtige gewisse baare Einnahmen, als auf den reellen Nutzen gesehen, den die Kompagnie künftig mit weit größern Vortheil erwarten konte. Die Innhaber dieser Ländereyen sahen daher ihre in Pacht genommene Triften nur so an, wie die Bauern in der Lüneburgschen Heide und in andern Gegenden, wo sie leibeigen seyn, die Bauergüther dem

Edel-

Edelmann gehören, und derselbe den einen Bauer aus: den andern aber einsetzen kann. Dieweil nun die Besitzer der Viehtriften jenseit den 24. Rivieren und so weit in Norden, als sich nur immer Europäer und Afrikaner niederlassen wollten, nichts eigenthümliches daran hatten; so waren auch ihre Obstallingen so schlecht angelegt, daß der ärmste Koßäte in Teutschland eine beßre Wohnung hat, als in dieser Gegend ein Bauer, der mehr als 200. Stück Hornvieh und 2000. Stück Schaafe hatte. Sonder Zweifel auf Veranlassung seines rechtschaffenen und einsichtsvollen Vaters, wie auch seines Menschenliebenden Schwagers und Nachfolgers Herrn Ryk Tulbaghs änderte der Herr Gouverneur Schwellengrebel diese ganze Verfassung ab. Er übergab nehmlich einem jeden Besitzer in dieser Gegend sein in Pacht genommenes Land gegen einen billigen Kaufschilling erb- und eigenthümlich, jedoch mit Beibehaltung eines jährlichen Grundzinses von 24. Rthlr. Sobald nun die Eigenthümer dieser Güther damit schalten und walten konten, wie sie wollten; so sahe man zwischen denen Grasfeldern das schönste Getraideland, und zwischen beiden Wohnungen die dem Vermögen ihrer Bewohner völlig entsprachen. Nicht allein ein Kapital von etlichen Tonnen Goldes hat die Kompagnie durch diese Einrichtung mit vielen Segenswunsch in ihre Kasse gezogen; sondern der Zehente vom gewonnenen Getraide bringt der Kompagnie noch weit mehr ein als der Grundzins. Vom Weinbau, welcher zwar nicht aller Orten getrieben werden kann, läßt sich mit der

Zeit

Zeit auch eine Abgabe hoffen, und da die Güther nunmehro verkauft und erkauft werden können, so trägt der gewöhnliche Vierzigste Pfennig auch was ein; an welchen vordem, da die Güther nicht verkauft werden konten, nicht zu gedenken war. Dieser Gouverneur Schwellengrebel war also ein beßerer Finanzminister als alle seine Vorweser, und erwarb sich dabei noch vielen Segen. Seitdem können die dortigen Bauern, anstatt daß sie vorher magres und getrocknetes Hirsch- Elend- und Büffelfleisch statt Brod zum fetten Schöpsenfleische essen mußten, ihr Brod gleichfalls im Schweiße ihres Angesichtes erbauen, genießen und bei einem Glas Wein ihres Wohlthäters eingedenk seyn. Da sich nun in diesen Gegenden seit dieser Abänderung auch die ganze Wirthschaft geändert hat, so muß man jene Zeiten mit den gegenwärtigen nicht verwechseln, weil sonst alles ein Widerspruch zu seyn schiene, und der Verfasser dieser Beschreibung zuweilen in den Verdacht der Unwahrheit gerathen könte.

Die 24. Riviere oder Flüße sind nichts anders als ein einziger Fluß, welcher aus vielen nebeneinander fließenden Bächen bestehet, und eben deswegen, weil diese tiefer als sein ordentliches Bette liegen, in der Regenzeit sehr gefährlich zu paßiren ist; weil er sodann das nebenliegende Land überschwemmt, und daselbst, wo die Bäche sind, am tiefsten ist. Sommerszeit, sobald das von den Bergen dareingefloßene Wasser nach geendigter Regenzeit in das Bergrivier abgefloßen ist, so trocknet er so weit aus, daß nur verschiedene kleine Bäche zurück bleiben,

wel-

welche nicht gänzlich austrocknen. Die Anzahl der kleinen Bäche, welche nebeneinander herfließen, ist nicht überall gleich, nur in einer kleinen Gegend liegen würklich nicht weniger als 24. derselben so nahe beisammen, daß, wenn man mit einem Wagen, vor welchen 10 Ochsen gespannt sind, hindurchfährt, das vorderste Paar derselben wieder in einen andern Bach tritt, wenn die hintersten Räder des Wagens kaum aus dem vorigen bereits paßirten Bach rücken. Auf verschiedenen Stellen laufen die Bäche ineinander, so, daß man ihrer nur 16, 18, oder auch nur 15. zehlen kann.

Einige Meilen davon liegen gegen Morgen die Honig-Berge, die ihren Namen eigenthümlich und von sich selbst führen, weil die Bienen, welche da herum auf denen vielen Grasblumen vortrefliche und überflüßige Nahrung finden, ihren Vorrath in denen Ritzen der Felsen eintragen und sammlen. Die Hottentotten beklettern diese Berge und ihre Felsen wie die Baviane und suchen den Honig auf; den sie um so eher ausspähen, als die Sonne denselben öfters sehr flüßig macht, so daß das abfließende Honig auswärts an den Felsen von denen Bienen wieder aufgesammlet und eingetragen wird, wodurch aber ihre Vorrathskammern gar bald entdeckt werden. Es wird zwar einiger Honig von denen Hottentotten zum Verkauf oder Vertauschung gegen andre geringe Sachen in die Stadt gebracht; weil aber weder Wachszieher noch Pfefferküchler vorhanden sind, die Bürger wenig davon verbrauchen, auch keinen sonderlichen Appetit haben, denselben aus der

Hot-

Hottentotten ihren haarichten Fellen, worin sie ihn bringen, zu lecken; so wird nur wenig davon konsumirt, und das mehreste auf dem platten Lande zu einem Gemische von Wasser und Honig verbraucht. Zahme Bienen in Bienenstöcken findet man im ganzen Lande so wenig als in hohlen Bäumen. Demohngeachtet hat es dreyerlei Arten von Bienen. Vors erste diejenigen, welche vorgedachter maßen den Honig in die Ritzen der Felsen eintragen. Eine andre Art verbirgt solchen unter der Erde in denen verlassenen Bauten der Füchse und der Erdverken. Eine dritte Art Bienen bereitet den Honig ohne Wachs, wickelt ihn in drei oder vier abgebrochene kleine grüne Blätter ein, die nicht größer als die Mirten-Blätter seyn, und verbirgt ihn in Löcher an einer Mauer oder Leimenwand. Dieser Honig ist besonders wohlschmeckend, aber wenig und niemals in einiger Quantität zu bekommen. Die Kinder suchen ihn überall auf.

Der Piquet-Berg liegt noch weiter nach Norden, und macht allhier die äußerste Gränze des Drakensteinischen Distrikts aus. Kolbe hat recht, wenn er sagt: daß diese Berge acht Tagereisen von der Stadt abliegen; de la Caille hat auch recht, wenn er schreibet: daß sie mehr nicht als 30. Meilen (das heißt 60. Stunden) von der Stadt entfernt seyn. Denn, kein afrikanischer Landwirth kann und wird mit seinem Ochsenwagen des Tages über 7. bis 8. Stunden reisen. Er fähret des Morgens früh mit dem Tage aus, und fährt etwan bis 8. Uhr, alsdenn muß er ausspannen und sein Vieh auf die Weide trei-



treiben. Nachmittags um 4. längstens um 5. Uhr spannt er wieder ein, und fährt bis etwan Abends um 8. Uhr, sodenn muß er sich, seinen Leuten und dem Vieh die Nachtruhe gönnen, oder er wird allesamt ruiniren. Jedennoch wenn er auf eine Reise von 8. Tagen keinen Ruhetag macht, und seine Zug-Ochsen an einem guten grasreichen Orte nicht recht satt und gut ausfuttert, so werden sie bis auf die Haut und Knochen am Fleische abnehmen. Denn mit Ochsen ist es nicht so beschaffen wie mit Pferden, die man mit guten Körnern in zwei Stunden absuttern kann. Es ist also nichts Außerordentliches, wenn der Abt de la Caille mit des Herrn Bestehiens 4. Pferden einen Weg von 30. Meilen in 3. oder 4. Tagen zurückgelegt hat. Wem es nicht bekannt ist, dem fällt es auch nicht bei, daß zwischen Meilen und afrikanischen Stunden ein Unterscheid zu machen sey, als welche leztere nicht ohne Ursache, sondern wegen Spannwerke der Ochsen eingeführet seyn. Die verschiedenen Landesgewohnheiten in jenem entlegenen Welttheile müssen recht erkläret und begreiflich gemacht werden, wenn man seinen teutschen Landsleuten etwas Zuverläßiges erzehlen will.

Nur einige wenige reguläre Bauergüther sind unterm Piquetberge angelegt, auf welchen dennoch mehr Viehzucht als Getraide- und Weinbau getrieben wird. Der Boden ist mehrentheils nur sandigt, wenig fruchtbar, jedoch auch mit gutem Acker untermengt; die Aussicht aber wüste und unangenehm. Soweit gehet der Drakensteinische Distrikt an der östlichen und Nordöstlichen Seite. An der Westseite

liegt

liegt das Land von Wavern. Bevor wir dieses besehen, müssen wir noch eines und das andre nachholen, was zum Drakensteinischen Distrikt gerechnet wird. Er ist nach des de la Caille richtigen Ausmessung 30. Meilen lang, und etwan 12. Meilen breit, folglich bei weiten nicht so groß wie die 7. vereinigten Niederlande, geschweige denn wie alle 17. Provinzien, nach Kolbens Vorgeben. Allein nichts desto weniger, wer Kolben nur recht versteht, der kann ihm hierinnen nicht ganz Unrecht geben. Er erzehlet von dem Gouverneur von der Stell, daß er sein Vieh in denen nordlichen Gegenden habe weiden lassen, allwo er so viel Grasland behuten können, als die 17. Provinzen groß seyn, und das ist eine Kleinigkeit; denn daselbst erstreckt sich das Land weit und breit, war zu des von der Stell seinen Zeiten noch nicht bewohnt und noch weniger bebauet. Gegenwärtig, da besonders gegen Nordosten beträchtliche Bauergüther angelegt sind, welche, wie Jakob von Rennen und Jakob Kock ihre auf 120. Meilen von der Stadt entfernt seyn, zwischen dem Drakensteinischen Distrikt und diesen beiden Wohnungen aber mehr als 100. Wohnungen zur Viehzucht in Pacht und nunmehro erblich übernommen sind, zwischen allen aber überdem große Strecken wüste liegen, so sind die Gränzen dieses Landes noch gar nicht angegeben; und überdenkt man das Land nur bis an die nordlichen und nordostlich-liegenden Schneeberge, so würde man eine Fläche aufnehmen können, die mehr als noch zweimal so groß wäre als die 17. Provinzen der gesamten Niederlande betragen.

Der mehrgedachte Berg=Fluß ist einer von denen afrikanischen Flüßen, welche nicht ganz austrocknen. Man wundert sich, daß zur Bequemlichkeit der Einwohner und Reisenden keine Brücke über denselben geschlagen wird, und man nur ein Paar kleine Boote, eigentlich nur große Kähne, zur Ueberfahrt antrift: allein vors erste kann man Sommerszeit überall, wo es nöthig ist, durchfahren und durchreiten. Winters= oder in der Regenzeit aber, zu welcher Zeit die Brücken am nöthigsten wären, würden sie entweder abgebrochen und aufgehoben werden müssen, oder der reißende Strom würde sie bald mit fortnehmen; und überdem tritt der Fluß alsdann so weit über seine Ufer, daß die Brücke ungemein lang seyn müßte, und alsdenn, wegen ermangelnden tauglichen Holzes, mehr als in Europa eine dergleichen steinerne Brücke, kosten würde.

Der Drakensteinische Distrikt hat zwar eine ihm zugeeignete Gerichtsbarkeit; allein sie ist mit der zu Stellenbusch combiniret, und daher ist auch kein Rathhaus daselbst erbauet, weil die dazu ernannte obrigkeitliche Personen, welche als Heemraden den Magistrat vorstellen, zu der Versammlung des Rathskollegiums nach Stellenbusch kommen müssen. Eine Wassermühle ist daselbst, wie bereits erwehnt worden, bald Anfangs angelegt worden; außer dieser und denen zu Elzen= oder Alzenburg und in der Simons=Valley sind weiter keine in der Nähe vorhanden, können auch aus bereits oben angezeigten Ursachen nicht füglich angebracht werden.

Was



Was endlich Kolbe von denen vortreflichen Landgüthern in- und um diesen Distrikt an den Bergen, welche Kehr-um und die Bange-Huck genennt werden, wie auch von mehrern andern dergleichen erzehlet und ihre Schönheit nicht genug herausstreichen und rühmen kann, mag alles zu seiner Zeit wohl seine gute Richtigkeit gehabt haben; aber heutiges Tages, da derselben Besitzer mehr auf den Nutzen als auf die Augenweide sehen, fallen alle Grottenwerke, Kaßkaden, Weiher mit kurieusen Fischen, (wo diese hergekommen seyn sollen, begreife ich nicht) wie auch alle Höhlen, Spelunken, die mit den schönsten porzellänen Bildern und Figuren angefüllt waren, gänzlich weg. Daß aber zu seiner Zeit auch indianische Früchte daselbst gefunden worden, zweifle ich gar sehr: denn außer der Guagares und Ananas, welche beide doch nur sehr schlecht sind, kommen keine indianische Früchte fort; man giebt sich auch nicht einmal damit ab. Es wäre denn, daß man den ächten Granat-Baum unter dieselben rechnen wolte, welcher allhier recht vollkommene Früchte liefert. In dem Drakensteinischen Distrikt um die Piquet- Honig- und andre Berge gegen Norden trift man noch einige wenige Hottentots-Kraale an, deren Einwohner so wie auch diejenigen, welche im Lande Wavern kampiren, die Koopmanns-Nation genennet wird. Da dieses ein holländischer Name ist, so ist es wahrscheinlich, daß ihr Kapitän denselben vom Gouvernement erhalten habe — oder daß die ganze Nation sich denselben angemaßt oder auch daher bekommen habe, weil man ihnen (wel-

ches noch bis heute geschieht) gar öfters Vieh abgehandelt und also Kaufmannschaft getrieben hat. Heutiges Tages aber bekommt man solches in grösserer Anzahl von denen großen Namacquas-Hottentotten.

Das

Das fünfte Kapitel.

Von denen beiden Distrikten, dem Lande von Wavern und dem Schwartz-Lande (schwarzen Lande).

Ich nehme diese beiden Distrikte, weil sie wenig Beträchtliches in sich fassen, zu Vermeidung aller unnöthigen Weitläuftigkeit in diesem Kapitel zusammen. Beide sind zu Parochien und Gerichtsbarkeiten angelegt und bestimmt; aus mehrgedachten Ursachen aber, und weil die Einwohner gar zuweit auseinander und zerstreuet wohnen, haben sie weder eigene Kirchen noch Prediger bekommen. Die Gerichtsbarkeiten beider Distrikte sind nach Stellenbusch verwiesen, und daher ist es auch nicht nöthig gewesen ein besonderes Rathhaus zu erbauen. Die Kolonie Wavern ist von beiden die älteste, und bereits zu Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts vom Gouverneur W. A. von der Stell angelegt worden, welcher ihr auch diesen Namen zugeeignet hat. Die kurzgefaßte Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung meldet zwar, daß beide diese Distrikte eigene Prediger, Kirchen und Pfarrhäuser haben; allein weder zu Kolbens noch zu meiner Zeit sind solche vorhanden gewesen. Im Lande Wavern sagt Kolbe pag. 107. selbst, ist weder Kirche noch Rathhaus vorhanden; Schwartz-

Land aber war zu seiner Zeit noch nicht bevölkert. Inzwischen will ich dem Herrn Professor Allamand, der seit meiner Abreise beßre und sichere Nachrichten erhalten haben kann, nicht widersprechen; bei meiner Zeit aber waren keine vorhanden. Der Waversche Distrikt ist von dem Drakensteinschen durch einige Berge abgesondert, die meist aus rothem Sande bestehen; dahero auch die ganze Gegend das rothe Sand genennet wird. Gegen die Kap-Stadt zu rechnen, welche in Südosten liegt, ist dieser Distrikt etwan 24. Stunden nach Nordosten zum Norden, von der Drakensteinischen Kirche aber gegen Nordwesten gelegen. Das Land daselbst ist sehr schwer, strenge und in der Regen- und Saat-Zeit sehr mühsam zu beurbaren. Mit weniger als 10. oder 12. Ochsen wird kein Pflug bespannt, und wenn der Acker vom Regen recht durchweicht worden, mag der Bauer noch ein Joch oder zwei mehr vorhängen. Mit dem Erdreich in der alten Mark und der Lenzier Wische ist es sehr natürlich zu vergleichen. Das dortige Erdreich klebt an die Schuhe an wie Pech, so daß man es alle Augenblick ablösen muß, weil man es nicht erschleppen kann; im Sommer hingegen reißt es, wenn es recht ausgetrocknet ist, voneinander, und der Boden bekommt weite Riße. Es ist aber auch eine mit den reichesten Kornfeldern begabte Landschaft, welche sowohl garbet als körnert. Man hat mehrere Jahre erlebet, daß ein einziger Bauer von etliche und dreißig Müdden Aussaat über 6. bis 700. Müdden reinen Weitzen eingeärndtet hat. Mehrentheils wird der Weitze daselbst nur vor den



den Pflug ausgestreuet und ohne Eggen untergepflügt; als welche das obere Erdreich nur mit fortschleppen würde. Dahero sieht man auch auf den Kornfeldern gegen die Aerntezeit das Getraide nur Strichweise in paralellen Reihen und zwischen diesen leere Gänge stehen; weil das ausgestreuete Getraide in den Furchen von der Pflugschaar ausgehoben und überworfen wird, folglich in den Furchen nichts wachsen kann. Von denen ehemals daselbst sich aufgehaltenen Hottentotten und ihren Kraalen, welche aber anjetzo tiefer in das Land verlegt worden, haben noch einige Bauerhöfe den Beinamen Kraal bekommen, als Vogel-Kraal, Nyl-Kraal und dergleichen. Zwei warme Quellen hat dieser Distrikt ebenfalls, deren eine bei ihrem Ursprunge viel wärmer als die andre ist, weswegen man sich nicht eher darinnen baden kann, bis das Wasser etwas ausgekühlt ist. Es ist kein Zweifel, daß beide gute und zur Gesundheit dienliche Bäder seyn mögen, aber man hat noch keine heilsame Versuche damit angestellt. Ein gewisser Bürger Namens Ferdinand Appel, welcher ehemals mit dem Gouverneur W. A. von der Stell große Demêlés gehabt, auch von ihm als ein Rebeller nach Holland geschickt, aber als unschuldig befunden, mit vieler Ehre wieder zurückgeschickt worden, bat sich, in Absicht dieses Bad in Aufnahme zu bringen, vom Herrn Gouverneur von Aßenburg, um diese Gegend ein Stück Land aus, und legte daselbst mit vielen Unkosten ein Bauerguth an; weil aber der Nutzen des Bades noch nicht untersucht und bekannt war, so hatte er

 kei-

nen Genuß von den Badegästen, und dasjenige, was in Hottentots-Holland liegt, bleibt bei den Einwohnern in vorzüglichem Kredit.

An der Westseite des Waverschen Distrikts liegt ein Berg, auf welchem weiß-gelbe Blumen wachsen, die eine seiden-weiche Art von Baumwolle tragen, deren man sich zwar eine Zeitlang statt der Federn in die Betten bedienen kann, aber von keiner langen Dauer seyn, und nach einer Zeit von 2. bis 3. Jahren kurz und fast zu Staube werden. Man nennt dieses Kapuk, weil es einer Art Wolle gleichet, die man in Indien Kapuk, jedoch mit Unrecht, nennet, denn die eigentliche Baumwolle führet daselbst diesen Namen. Inzwischen hat der Berg, auf welchem diese Pflanze wächst, den Namen Kapuk-Berg bekommen. Er ist oben auf der Krone flach, grasreich, und sowohl von Menschen als Vieh gut zu besteigen, und man kann auf dessen Gipfel die ganze Gegend von der Saldanha-Bay bis zur Holz-Bay übersehen. Die afrikanischen Einwohner bedienen sich zuweilen noch einer andern Art von Kapuk in ihren Betten. Es sind eigentlich die Kolben, welche in denen Sümpfen auf einer Art Rohr oder Schilf wachsen, die man an theils Orten Schmackedurzen nennet. Wenn diese Kolben zu rechter Zeit abgeschnitten und getrocknet werden, so geben sie sich auseinander wie Flaumfedern, und es liegt sich das erste Jahr weit bequemer drauf als auf den besten Matratzen. Im andern Jahre kann man sich derselben auch noch bedienen, aber im dritten Jahre fällt alles zusammen, wird zu Staub

und



und wie Sand schwer. Etwas besonders dabei ist, daß sich in den ersten 4. Wochen viele kleine Maden durch die dazu genommene Leinwand durcharbeiten und an sehr feinen Fäden herablassen, nach dieser Zeit aber verspürt man dergleichen nicht mehr.

Der Contre-Berg, den der Abt de la Caille zu Messung eines Grades in der südlichen Halb-Kugel untersuchte, liegt nur 3. Stunden von jenem südostlich. Er ist ein Aufenthalt der Bavianen, von welchen der Abt auch einen Besuch von 5. dergleichen Gästen bekam. Die darneben liegende kleinern Berge führen den Namen der Bävian-Berge, und haben nichts Besonderes. An der Nordseite des Kapuk-Berges und westlich vom Lande Wavern liegt die groene-Kloof etwan 24. Stunden von der Stadt. Dieses ist ein sehr grasreiches Thal zwischen dem Kapuk-Berg im Süden und dem Langen-Berg, und dehnt sich nach Norden und Westen bis an den Seestrand aus. Dieser Strich Landes liegt gleichnißweise, wie ein Gosen im wüsten Arabien; denn von der Kap-Stadt an, an der Westseite bis weit in Norden der St. Helena-Bay vorbei ist alles sandigt und fast unbewohnbar, nur diese Kluft ausgenommen, welche eine unvergleichliche Viehweide abgiebt. Wir haben von dieser grünen Kluft bereits im zwölften Kapitel des ersten Theils bei der Fleisch-Verpachtung gemeldet, daß sie denen Fleisch-Lieferanten zur Mastung des Schlachtviehes überlassen werde, also wird hier nichts weiter davon zu sagen seyn, als daß außer denen bereits erwähnten daselbst befindlichen schönen Salz-Pfannen oder

Gru-

Gruben eine Kompagnie-Buyten-post angelegt und mit einem Korporal und einiger Mannschaft besetzt seyn, welche auf die Ordnung beim Salzladen Acht haben müssen. Ein kleiner Fluß, der von dem Wasser entstehet, welches zu beiden Seiten der Berge in viele kleine Bäche abfließt, bewässert diese Grasfelder, und ergießt sich in Norden des Kapschen Distrikts gegen über der Daßen-Insel in die See. Diese mehrgedachte Insel wird von denen Schriftstellern, wenn sie das holländische Wort verteutschen wollen, gemeiniglich die Dachsen-Insel genennt; es ist aber unrecht; denn ihr Name entstehet aus dem holländischen Worte Dasjes, welches Thier eine Art der Murmel-Thiere nicht aber der beißigen Dachse ist. Der andre Distrikt, den ich mit zu diesem Kapitel gezogen habe, wird von dem daselbst befindlichen schwarzen Erdboden, das schwarze Land (Schwart-Land) genennt. Es ist ihm zwar bald vom Anfange das Prädikat einer Parochie und Gerichtsbarkeit beigelegt worden: woferne er aber nicht seit kurzem eine Kirche, Prediger und Magistrat erhalten hat, so wird noch alles daselbst in dem Stande seyn, da er zu meiner Zeit keines derselben gehabt hat. Diese Landschaft ist zwar schon ziemlich, aber noch nicht völlig angebauet und mit Bauergüthern angefüllt; jedennoch ist sie vom vorherbeschriebenen Lande Wavern in der Güte des Erdbodens wenig verschieden. Eine Gegend aber davon wird das rothe Sand genennt, und ein Berg, der besonders also nehmlich der rothe Sand-Berg benennet wird, ist ziemlich hoch und steil, folglich auch gar mühsam

zu

zu besteigen und noch beschwerlicher zu befahren. Seitdem aber diese Gegend mehr bewohnt und der Berg öfter bereiset ist, so hat man sich auch Mühe gegeben den Weg fahrbarer zu machen, und durch Ausräumung der Steine und der Gesträuche es wenigstens soweit gebracht, daß die Reisenden nicht mehr wie vormals nöthig haben die Wagens abzupacken, auseinander zu legen, und samt der Ladung über den Berg zu tragen. Kolbe gedenket in seinem Caput bonæ Spei pag. 108. zweyer Ebentheuer, die ihm selbst begegnet seyn. Vors erste meldet er, daß ihm bei der Holz-Ecke im Jahr 1709. sechs wilde Elephanten begegnet wären, die ihn sehr erschreckt aber doch keinen Schaden zugefügt haben. Wenn man dergleichen Geschichte lieset und das Wahre vom Falschen vernünftig unterscheiden will, so muß man sich in die Zeiten und Umstände versetzen, da eine Begebenheit vorgefallen zu seyn angegeben wird. Wem nun die Geschichte des Landes recht gründlich bekannt ist, der wird auch bei dieser Erzehlung den alten Kolbe nicht sofort zu einem Lügner machen wollen. Es ist also, um dieses zu verstehen, zu wissen, daß sich zu Kolbens Zeiten, und noch wohl 10. Jahr lang nachher, an der vorgedachten grünen Kluft ein Rudel oder Trupp von etwan 40. Stück Elephanten aufgehalten hat, welche, weil sie noch jung gewesen und nur kleine Zähne gehabt, nicht verfolgt und noch weniger geschossen worden, wohingegen sie auch keinem Menschen etwas zu Leide gethan haben. Von dieser Heerde Elephanten nun haben sich gar leicht einige in der trocknen Jahres-

Zeit

Zeit wegen Wassermangel absondern und Kolben begegnen können. Nachdem aber die Einrichtung gemacht worden, daß die ganze grüne Kluft den Fleischlieferanten zur Viehmastung eingeräumet worden, die Elephanten aber zum Nachtheil der Hutung sehr vieles Futter verzehret haben, so hat man sie nach und nach zu vertreiben gesucht, und sie sind auch bei Vermehrung der Knechte und Vieh-Hirten so bescheiden gewesen zu weichen, und sich jenseit dem Berg-Fluß zu begeben; an welchen sie in dürren Jahren noch wohl zuweilen des Wassers wegen einen Besuch ablegen, und sich eine kurze Zeit daselbst aufhalten. Ueber benannten Fluß aber kommen sie anjetzo niemals, würden auch übel empfangen werden.

Das zweite Ebentheur, so Kolbe von sich erzehlet, ist dieses: daß er in der Gegend des warmen Bades zur Nachtzeit einen Besuch von 11. Löwen gehabt habe, die ihm mit ihrem entsetzlichen und Herzensbangigkeit-verursachenden Brüllen den Schlaf gar bald aus den Augen vertrieben. Daß es zu Kolbens Zeiten noch hin und wieder diesseit dem Kap Anguillas einen Löwen gegeben habe, kann ich wider besseres Wissen nicht abstreiten. Denn außer dem, daß mir selbst die Geschichte des von dem freigelassenen Sklaven vor ein Stellrohr erschossenen Löwens von glaubwürdigen Leuten erzehlt worden; so haben sich nachhero noch verschiedene dergleichen Casus ereignet; weswegen auch das Gouvernement das ausgesetzte Douceur für Löwen und Tyger, wenn sie nicht aus freyer Faust getödtet werden, wi-

verrufen hat. Allein, wenn es nicht bei Kolben mit deutlichen Buchstaben rein ausgedruckt stünde, daß es just Eilf Löwen gewesen, so würde ich vermuthen, daß es ein Druckfehler sey, und der Schriftsetzer die Ziffer Eins aus Uebereilung zweimal eingesetzt habe. Nichts desto weniger kann Kolbe aus Irrthum und nicht vorsätzlich geirret haben; denn er wurde mit heftigen Schrecken aus dem Schlafe geweckt. Es war Nacht, und er konte die Anzahl der Löwen nicht bemerken. Gewiß, wer einen Löwen in der Nähe und überdem bei der Nacht brüllen höret, der wird eben sowohl wie Kolbe erschrecken. Der Löwe hat von Natur die Gewohnheit, daß er beim Brüllen das Maul gegen die Erde hält, wodurch es geschiehet, daß sich der Schall überall herum ausbreitet, so daß man nicht wissen kann, aus welcher Gegend er komme. Eben dieses Brüllen, die finstre Nacht, der Schreck, der Schlaf und die Furcht zusammen genommen, können also wohl das Gebrülle eines Löwen in Kolbens Ohren verzehenfächtiget haben. Denn gewiß, wenn eilf Löwen in einem Rudel beisammen verspürt würden, so würde das Gouvernement nicht ermangeln, die ganze Gegend aufbieten zu lassen, und für jeden erlegten Löwen eine doppelte Belohnung zu versprechen. Vielleicht hat Kolbe als ein Astronom zwei Perspektive bei sich gehabt; ein ordinäres und ein Polyhedrisches, und vielleicht hat er in der Angst das leztere für das erste ergriffen, da ihm dann leicht 11. auch wohl 12. Löwen erscheinen können. Ich muthmaße dieses nur, um ihn wo möglich vom Verdacht der Unwahrheit zu entschuldigen.

Das



Das sechste Kapitel.

Von dem neu angebaueten Distrikt Schwellendam.

Wir haben bisher ein weitläuftiges Stück Land, welches in 5. besondere Distrikte abgetheilet ist, beschrieben; aber dieses ist nur ein Theil vom ganzen Vorgebirge, welches an der westlichen und südlichen Seite von dem Meere und an der Ostseite von einer fast unglaublichen Menge unwegsamer Berge eingeschlossen ist, gegen Norden aber noch mehrentheils unbekannte Gegenden hat. Da das beschriebene Land also nur ein Stück vom ganzen ist, so sage ich frei heraus, daß derjenige, der sich aus der bisherigen Beschreibung eine vollständige Vorstellung von der ganzen Erdfläche des Vorgebirges der guten Hofnung erlangt zu haben einbildet, sich sehr irren möchte. Ich glaube nicht, daß wir noch zur Zeit den dritten Theil von dem zwischen dem äthiopischen und indianischen Meer belegenen südlichen Theil von Afrika, so weit dieses den Namen des Vorgebirges führet, untersucht und entdeckt haben. Nach einer nur mittelmäßigen Berechnung dieses Landes, so weit es von Europäern bereiset und bekannt geworden ist, muß es wenigstens eine Erdfläche von 6000. Quadrat-Meilen betragen. Wir werden in dem achten Kapitel aus dem Extract eines in den Jahren 1761. und 1762. gehaltenen Landzuges

zugs=Diario ersehen, daß derselbe nur auf dem einzigen Strich, den er paßiret ist, mehr Einöden und unbewohnte, als bewohnte Gegenden berühret habe; und in dem erst neuerlich angebaueten Distrikt Schwellendam, welchen wir im gegenwärtigen Kapitel zu beschreiben vor uns haben, möchte wohl noch kaum der hunderte Theil bewohnt und beurbart seyn. Vor etwan 30. oder 40. Jahren war von dieser östlichen Gegend des Vorgebirges noch wenig bekannt. Seine Gränzen können noch zur Zeit nicht anders angezeigt werden, als: gegen Osten das indianische Meer, und gegen Nordwesten die sogenannte Lange-Kloof nebst einer unersteiglichen Kette von Bergen. Gegen Norden und Nordosten aber, woselbst schon seit geraumer Zeit einige wenige jedoch Viehreiche Bauern gewohnt haben, ist die äußerste Gränze noch niemals recht bereiset und noch weniger beschrieben worden. Fr. Maßon und der Doctor Thunberg waren die ersten, die etwas von dem östlichen Theil des Schwellendammischen Distrikts bereiset haben. Der Herr Profeßor und Doctor Sparrmann aber hat mit einer rühmenswürdigen Standhaftigkeit und mit Verachtung aller Gefahr dessen Gegenden etwas mehr durchkreuzet, und in dem schönen Buche seiner Reisebeschreibung nach dem Vorgebirge der guten Hofnung von Anno 1772. bis 1776. welche im Jahr 1784. in Berlin bei Haude und Spener herausgegeben worden, bekannt gemacht. Diese des Herrn Sparrmanns Reise, welche er in schwedischer Sprache aufgesetzt hat, ist vom Herrn Christian Heinrich Großkurd Rektor des Gymnasiums zu

Stralsund frei in das Teutsche übersetzt worden, und ohne dieselbe würde ich nicht im Stande gewesen seyn von dem Schwellendammischen Distrikt etwas mehrers zu melden, als daß der Herr Gouverneur Schwellengrebel die daselbst befindliche Kolonie etwan um das Jahr 1748. angelegt und ihr den gedachten Namen beigelegt habe. Sie wird zwar auch als eine Parochie angesehen, hat aber noch bis jetzt weder Kirche noch Prediger bekommen, möchte auch wohl wegen Entlegenheit der Einwohner nicht leicht solche erhalten. Inzwischen hat die Kolonie doch eine förmliche Gerichtsbarkeit, welche aus einem Landdrost und verschiedenen Rathsherrn oder sogenannten Heem-raeden bestehet. Man kann sich die Situation der Landgüter einigermaßen vorstellen, wenn man weis, daß die entferntesten Einwohner dieses Distrikts nicht anders als zu Wasser zu der Wohnung ihres vorgesetzten Landdrosts gelangen können. Kann dieses in dem bewohnten Theile des Distrikts selbst wegen den dazwischen liegenden unbesteiglichen Bergen auf keine andre Weise als zu Wasser geschehen, so kann man sich leicht vorstellen, wie es in der mehrgedachten ungeheuren Gebirgskette aussehen müsse, von welcher der gemeine Mann sich einbildet, daß sie nur von Schlangen und Drachen bewohnt werde. Merkwürdig genug ist es inzwischen, daß die Herrn Maßon und Thunberg, so wie der Herr Sparrmann einerlei Ziel ihrer Reise durch zwei verschiedene Wege genommen, und über Schwarzkopfs Salz-Pfanne bis zu den letzten holländischen Bauer Jakob von Rennen und noch

wei-



weiter bis an das Sonntags-Rivier an der Gränze des eigentlichen Kafferlandes gekommen.

Doch was soll ich viel erzehlen von Sachen, die mir selbst nicht bekannt seyn. Ich will von allen dem, was ich sagen werde, einen Zeugen und Gewährsmann aufstellen, der unverwerflich ist. Es ist der gedachte gelehrte und wahrhafte Herr Professor Sparrmann zu Stockholm, der nichts, als was er selbst mit Augen gesehen, mit Ohren gehöret und mit Händen begriffen hat, für wahr und wahrhaftig ausgiebt. Er mag in gedachtem schönen Buche selbst auftreten. Ich aber will dem geneigten Leser aus demselben nur dasjenige extractivisch vorlegen, was ihm von diesen Gegenden vors erste, und bis man ein mehreres davon in Erfahrung bringen wird, am dienlichsten seyn kann.

Ich habe kurz vorher gesagt, daß sich schon vor geraumer Zeit einige Bauern gegen Nordosten tief in das Land hinein zwischen den Bergen einlogiret und etablirt haben, welche auch bereits einen grossen Reichthum an Vieh besitzen. Diese Einwohner bauen kaum soviel Getraide als für ihre eigene Hauswirthschaft hinreichend ist, und die verhoffte Aernte, wenn sie gleichwohl schon in der Hofnungsvollesten Blüte stehet, wird dennoch zuweilen durch frühzeitige Kälte und Schnee vernichtet. Da diese Bauerngüther, gegen die Kapstadt zu rechnen, allwo weder Frost noch Schnee zu spüren ist, wenigstens 100. Meilen näher an den südlichen Wendezirkel liegen, allwo man ein wärmeres Klima vermuthen solte, so kann man daraus abnehmen, was hohe

Gebirge zur Veränderung der Witterung beytragen können. Weinbau in diesem Himmelsstrich anzulegen, würde also noch vergeblicher seyn. Vorgedachte in einem entfernten Winkel wohnende Bauern haben von der geographischen Situation ihrer Ländereyen die wenigste Kenntniß mittheilen können; denn diese ging nicht weiter als ihre Wohnplätze und Viehtriften reichen. Sie kannten zuweilen ihre nächste Nachbarn nicht, weil sie durch große Berge, Flüße und Sandstriche voneinander geschieden, und öfters 10. bis 20. und mehr Meilen vonsammen entlegen seyn. Sie haben auch jedesmal, wenn sie nach der Stadt und wieder zurück reisen, nicht die gerade und näheste Straße, sondern einen solchen Weg durch die Mitte des bewohnten Landes genommen, der ihnen bekannt und am bequemsten war. Der Herr Gouverneur Schwellengrebel hatte schon von seinem Vorweser dem Herrn de la Fontaine den Entwurf vernommen, zwischen der Stadt und der Muschel-Bay, welche er selbst bereiset hatte, an der Ostseite des Vorgebirges eine Kolonie anzulegen. Der Herr Gouverneur Schwellengrebel ging nicht so tief ins Land hinein, sondern begnügte sich nur das Land nach und nach besser kennen zu lernen, und vors erste ein neues Etablissement zwischen Hottentots-Holland, der Französchen-Huck, Drakenstein, rothen Lande und dem warmen Bockefeld von einer, und dem indianischen Meere an der andern Seite, das ist: zwischen dem breiten Fluß, Gauritz-Rivier und dem kleinen van Straat-rivier, unweit dem Grotvaders-bosch anzulegen. Er entlehn-



lehnte den Namen dieses Etablissements von sich selbst, und nannte es Schwellendam. Vor allen andern setzte er einen Befehlshaber an, der so wie zu Stellenbusch, der Landdrost genennet wird, und verband dasjenige Land mit diesem Distrikt, welches das rothe Sand genennt wird, dessen Bewohner also zu der Jurisdiction des hiesigen Landdrosts gezehlet werden, und auch jährlich ihre Kriegesübungen unter seinen Augen vornehmen müssen. Daß diese neue Kolonie eine Parochie und eine eigene Gerichtsbarkeit vorstelle, darf hier nicht wiederholt werden.

Der obgedachte an diesem Distrikt belegene grosse Grotvaders-bosc (Großvaters-Busch) ist zwar dem Namen nach schon lange bekannt gewesen; allein, da er vorher nicht untersucht war, so glaubte man, daß das daselbst wachsende Holz, so wie in andern Waldungen nur zu Feuerholz dienlich sey, und wurde wegen seiner Entlegenheit nicht geachtet. Nachdem man aber in dieses Gehölze tiefer hineingedrungen, so hat man auch befunden, daß Bau- und Nutzholz darinnen vorhanden sey. Dieserwegen hat auch das Gouvernement in dem nahe dabei gelegenen Rohr-Thale eine Buyten-post angelegt; dessen dahin verlegte Mannschaft dazu bestellt ist, in diesem Walde Holz zu fällen, welches sodenn und vors erste zwar mühsam genug auf Ochsenwagen nach der Stadt gebracht werden muß, bis man mit der Zeit Anstalten treffen möchte, solches bis an das breite Rivier zu bringen, und allda in kleine Fahrzeuge zum Wassertransport einzuladen. Da der Groß-

vaters-Busch, wie gesagt, schon lange bekannt ge-
wesen; so möchte man fragen, warum er nicht auch
schon lange untersucht worden? Allein wie sahe es
vor tausend und noch mehr Jahren in unserm teut-
schen Vaterlande aus, da ganze Gegenden mit un-
durchdringlichen Waldungen bedeckt waren? Muß-
ten nicht mehr als tausend paar Hände ausgestreckt
werden, ehe man sich eine Meileweges ins Gevierte
bemächtigen konte? Mußten nicht die darinnen sich
verbergende Bären, Wölfe und andre reißende Thie-
re zuvor ausgerottet werden? und über dieses alles,
liegt der Großvaters-Busch in Afrika, wo Löwen,
Tyger, Büffel, Rinozeroße, ja Schlangen und Skor-
pionen in denen Wäldern weit häufiger vorhanden
sind, als ehemals Bären und Wölfe in Teutschland
waren. Ueberdem allen aber ist der Großvaters-
Busch und alle andre Waldungen, die wir unten
anzeigen werden, zwischen den hochstämmigen Bäu-
men mit großen Dornsträuchern durchwebt, die alle
erst nach und nach sehr mühsam ausgerottet werden
müssen, und wozu eine große Menge Menschen er-
fordert wird, die aber vor der Hand noch fehlen.

Zu Schwellendam hat man mit dem Weinbau
bereits einen Anfang gemacht und einen Weinberg
angelegt; der Wein selbst aber kommt dem Kapschen
ordinären Wein lange noch nicht bei, möchte auch
wohl in diesem Gebirgsklima nicht recht gerathen.
Ein neues warmes Bad hat man in dieser Gegend
auch entdeckt, man weis aber seine Wirkung noch
nicht, und wird daher von Patienten noch nicht be-
sucht. Weiter hinauf hinter gedachten großen Busch

ge-

gegen die Mündung des Gauritz=Flußes liegt eine sehr große Salzgrube, aus welcher die dortigen Einwohner ihr benöthigtes Salz frei holen mögen; sie soll eine Meile in ihrem Umkreis halten. Sonderbar ist es, daß in Schwellendam der Wind allzeit nordlich ist, wenn er an der Kap aus Süden wehet.

Die neuerlich errichteten Wohngebäude der Kolonisten in diesem Distrikt sind noch zur Zeit sehr schlecht. Einige wenige sind von aufeinander gelegten Steinen mit Leimen verbunden; die mehresten haben nur ganz leimene Wände, auf die nehmliche Art, wie man es in Teutschland Weller=Arbeit nennt; alle aber sind ohne Glasfenster, die Kammern ohne Decken, und die Dächer liegen auf den vier Wänden mit Schilf, Riet oder Stroh gedeckt. Je weiter sich aber die Kolonie auf dieser ostlichen Küste zwischen dem Gebirge ausgebreitet hat, je schlechter ist noch zur Zeit ihre Einrichtung und ihre Bequemlichkeit. Zwischen dem warmen Bade in Hottentots=Holland und dem eigentlichen Schwellendam, wo der Landdrost wohnet, liegt ein Ort der Tyger=Huck genennet wird; Daselbst hielte sich von Anno 1739. bis ins Jahr 1742. ein Herrnhutischer Heidenbekehrer Namens George Schmidt auf. Er war (wie er vorgab) ein Fleischer von Profeßion. In der Gegend des Flußes sonder End und am Sergeanten=Fluß trieb er sein apostolisches Gewerbe, lehrete einigen Hottentotten das holländische Lesen, und informirte sie im Christenthum. Da er selbst als ein Hochteutscher und gebohrner Sachse das Hol-

 län-

ländische weder recht lesen noch sprechen konte, so war sein Unterricht in beiden Stücken nicht weit her. Nach seinen eigenen Bericht, welcher in der Büdingischen Sammlung von Anno 1742. eingerückt ist, soll er 32. und nachmals noch 5. neubekehrte Hottentotten gemacht haben. Allein er war ein Betrüger, wolte sich zum Oberhaupte der Hottentotten aufwerfen, suchte sich durch der Hottentotten Geschenke zu bereichern, und ist endlich Landes verwiesen worden. Er war ein offenbarer Scheinheiliger und Heuchler; bestieg zuweilen das flache Dach des Herrn Kapitäns Rhenius Wohnung, bei dem er einige Zeit nach seiner Ankunft logirte, kniete daselbst, damit ihn alle Bewohner des Kasteels sehen konten, nieder, und that, ob er betete. Ob er aber würklich gebetet habe, daß weis Gott und er am besten. Da ich ihn sehr wohl gekannt, aber in seiner Physiognomie nichts Christliches bemerkt habe, so nahm es mir schon damals sehr wunder, daß der Herr Kapitän Rhenius sich seiner bald Anfangs so eifrig an- und in seine Wohnung aufnahm, beherbergete und für sein Unterkommen in besagter Gegend sorgte. Er brachte noch eben einen solchen Kollegen mit, der aber seinen Stab weiter setzte, und mit dem Schiffe, mit welchem er gekommen war, nach Indien reisete.

Um über Gauritz-Rivier nach der Muschel-Bay zu kommen, muß man durch- und um das daselbst liegende Gebirge viele Meilenwegs ja verschiedene Tagesreisen zurücklegen, bevor man einen Bauershof antrift, und ob zwar auf dem ganzen Vorgebirge die Gastfreiheit herrschet, so sind doch

die



die Bewohner dieser Gegenden noch nicht im Stande einen reisenden Gast mit Bequemlichkeit zu beherbergen und mit einer guten Mahlzeit zu bewirthen. Sie besitzen zwar insgesamt ansehnliche Heerden Vieh; manche aber nur bloß Horn- und andre wieder nur Schaaf-Vieh; einige aber auch beides zugleich, je nachdem es die Weide ihres Landes gestattet. Allein sie können von ihren Kühen noch nicht soviel Butter und von ihren Schaafen noch nicht soviel fette Schöpse zu Gelde machen, daß sie sich mit allen zu einer bequemen Lebensart dienlichen Nothdurften versehen können. Man kann sich also leicht selbst vorstellen, daß die hiesige ländliche Lebensart noch nicht sehr arkadisch sey; und daß man bei dieser neuen Kolonie denjenigen Ueberfluß nicht suchen dürfe, den man sich bei denen afrikanischen Bauern ohne Unterscheid einbildet. Freilich findet man weiter gegen Nordosten um das große und kleine Fisch-Rivier, um Bruntjes oder Bruyntjeshoogde gegen dem Camdebo-Feld und bis an das Schnee-Gebirge unweit dem wahren Kaffer-Lande einige Bauern, welche bereits eine geraume Zeit gewirthschaftet haben, die vermögend seyn, mehr als tausend Stück Rindvieh und einige tausende Schaafe besitzen, auch davon jährlich soviel Butter und soviel fette Schöpse verkaufen, daß sie ihre übrige Bedürfniße dafür erkaufen könten. Allein, wenn sie auch jährlich ein mal in die Stadt kommen; so wird ihr Wagen, zumal wenn sie Frau und Kinder aus Furcht für den Buschmännern und Kaffers mitnehmen müssen, mit so vielen nothwendigen Bedürf-

nißen beladen, daß sie kaum soviel Getränke an Wein und Brandtwein oder andern zur Erquickung dienlichen Viktualien mitnehmen können, als sie zur höchsten Nothdurft unterwegs bedürfen. Ueberdem findet man wenig eigenthümliche Sklaven bei ihnen; sie wohnen unter den Hottentotten, von welchen sie zwar ihr Vieh hüten lassen, außerdem aber wenig Dienste von ihnen haben, und sie dennoch belohnen müssen. Obgleich aber derselben Lohn nur in weniges Vieh, Toback, Dacha, Messern, Glaskorallen und andern Kleinigkeiten bestehet, so ist es doch in Rücksicht der Beschwerlichkeit dergleichen Sachen zu bekommen, hoch genug zu schätzen.

* * *

Der vorbelobte Doktor und nachherige Professor der Arzneigelahrheit zu Stockholm Herr Sparrmann wagte es in Gesellschaft des Herrn Immelmanns, eines Sohns des Lieutenants bei der Kapschen Garnison, der bereits vorher dem Doktor Thunberg auf einer ähnlichen Reise zum Reisegefährten gedienet hatte, im Jahr 1775. vom 25. Julii bis zum 15. April 1776. eine Reise, weit näher an die östliche Kante des Vorgebirges, durch das bisher unbereist gebliebene Gebirge zu unternehmen, welches bis dahin für ganz unbesteiglich gehalten worden. Beide Reisegefährten hatten weiter keine Begleitung bei sich, als einige wenige Hottentotten, die sie zu ihrem Fuhrwerk und Besorgung der Pferde unumgänglich nöthig hatten; und die sie ihrer

Leicht=



Leichtsinnigkeit, Faulheit und Unbeständigkeit wegen nicht sehr aus den Augen lassen durften: überdem ihnen auch noch viele Grobheiten übersehen mußten. Gedachter beider Personen unternommene Reise war also eine der gefährlichsten, mühsamsten und beschwerlichsten, die jemals zum Besten der Wissenschaften, der Naturkunde, des Thier- und Pflanzen-Reichs und der Kenntniß eines unbekannten Landes gewagt worden. Nicht allein mit der Beschwerlichkeit der ungebahnten Wege über Berge und Felsen, über breite und gefährliche Flüße, sondern auch mit Hunger und Durst hatten sie in denen Wüsteneyen und rauhesten Gegenden gegen wilde, blutdurstige und reissende Thiere zu kämpfen. Herr Sparrmann, ein Mann von der rechtschaffesten Redlichkeit belebt, verdienet also einen immerwährenden Dank für seine bekanntgemachte Entdeckungen, welche hoffentlich Gelegenheit an Hand geben werden, die würdigsten Gegenstände des von ihm bereiseten Landes näher zu untersuchen, und alles dasjenige, was der holländischen ostindischen Kompagnie sehr vortheilhaft werden kann, aufzusuchen. Das ganze Vorgebirge, so weit es bishero bekannt gewesen, ist, wie aus dem ersten Theile dieses Buchs zu ersehen gewesen, der Kompagnie sehr nützlich und vortheilhaft geworden. Nunmehro aber bin ich in demjenigen, was ich jederzeit vermuthet habe, durch Herrn Sparrmann völlig überzeugt worden, nehmlich, daß in dem östlichen Theile von Afrika die ergiebigsten Quellen aufzusuchen sind, die der Kompagnie den besten und einträglichsten Nutzen verschaffen können. Alle Gegen-

den

den zwar hat Herr Sparrmann noch nicht bereiset, alles hat er noch nicht untersucht, aufgefunden und entdeckt. Noch hat er nicht alle Nachrichten erschöpft. Dazu werden mehrere Jahre, und vielleicht noch eine größere Anzahl Jahre erfordert werden, als seit der ersten Besitznehmung dieses Vorgebirges verflossen seyn. Genug, Herr Sparrmann hat das Eis gebrochen und erwiesen, daß mehrere wichtige Entdeckungen können gemacht werden. Ist es nicht schon vors erste beträchtlich genug, daß er bei der ersten Bereisung dieses Landes die egyptische Acacia oder Schoten-Dorn, wovon das Gummi arabicum kommt, aufgefunden hat? Solte das noch ganz unbekannte Land von Sitzikamma nicht Schätze besitzen, die ein undurchdringlicher Wald denen Europäern bishero verborgen gehalten? Sollten die fast unbesteiglichen Gebirge, die er zwischen seinen genommenen Weg und dem Oliphants-rivier (Elephanten-Fluß) linker Hand gegen dem kalten Bock-Feld, Cango und bis an dem noch ganz unbereiseten Camdebo-Feld liegen gelassen, ganz und gar ohne Nutzen für den Menschen bei der Schöpfung dahin geworfen seyn? Nach meiner wenigen Einsicht habe ich jederzeit dafür gehalten, und wiewohl ich nur einige wenige Spuren dazu gefunden habe, so halte ich noch jetzo dafür, daß in diesem unbekannten Bergstrich Schätze der Natur verborgen liegen, die vielleicht erst nach Jahrhunderten werden entdeckt und alsdenn erst den wahren Werth eines ununtersuchten Landes an den Tag legen werden. So sehr man zeithero über den Mangel des Holzes

auf



auf dem Vorgebirge geklagt hat; so gewiß bin ich versichert, daß die ostindische Kompagnie in diesem Lande noch dermaleins werde einen Holzhandel errichten, der beträchtlich, nützlich und einträglich seyn wird. Schwarz und gelb Ebenholz hat es allda zuverläßig in einigen Gegenden; ich habe verschiedene Stücke davon gesehen, die von denen Landzügen mitgebracht worden. Eisensteine hat es in diesem Lande zum Ueberfluß genug. Findet man sie in denen Gegenden, wo die großen Waldungen sind, so wird man auch einen Eisenhammer anlegen können. Solte man nun, wie fast nicht zu zweifeln ist, taugliches Schiffs-Zimmerholz auffinden, was solte daran fehlen die größten Schiffe auf die wohlfeilste Art zu erbauen, als nur eine bequeme Schiffs-Werft anzulegen? Diese kleine Ausschweifung meiner eigenen Gedanken bei Seite gesetzt, so nimmt nach Herrn Sparrmanns Bericht, da, wo man aus dem Schwellendammischen Distrikt über Gauritz-rivier kommt, das waldigte Houtniquas-Land, welches längst der Ostkiste liegt, seinen Anfang, und erstreckt sich von der Muschel-Bay bis dahin, wo das Keurebooms-rivier sich in die Algoa-Bay ergießt. Dieses Land wird noch fast allein von Hottentotten bewohnt, allein sie machen nicht etwan eine einzige oder eine besondre Nation aus. Sie bestehen aus verschiedenen Kraalen oder Dorfschaften und Familien, die hin und her zerstreut liegen; zum Theil ihre eigene Befehlshaber haben und nicht zusammengehören, oder überhaupt genommen eine einzige Nation ausmachen. Man findet Dorfschaften von 50.

bis



bis zu 150. Köpfen, groß und klein, alt und jung zusammen genommen: und die Buschmänner ermangeln auch nicht sich in diesen Gebirgen aufzuhalten, und wenn sie ihre Gelegenheit absehen die andern Völkerschaften zu berauben. Bevor wir aber weiter gehen, so ist noch nachzuholen, daß zwischen Schwellendam und der Muschel-Bay ein Fluß zu paßiren ist, welcher Büffeljagds-rivier genennt wird. An selbigem liegt eine kleine Waldung, worinnen man eine Art von schwarzen Meerkatzen antrift, die nicht größer als unsere Hauskatzen sind.

In dem bereits mehrerwähnten Großvaters-Busch hat man bereits hohe und starke Bäume gefunden, deren Geschlechte und Gattungen bisher ganz unbekannt gewesen, und noch keinen eigenen Namen bekommen haben. Kein Zweifel also, man werde mehrere Arten zu mancherlei Nuß und Gebrauch und wahrscheinlich auch zum Schiffbau vorfinden; wenn man die zwischen den Bäumen undurchdringlich ineinander gewachsenen Dornbüsche etwas wird aufgeräumet haben. Unter diesen wird eine gewisse Sorte Wagt-een-beetje, das ist: Wartet ein wenig, aus der Ursache genennt, weil sie sich bei der mindesten Annäherung sofort in die Kleidung häckelt, ja dieselbe fast selbst an sich ziehet und den Vorbeigehenden nöthiget stille zu stehen und sich los zu machen. Auch dieser Dornbusch, welcher mit denen auf Madagaskar befindlichen Dornen, von welchen das Drachenblut gesammlet wird, sehr ähnlich ist, kann vielleicht, wenn es recht untersucht wird, eben derselbe seyn; und wer kann wissen, was

für



für Gummata und resinöse Medicinalia man noch mehr auffinden könte? Habe ich doch selbst ein Gesträuch gefunden, dessen Früchte zwar Holzartig und wie die Kastanien auf ihren äußern grünen Schalen mit Stacheln umgeben aber wie eine Weintraube beisammen gewachsen waren, deren Kerne ein wohlschmeckendes Oel geben.

Weiter hinaus gehet die Reise über das Taubenek-rivier und dem Gauritz-Fluß nach ein grünes Thal, die Honig-Klippe genannt, welche mit denen bereits erwähnten Honigbergen nicht vermengt werden darf, und von dannen nach der Muschel-Bay zu. Hier eigentlich fängt sich das gedachte Houtniquas-land an, und an dem nur erwähnten Tauben-Eck-Fluß hat Herr Sparrmann schon die erste egyptische Acacia oder den Schoten-Dorn, nachmals aber weit mehrere dergleichen gefunden, von welchen das Gummi arabicum kommt. Eine gewiß nicht geringe Entdeckung!

Die in dieser Gegend jedoch sehr einzeln und zerstreut wohnende Bauern haben bereits den Grund zu einer vortreflichen Viehzucht gelegt, wozu ihr untermischter Boden, welcher aus Karro-Feldern, sauren und süßen Erdreich bestehet, die beste Weide giebt. Die Karro-Felder sind ungemein dürre, dienen aber wegen ihrer magren Weide dem Schaaf-Vieh am besten. Im Winter fällt viel Regen bei öftern Gewittern auf dieses dürre Erdreich, welches dadurch gar bald erquickt wird, und sodann ungemein schöne Viehweide hervorbringt. Saure Felder nennen die Kolonisten solche Erdstriche, die etwas höher

und

und kühler als das Ufer des Meeres liegen, mehrere Regen bekommen und daher Grasreicher sind. Auf diesen Triften giebt das Rindvieh zwar weniger Milch aber beßre Butter als auf dem süßen Erdboden, worunter man denjenigen verstehet, der die vorigen beiden an Fruchtbarkeit übertrift.

Der gemeine Mann glaubt, daß in dem mehrgedachten Gauritz-Fluß vormals Gold gefunden worden. Nachdem aber diese Gegend bekannter geworden, so hat es sich ausgewiesen, daß die Erzehlung nur ein Misverstand gewesen, und der Irrthum nur von der Aussprache des Landvolks herrühre, als welches bei Benennung des Gauritz-Riviers das Maul mit einmal zu voll nimmt, und Gouds rivier, das ist zu teutsch Gold-Fluß ausspricht. Auch dieser Fluß führt einen zwiefachen Namen, und wird in der Mitte des Landes oder in dem Carro-Felde Olifants-rivier (Elephanten-Fluß) genennt. Es ist aber dieser mit jenem an der Westseite belegenen dieses Namens nicht zu verwechseln; als welches in einer geographischen Beschreibung gar bald einen Fehler verursachen kann. Das Houtniquas-land liegt mit der bekannten langen Kluft zwar parallel, aber aus einem unmittelbar in das andre zu kommen, ist daher nicht wohl möglich, weil beide von einer Kette von Bergen, so mit dichter Waldung bewachsen sind, geschieden werden. In diesem Gebirge will man aus gewissen Kennzeichen, denen aufsteigenden Dünsten und einigen Spuren von Bergarten, eine oder andre verfeinerte Metalle vermuthen. Kobalte, wovon die blaue Farbe gemacht wird, sind zuverläßig vorhanden.

Da

Da an der östlichen Seekante dieses Landes nicht allein die schon längst bekannte Algoa-Bay nebst verschiedenen kleinen Buchten befindlich sind, in welchen sich der Kehr-um-Fluß, der Tradukú und der schwarze Fluß, mittels dem Keurebooms-Fluß ergießen; so urtheilet Herr Sparrmann ganz recht, wenn er glaubt, daß aus dieser Gegend eine vortheilhafte Handlung mit denen dasigen Produkten könne betrieben werden. Allein, obschon ein dergleichen Kommerz anjetzo ganz vortheilhaft wäre, so würde es doch noch weit beträchtlicher und einträglicher seyn, wenn dasjenige Land, welches von denen Hottentotten Sizikamma genennt wird, recht entdeckt, untersucht und genutzt würde. Man weis, was für Vortheile aus Amerika von denen Büffelshäuten gezogen werden, welche daselbst eingesalzen, in Europa Lohgahr gemacht, und unter den Namen englisch-Butz, theuer verkauft werden. Nicht allein in Sizikamma, sondern auch, wie wir bald hören werden, weiter hinauf zwischen dem Camtours-Sonntags- und grossen Fisch-Riwier halten sich so viele der größten wilden Büffels auf, daß von deren Häuten allein eine besondre Branche des Commercii errichtet werden könte. Allein unter uns gesagt, ohne jemanden zu beleidigen: die Herren der Kapschen Regierung sind, wie im ersten Theile mehrmals erwähnt worden, fast durchgängig in ihren jüngern Jahren nach Afrika gekommen, und haben sich daselbst bei der Feder bis zu ihren Posten geschwungen. Es ist ihnen also nicht anzumuthen, daß sie bis zu dergleichen Finanzen ihre Einsicht

 trei-

treiben sollten. Nicht eher wird die ostindische Kompagnie von diesem Vorgebirge den rechten Genuß haben, bis ein Gouverneur hinkommt, der die Welt in ihrem ganzen Umfange übersehen und dasjenige in einem Mittelpunkt vereinigen kann, was hier und da zerstreut liegt, in andern Ländern aber, besonders in Amerika zusammengestoppelt werden muß. Zum Beispiele dessen ich nur den Westindischen Pelzhandel, die Biberfelle, das Gummigutti, die Vanille, Cacao, Cochenille und dergleichen anführe, welches alles mühsam genug und in kleinen Quantitäten zusammengetragen und gesammlet werden muß. Ja, wenn auf dem Vorgebirge der guten Hofnung die rechten Gegenden darzu ausgesucht würden, so ist kein Zweifel, daß der Oel- Caffee- und Cacao-Baum eben so gut und vielleicht noch besser fortkommen würde, als in andern dergleichen Ländern, die unter eben demselben Himmelsstrich liegen. Allein die Herren Befehlshaber der ostindischen Kompagnie kennen die Eigenschaften dieses Landes nicht, und die Herren von der dortigen Regierung verstehen es nicht. Jedoch ich will mich dabei nicht länger verweilen, sondern zur fernern Beschreibung der afrikanischen ostlichen Seite fortschreiten. Die in dem Houtniquas-lande wohnende Kolonisten müssen sich bei allem ihrem Vieh-Reichthum mehrentheils noch sehr kümmerlich behelfen. Baarfuß in den Feldschuhen von rohen Rindsleder, mit den schlechtesten Lumpen bekleidet, und nur mit wenigen schlechten Hausrath versehen, sind die Folgen ihrer Entlegenheit von der Stadt.

Im



Im Lande selbst sind keine Manufakturen, und was ein jeder zur Bekleidung nöthig hat, wird aus Europa dahin gebracht und sehr theuer verkauft. Selbst die afrikanische Wolle, welche zwar nicht die beste aber doch in Ueberfluß vorhanden ist und ausgelesen werden kann, wird gar nicht genutzt, und sogar behelfen sich die Leute mehr mit den schlechtesten Lagerstellen, als daß sie sich Matratzen mit rein gewaschener und gekrempelter Wolle angefüllt verfertigten. Wenn ein Schaaf oder Schöps geschlachtet wird, so nimmt ein Sklave oder Hottentotte das Fell und bedient sich dessen auf seiner Lagerstelle. Die wahre Ursache des Mangels aller Bedürfniße und davon genießenden Bequemlichkeit der entlegenen Kolonisten ist allerdings diese, daß sie ihre Landes-Produkte nicht wohl abgewähren können. Aus Mangel des Absatzes muß vieles umkommen, und manches, was sehr wohl genutzt werden könte, wird nicht geachtet und sorgloß vernachläßiget: welches alles, wenn ein anderer Nachbar bei der Hand wäre, auf beiden Seiten mit großem Nutzen könte vernegotiiret werden. Unter den wilden Thieren sind die Elephanten in diesem Houtniquas-lande bereits mehrentheils weggeschossen. Löwen sind gänzlich ausgerottet, und wenn sich ja einer aus dem Sizikamma herüber verläuft, so wird er bald entdeckt und erschossen. Tyger oder vielmehr Tygerkatzen, wie auch Wölfe und schwarze Meerkatzen sind nicht häufig vorhanden, doch haben sie noch ihre Schlupfwinkel in denen Wäldern. Hingegen findet man daselbst Büffel, Waldböcke, mancherlei Gazellen

und Antilopen, sowohl der grösseren als der kleinern überflüßig und in grosser Menge. An grossen und kleinern wilden Geflügel hat es zwar keinen Ueberfluß aber auch nicht gänzlichen Mangel.

Auf das Houtniquas-land folgt über den sogenannten Gelbschnabel-Fluß der Hagel-Kraal und das Artaquas-Thal, welches bis an das Saffran-Kraal reichet. Dieses Artaquas-Thal wird unter die kalten und sauren Gegenden gerechnet, allwo eine gewisse Pflanze sehr häufig wächst, welche die Einwohner Piß-Gras nennen. Diese Pflanze ist jedoch allhier nicht alleine zu Hause, sondern auch in denen nahegelegenen Distrikten auf vielen Bauer-Plätzen zu finden, und da das Vieh eine Verstopfung des Urins davon bekommt, ein schädliches Unkraut; wenn man es nicht bald wahrnimmt und in Zeiten etwas Dienliches dawider anwendet, so muß das Vieh, so solches gefressen hat, krepiren. Die dienlichsten Mittel, die ich selbst als Augenzeuge mit gutem Effekt habe anwenden gesehen, sind diese: daß man vors erste die in der Harnröhre sich angesetzte Käse-artige Materie ausgedrückt und darauf dem Vieh einen Trank eingegossen hat, welcher aus Weineßig, gestoßener Eyerschale von Straußvögeln und kleingeschnittener Weinraute bestanden. Hilft dieses Mittel nicht innerhalb 10. bis 12. Stunden, so ist es am besten, daß das Vieh geschlachtet wird, bevor die Blase springet und das Fleisch verdirbt.

Auf den Saffran-Kraal folget eine sehr elende Strecke Landes, welche Herr Maßon in denen philoso-

losophical Transactions mit dem Namen Kanaans-Land erwähnet, zugleich aber bemerket, daß es eher das Land der Betrübniß zu benennen wäre. Er als ein Engelländer hat aber die Namensdeutung im Holländischen nicht recht verstanden; denn es heißt eigentlich Kannas-land, und hat den Namen von einem daselbst häufig wachsenden sogenannten Kanna-busch bekommen. Wie denn auch der Weg von dort aus zwischen dem Artaquas- und Langen-Thale weiter nach Süden über einen hohen Berg gehet, welcher die Kanna-hooghde oder Höhe genennt wird.

Der wegen seinen vielen Krümmungen also genannte Krumme-Fluß scheidet das jetzt beschriebene Land vom Langen-Thale nach Sizikamma, allwo sich viele Elephanten aufhalten, welche von den Hottentotten getödtet und verzehret werden; die dort herum wohnende Landleute aber haben einen Ekel dafür. An der Gränze des Sizikamma-Landes hatte es zu des Herrn Sparrmanns Zeit im Jahr 1775. mehr nicht als sechs holländische Bauerhöfe, welche bald forne an und vor der Waldung angelegt waren. An der Ostseite des sogenannten Löwen-Waldes, welcher den Zugang in das Innere dieses Landes verschließt, liegt das Land ganz offen, weil sich das Gebirge daselbst ganz endiget, und in dieser Gegend wird der vor etwan 10. Jahren um Stellenbusch entdeckte Wachsbaum häufig gefunden. Kapsche Hirsche oder nach ihren eigentlichen Namen Antilope dorcas und kleine sogenannte Steinbocks-Gazellen sind sehr viele vorhanden. In den Waldun-

dungen selbst, worin sich einmal zwei Hottentotten gewagt und sich die vergebliche Mühe gemacht haben durchzudringen, aber nach 12. Tagen unverrichteter Sache wieder umkehren müssen, halten sich sehr viele Elephanten und Büffel auf, welche sich überall Pfade und Wege, die in die Kreuze und in die Quere laufen, geöfnet und niedergetreten haben: allein solchen Wegen nachzufolgen, würde zu gefährlich seyn, und man würde doch das Ende des Waldes nicht finden. Der eben gedachte Krumme-Fluß, welcher sich in dieser Gegend ergießt, hat eine breite und tiefe Mündung, so daß Schiffe darinnen ganz bequem vor Anker liegen können. Die Natur selbst giebt also hiermit einen Wink zu Betreibung einer Handlung, die vortheilhaft seyn würde. Seekühe oder Nilpferde halten sich in diesem Fluß ebenfalls auf, und lassen sich am hellen Tage sehen. Hierauf folgen verschiedene Flüße, nehmlich der See- Kuh- Kabeljau- Kamtur- und Loory-Fluß, nach dessen Paßirung man in das Kamdebo-Feld kommt, in welchem bereits die rechten Kaffers mit ihrem Vieh herumstreichen. Eine in diesem Strich belegene Waldung von denen Afrikanern der Galgen-Wald genannt, enthält viele Löwen und Büffel, und ist dahero gefährlich zu paßiren.

Bald jenseits dem van Stades-rivier hält sich eine kleine Nation der Gonaquas-Hottentotten auf, sie bestehet aber nur aus zwei Dorfschaften und leben von Viehzucht. Man hält sie für ein Gemische von Kaffern und Hottentotten, weil ihre Sprache mit beiderlei Völkern in Verwandschaft stehet. Sie sind

aber

aber grösser, stärker und männlicher als die ordinären Hottentotten, wie auch schwärzer von Farbe. Sie haben so wie die würklichen Kaffern die Beschneidung, welche Operation sie mit jungen Leuten von verschiedenen Alter vornehmen, und jedesmal warten, bis sie solche mit mehrern Personen auf einmal und zugleich vornehmen können. Herr Sparrmann hat an einigen derselben diese Beschneidung würklich wahrgenommen. Auch bestellen sie einigen Ackerbau. Ihr Getraide ist Sorgsaamen (Holcus sorgum) dessen Körner sie zwischen zwei Steine zermalmen und runde flache Brodte unter glüender Asche davon backen. Ebenfalls lassen sie dieses Korn nebst einer gewissen Wurzel in Wasser zur Gährung kommen, wovon sie einen Trank bekommen, den sie gerne trinken und sich davon berauschen. In dieser Gegend findet man ganze Heerden von wilden Eseln (Quaggas) Hirschthieren und Büffeln.

Am Schwarzkopfs-Fluß, in welchem man Ebbe und Fluth deutlich wahrnimmt, traf Herr Sparrmann und Immelmann zwei Bauern an, die nebst ihren Weibern und Kindern an der Sonne getrocknetes Wildpretfleisch ganz rohe und ungekocht verzehrten. Dergleichen unnatürliches Gefräß solte man von Leuten nicht vermuthen, die, wo nicht gebohrne Europäer, doch von europäischer Abkunft seyn. Allein als ich einmal einen Bastard-Hottentotten antraf, der ein ungekochtes gleichfalls an der Luft getrocknetes Stück Rindfleisch verzehrte, und ich ein Grauen dafür verspüren ließ, so gab er mir in gebrochen Holländisch zur Antwort: Baas (Herr!) ihr

esset ja auch rohen ungekochten Schinken, die Luft macht das Fleisch so trocken und gut zu essen als der Rauch.

In dieser Gegend traf Herr Sparrmann verschiedene Schaaren von Perlen-Hüner an, welche ihr Futter auf freyem Felde suchten, des Nachts aber sich auf die Bäume setzten, von welchen er einmal auf einen Schuß sechs Stück herabschoß. Man hat bisher geglaubt, daß man sie erst um den Rio-de la Goa antreffe. Auch bekam Herr Sparrmann allhier einige Hottentots-Buschmänner, welche sich in ihrer Sprache die Guten nennen, zu seiner Begleitung in Diensten. Diesen Leuten war das arabische Gummi, welches man von der ägyptischen Sinnpflanze sammlen kann, gar wohl bekannt, und bedienten sich solches bei Ermangelung anderer Speisen zu ihrer Nahrung. Ein Produkt, das man hier umsanst haben kann, muß doch nothwendig Vortheil bringen!

Afrikanische wilde Schweine, welche Pallas in seiner Spicilogia Zoologica unter dem Namen Aper æthiopicus beschrieben hat, ließen sich in nur beschriebener Gegend gleichfalls in einer ganzen Heerde sehen. Herr Sparrmanns bei sich habende Hottentotten fürchteten sich sehr davor, und versicherten, daß sie lieber mit einem Löwen als mit einem solchen Schweine, welches dem Menschen sehr schnell auf den Leib komme, kämpfen wollten. Wenn sie Junge haben und auf die Flucht gebracht werden, nimmt jedes Schwein ein Junges ins Maul, und trägt es mit fort.

An

An dem obern Theil des t'Kurenoi- oder kleinen Sonntags-Flußes hielte sich ein Kraal von Bastard-Hottentotten auf, welche durch Vermischung von Hottentotten und Kaffers entstanden; sie sprachen mehr Kafferisch als Hottentottisch, glichen aber den letztern mehr als den erstern. Vom Sonntags-Fluß ging die Reise nach dem Buschmanns-Fluß, über selbigen sahen unsere Reisende eine Menge Quaggas nebst einem Elend-Thiere, welches aber von den europäischen ganz verschieden war. Die Quaggas sind so gestaltet wie die Zebras, nur daß sie besonders um den Beinen nicht so viel Streifen haben, auch eher zahm gemacht werden können. Vom Buschmanns-Fluß ging Herr Sparrmanns Reise nach Quammedacka, allwo man in einem Thale eine Menge Holz antrift, wonach man, wenn man daran riecht, niesen muß. Ein anderer Wald daselbst wird der Assagaiwald genennt.* Etwas weiter davon in der sogenannten Neujahrs-Trift liegt eine anmuthige Gegend, allwo das ägyptische Sinnkraut in Menge wächst. Um den Kurckoikn-Fluß schoß Herr Sparrmann unter eine Heerde von 70. bis 80. Büffel — Zu seinem Glück aber traf er keinen, sonst wäre er gewiß von ihnen verfolgt, eingeholet und getödtet worden. Eine ganze Heerde von Springböcken (Antelope-euchore) welche Herr

 Sparr-

* Assagai-Holz nennen die Hottentotten ein schwaches gerade in die Höhe wachsendes feinjähriges Holz, welches sie zu ihren Wurfspießen oder Assagaien nehmen, und die Schaffte daran machen.

Der Verfasser.

Sparrmann auf 2000. schätzte, kam ihm ganz nahe, von welchen er auch eines schoß: ein Beweis, daß sich in dieser Gegend ungemein viel Wild aufhalten muß. Die ersten Rhinozerosse wurden allhier von zwei Hottentotten gefällt, und nachher sind solche häufiger aufgefunden und geschossen, auch von unsern beiden Reisenden befunden worden, daß ihr Fleisch ganz gut und eßbar sey; woneben Herr Sparrmann anmerket, daß nach seiner eigenen Untersuchung bei diesem Thiere keine Gallenblase zu finden sey. An Elend-Thieren hatte es ebenfalls keinen Mangel, und hielten sich in Haufen beisammen, ohne besonders scheu zu thun.

Von Quammedacka, welches eigentlich nur ein Wasserpfuhl ist, ging die Reise nach Hinterbruyntches-Höhe, allwo die Springböcke sehr häufig waren, um aber auch Hippopotamos anzutreffen und zu schießen, wandte sich die Gesellschaft gar bald nach dem kleinen Fisch-Fluß. Zwei Löwen kamen ihnen am hellen Tage des Morgens zwischen 9. und 10. Uhr auf 300. Schritte nahe. Weder die Pferde noch die daherum grasende Gazellen furchten sich dafür; vermuthlich weil ihnen von Natur schon bekannt ist, daß der Löwe keinen offenbaren Angrif thut, sondern seinen Raub beschleicht oder belauret. Dahero wurden auch diese zwei Löwen von unsern Reisenden gar bald in die Flucht gejagt. Einen auf den Eyern brütenden Strauß und zwar einen Männlichen verscheuchten sie gleichfalls vom Neste; woraus man deutlich abnehmen kann, daß der Strauß in der Monogamie lebe und mit dem Weiblein wechselsweise brü-

te,

te, welches Thevenot bezeuget und durch die Aussage der Hottentotten bestättiget wird; auch auf dem Vorgebirge eine ganz bekannte Sache ist.

Vom kleinen Fisch-Rivier begaben sie sich zum großen Fisch-Rivier und schoßen einen Büffel und ein Elend-Thier. Herr Sparrmann bekam auch ein t'Gnu-Thier * zu sehen, konte es aber nicht erjagen. Zwischen diesen beiden Flüßen sahen sie viele Springböcke, Quaggas und Hirsch-Thiere. Allhier kamen unsere Reisende zum ersten Male wieder unterm Dache eines Hauses zur Herberge, bei einem alten Elephanten-Jäger Namens Printslow, der neuerlich erst hergezogen war.

Die Hinterbrunntches-Höhe, welche den obern Theil des kleinen Fisch-Flußes einschließt und vom Kamdebo durch hohe Berge abgesondert wird, liegt unweit den Schneebergen, deren Gipfel die meiste Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt sind. Die niedrigen Schneeberge werden das ganze Jahr hindurch bewohnt, von den höhern aber müssen sich die Bewohner Winterszeit, der grossen Kälte wegen, nach Kamdebo begeben. Hier herum halten sich die wildesten Buschmänner auf, welche den Landleuten öfters großen Schaden zufügen, auch wohl gar weg-

zu-

* Eigentlich wird dieses Thier von den Hottentotten Xgnou genennt. Wenn man die Zunge oben an den Gaumen hält und schnellt sie bei der Aussprache des Buchstabens X und dem Worte gnou zugleich so loß, daß es klatschet; so trift man die hottentottische Aussprache völlig.

Der Verfasser.

zuziehen nöthigen. Eine andre Art Hottentotten, welche ehedem diese Gegend bewohnt und mit den Kolonisten sehr friedlich gelebt, sich aber nachmals hinweg begeben haben, sind an Farbe etwas lichter und gelblicher als die andern Hottentotten, und werden dahero Chinesische Hottentotten genennt. Ihr gegenwärtiger Aufenthalt ist um den großen und kleinen Fisch-Fluß, ein Theil aber von ihnen ist eilf Tagereisen weiter nordlich gezogen und haben sich in besondre Kraale vertheilet; allwo sie in Gesellschaften beisammen leben und sich von Hornviehzucht ernähren.

Unter den Flüßen, welche durch dieses Hottentots-Land laufen, sind t'Kamsi-t'Kay, der t'Nu-t'Kay, (besser XKamsi XKay, und X Nu-X Kay) der kleine und der große Zomo die grösten; fließen durch das Kaffer-Land und ergießen sich in das indianische Meer. Jenseit dem Zomo wohnet ein Volk, welches die Chinesischen Hottentotten Tambucki nennen, ihnen zwar ähnlich aber viel mächtiger und streitbarer sind. Nach dem Bericht eben dieser Chinesischen Hottentotten soll an denen Tambuckis eine andre Nation gränzen, welche noch streitbarer ist und die Manbucki genennt wird. Einige Kolonisten, welche den Zomo-Fluß besucht haben, haben ungefähr zwei Tagereisen nordwärts davon verschiedene Berge, die sehr rauchten, wahrgenommen. Nach Aussage der Chinesischen Hottentotten sollen die Tambucki eine Art von Metall schmelzen und Zierrathen daraus verfertigen, welche dem Pistolen-Golde gleichen. Bei Untersuchung eines

der-

dergleichen Ringes, den Herr Sparrmann mit nach Hause gebracht, hat eben der Herr Bergrath Engeström befunden, daß es eine Mischung von Kupfer und Silber gewesen. Wichtig genug wäre die Entdeckung, wenn man in diesem Lande so Silberreichhaltiges Kupfer in Menge finden könte.

Eine etwas dunkle und also noch zweifelhafte Erzehlung von einem würklichen Einhorne, so die Gestalt eines Pferdes mit einem Horne vor dem Kopfe habe, hat der Herr Sparrmann von einem rechtschaffenen Manne am See-Kuh-Fluß Namens Jakob Kock, bei welchem die Herrn Thunberg und Maßon ebenfalls eingesprochen, erhalten. Pag. 453. in Herrn Sparrmanns Reisebeschreibung, kann die Erzehlung nachgelesen werden, welche, wenn man alles dabei in Erwegung nimmt, nicht ganz unwahrscheinlich ist.

Nach Aussage der äußersten Bewohner des Vorgebirges, liegt das Land der rechten Kaffern an der Ostseite des großen Fisch-Flußes dicht am Strande des indianischen Meeres. Sie wissen nichts von der Schaafzucht, sondern halten bloß Hornvieh, und kleiden sich wie die Gonaka Hottentotten in Kühhäute. Ihre kleinen viereckigten Hütten sind von Reisern zusammengeflochten und mit Leimen und Kühmist bedeckt. Ihre Waffen sind Schilde von Rindleder, und Spieße von Eisen, an einen leichten Schaft von Holz.

Das Kamdebo-Land, welches an Hinterbruyntjes-höhe und auf der Südseite an die Schnee-Berge gränzet, soll nach Herrn Sparrmann auch schon

schon einigermaßen von Christen, die Schaafvieh halten, bewohnt werden. Ein klarer Beweis, daß die Gränzen des Vorgebirges noch nicht bestimmt seyn, und auch sobald noch nicht werden können beschrieben werden. Wer weis, ob selbst die Regierung auf dem Vorgebirge alle Einwohner des Landes kenne und wisse, in welcher Gegend sie ihre Wohnungen aufgeschlagen haben? Hinterbruyntjes-höhe ist der nördlichste Theil der Kolonien, den der Herr Sparrmann und Immelmann besucht haben, und auch der schönste, der mehr eine Wiesen ähnliche Grüne, als man sonst in diesem Lande gewohnt ist, behalten; die durch den Schatten der Wiesinnpflanze begünstiget und durch ihre vielen gelben Blumen noch mehr erhöhet wird.

Es gehen aus Kamdebo zwei verschiedene Wege nach der Kapstadt zurück. Der nördliche gehet durch Antons-Land, Küh-Land und das Bock-Land. Der südliche lauft nach den Elephanten-Fluß: man kann aber auch früher nach der platten Kluft, dem Hexenfluß und anderwärts abbeugen. Der Herr Sparrmann nahm von hieraus seinen Rückweg nach der Stadt, dessen Beschreibung am besten aus seiner eigenen Feder kann gelesen werden; dahero ich mich nicht damit abgeben wollen, solche im Auszuge zu liefern. Es wird aber Niemanden, der eine Kenntniß von einer bishero ganz unbekannten Gegend zu bekommen wünschet, gereuen, dessen merkwürdige Reisebeschreibung nach dem Vorgebirge der guten Hofnung zu kaufen und zu lesen. Der jetzige Gouverneur Freiherr von Plettenberg hat

eben-

ebenfalls bereits angefangen um Krake-Kummas und gegen das Sonntags-Rivier eine neue Kolonie anzulegen. Der Fluß, an welchem solche etabliret ist, wird Buschjesmanns-rivier genennt. Dieser entspringet am Assagay-bosch, und gehet mit einer großen Krümmung durch Keuri-Kanniagli, allwo sich noch einige Familien der Gonaka-Hottentotten aufhalten. Die gedachte Kolonie ist aber noch gar klein und schwach; man kann noch nichts davon sagen.

Uebrigens zeiget der Herr Professor Sparrmann auf allen Blättern seiner oftbelobten Reisebeschreibung, daß er ein Mann von der rechtschaffensten Gesinnung sey, der kein Liebhaber des erdichteten Wunderbaren ist; sondern dem es allein um die Vermehrung der Kenntniß der Natur in dem Thier- und Pflanzen-Reich zu thun gewesen. Ein solcher Mann ist in seinen Schriften zuverläßig. Er schreibt nicht um seinen Namen bloß in der gelehrten Welt durch den Druck bekannt zu machen. Er hat nicht nöthig mit seinem Unternehmen groß zu thun. Ihm gehet es wie dem Virgilius, seine Werke sprechen für ihn. Wo bleibt denn nun aber das so hochbelobte Terra de Natal, welches die Kompagnie nach Kolbens Bericht um 30,000. Gulden an Waaren erkauft haben soll? Es kann doch unmöglich ein so kleines Stück Land seyn, das in einem Winkel des Vorgebirges liegt, den man nicht mehr auffinden kann. Ich für mein Theil habe wenigstens in Afrika niemals solches nennen hören, und glaube also gänzlich, daß die Portugiesen diesen Namen einer Ge-

gend

gend an dem indianischen Ocean gegeben haben, der nachmals wieder verschwunden ist: es wäre denn, daß solches Land nach Herrn Maßons Bericht an das Land der Kaffern gränze, wohin jedoch noch kein Holländer gekommen ist.

Das



Das siebende Kapitel.

Von der Lebensart der afrikanischen Bauern oder Bewohnern des platten Landes.

Daß es reiche Bauern auf dem afrikanischen Vorgebirge der guten Hofnung gebe, wird, und kann niemand in Abrede seyn. Wer sich aber vorstellen wolte, daß alle afrikanische Bauern reich wären, und wie europäische Edelleute lebten oder leben könten, der würde sich sehr irren. Man kann diese guten Leute füglich in vier Klassen theilen. Zu der ersten zehle ich diejenigen Freibürger, die in der Stadt wohnen, ein beträchtliches Vermögen und Einkommen haben, wovon sie ohne Nahrungssorgen leben können; überdem aber auch noch auf dem platten Lande ein oder ein paar Bauergüther besitzen. Diese haben sodann einen tauglichen Mann, entweder van der Kompagnie unter der Benennung eines Knechts gelichtet, oder eines afrikanischen Bauern Sohn angenommen, und als einen Verwalter auf ihrem Guthe angesetzt. Kein Brodherr begehrt von einem solchen Mann, daß er selbst arbeiten soll. Er hat nur die Aufsicht über die ganze Wirthschaft, und siehet dahin, daß die Sklaven die Feld- und andre Arbeit tauglich und zu rechter Zeit verrichten, das Vieh wohl hüthen und in Acht nehmen, die Kühe melken, Butter machen, Wein zu seiner Zeit pressen,

und in Summa alles dasjenige, was zu der Wirthschaft gehöret und von ihm angeordnet wird, befolgen. Hat der Brodherr (welches aber selten ist) zwei Bauergüther neben- oder nicht gar weit von einander gelegen, so gehet der Verwalter von beiden ab und zu und siehet nach den Rechten; bekommt aber alsdann auch mehr Lohn. Gemeiniglich haben dergleichen reiche Guthsbesitzer eines worauf ordentliche Landwirthschaft mit Acker- und Weinbau getrieben — und ein anderes tief in das Land gelegenes, allwo nur Vieh zur Zucht und Mastung gehalten wird. Sodann ist der Knecht oder Verwalter nicht gehalten beiden vorzustehen; es sey denn in so weit, daß er mit dem Brodherrn verabredet habe, den Vieh-Platz jährlich ein- oder ein paar Mal zu besuchen. Dergleichen städtische Güthherbesitzer besuchen ihre ländliche Wirthschaft jährlich wenigstens zweimal, nehmlich zur Aernte und Weinlesezeit. Gute Wirthe kommen auch wohl wenn es in der Regenzeit thunlich ist, zu der Zeit auf das Guth, wenn ausgesäet wird. Wenn aber ein solcher Freibürger auf einem seiner Bauergüther erscheint, so macht er allerdings eine Figur wie ein europäischer Edelmann, und zeiget sich seinen Sklaven als ein gestrenger Herr. Ist der Knecht, oder wenn man lieber will, der Verwalter ein guter Wirth, und die Sklaven folgsam und fleißig, so ist die Ankunft des Herrn niemals furchtbar; er bringt gewiß jedesmal etwas mit, was zum Lohn und Brod nicht gerechnet wird. Der Knecht, der seinem Herrn getreu ist und dessen Nutzen zu Herzen nimmt, lebt auf solchem Guthe

eben

eben so gut, als der Eigenthümer eines wenigstens mittelmäßigen Bauerguths. Es darf bei der Annahme eines Knechts nicht erst verabredet werden, sondern es verstehet sich schon von selbst, daß er mit Koffee, Thee, Zucker und Toback hinlänglich und so viel er bedarf, versorgt werden muß. Gehet ihm hiervon was ab, so schickt er ohne Umstände einen Sklaven nach der Stadt und läßt es absordern. Ist bei dem Guthe ein Weingarten, wie bei den mehresten einer ist; so behält der Knecht bei Gewährung des gewonnenen Weins ein Fäßel für sich und für seinen Herrn, auf den Fall wenn er auf das Guth kommt, zurück. Ist aber kein Weinbau vorhanden, nehmlich auf einem solchen Guthe wo nur Viehzucht getrieben wird, so ist es nur eine Höflichkeit und keine Schuldigkeit des Herrn, wenn er dem Knechte ein kleines Fäßel Wein mitbringt oder gelegentlich überschickt. Das Vorzüglichste was ein Knecht zu besorgen hat, ist dieses, daß das Gesinde, es bestehe aus Sklaven und Sklavinnen oder Hottentotten und Hottentottinnen, hinlänglich und zu gehöriger Zeit mit Brod und Speise versorgt werde. Kein Guthsbesitzer wird darüber schelten und brummen, daß zu viel Vieh geschlachtet und verzehret worden: denn in diesem Fall würden die Sklaven dem Knechte Zeugniß geben und das Rindvieh mit Namen bei nennen, welches krepirt wäre; und auch die Anzahl der ouwen Ooyen (alten ausgebrakten Mutter-Schaafe) anzeigen, welche geschlachtet werden müssen. Denn die Sklaven und Hottentotten müssen das Fleisch des umgefallenen Viehes verzehren, essen

 es

es auch eben so gern wie das geschlachtete: nur wird so- dann das ganze Eingeweide für die Hunde geworfen. Wenn aber der Knecht dem Gesinde nicht satt zu essen geben wolte, so würden die Sklaven sich gele- gentlich darüber beschweren und dergleichen Klage würde und müßte der Guthsherr annehmen; denn in diesem Fall nimmt jeder Sklave sich die Freiheit zu sagen: Kammene Kumi Kammene Kuli, das heißt soviel: habe ich nichts zu essen so kann ich nicht arbeiten. Die lüderliche Sklavinnen aber, bei welchen die Matrosen etwan einmal ohnentgeld- lich einen Liebesdienst genießen wollen sprechen: Kammene Kas, kammene Kunte; Habt ihr kein Geld so habe ich keine — Klagen über üble Be- gegnung und Schläge, wird kein Herr leichtlich an- nehmen, sondern die Sklaven abweisen, auch wohl in ihrer Gegenwart dem Knechte befehlen, wenn die Sklaven nicht folgen wollen, wacker drauf zu prügeln; inzwischen aber doch dem Knechte unter vier Augen dergleichen Brutalität verweisen und ihm vorstellen, daß die Sklaven Menschen sind und er sie theuer erkaufen müssen. Ja ich habe selbst einen Knecht gekannt, der wegen seines gar zu stren- gen Verfahrens, nicht allein vor Verlauf des Jah- res wieder in Diensten der Kompagnie gebracht, sondern auch von dem Polizeirath, vor Verlauf sei- ner Kapitulation auf ein Schiff und nach Europa geschickt wurde; welches nicht viel besser als eine Landesverweisung anzusehen war. Dergleichen Knechte, wie bereits im ersten Theile gedacht wor- den, wenn sie gute Wirthschafter und ihrem Brod-

herrn



Herrn getreu, auch keine Trunkenbolde sind, finden mehrentheils ihr Glück auf dem Vorgebirge und werden auf eine oder die andre Art durch Heirathen versorgt. Man begreift von selbst wohl, daß zu dergleichen Posten Leute erwählet werden, die die Landwirthschaft und besonders den Feldbau verstehen müssen. Wer sind diese? keine andere, als europäische Bauernkerle, und wenn diese daselbst in eine nur sehr mittelmäßige eigenthümliche Wirthschaft gesetzt werden; so kann man allzeit sagen, daß sie ihr Glück gemacht haben.

Zu der Zweiten Klaße der afrikanischen Bauern wähle ich diejenigen, die, wie man zu sagen pflegt, ihre Schäflein ins Trockne gebracht haben; Vorzügliche, bezahlte und einträgliche Güther besitzen, solche selbst bewohnen und mehr gewinnen als verzehren. Man kann dieses leicht selbst übersehen. Ein Bauer der Getraide- und Weinbau, Viehzucht, Obst- und Küchen-Garten hat, der hat alle nothwendige Lebensmittel an sich selbst. Er verkauft jährlich 3 bis 400 Müdden auch wohl noch mehr Getraide, Erbsen und Bohnen, verschiedene Legger Wein und nach Verhältniß seines Viehbestands, eine Anzahl Schöpfe. Wie solte er, (wenn er nicht ein lüderlicher versoffener Mann ist) so viel Geld verthun? Thee, Koffee, Zucker Reiß und etwas Spezereyen-Waaren sind seine Depensen. Kleidungsstücke für sich, seine Frau, Kinder und Sklaven sind nur sehr mittelmäßig und machen dennoch die stärkste Rubrik in seine Ausgabe. Kauft er sich dann und wann noch einen Sklaven oder

Sklavinn, so beträgt dieses wol auch soviel als etwan 30. Müdden Weitzen ausmachen. Der Schmid und der Wagenmacher bekommen zwar auch jährlich etwas zu lösen; aber der Bauer behilft sich mit seinen Wagens eine lange Zeit und weis das mehreste daran selbst auszubessern. Ueberdem allen wird er dennoch jährlich ein ansehnliches Stück Geld übrig behalten; es sey denn, daß er noch nicht rein von Schulden und Intereßen sey; alsdenn aber ist er auch noch nicht zu dieser Klaße zu rechnen. Von denen aber die eigentlich zu dieser zweiten Klaße gerechnet werden, kann man mit Wahrheit sagen: sie leben wie kleine Edelleute und mancher noch etwas besser; zumal wenn sie nicht gar zu weit, das heißt, nicht über 20. bis 30. Stunden von der Stadt entlegen sind; alles mit Bequemlichkeit zu Gelde machen und auch für Geld alles was sie begehren bekommen können. Dergleichen wohlhabende Bauern halten sich auch wohl zu ihrer Commodité Knechte, und zu ihren öfters noch ganz kleinen Kindern, Schulmeister, sowohl zu ihrer eigenen Gesellschaft als zum Unterricht ihrer noch unerwachsenen Kinder. Bei diesen Leuten stehet, wenn sie aus dem Bette aufstehen der Koffee schon auf dem Tisch. Um 8. Uhr Morgens wird mit einer ordentlichen Mahlzeit und warmen Speisen gefrühstückt. Nach dem Frühstück stehet Niemand vom Tische auf, bis er ein halb Dutzend Taßen Thee getrunken hat, und die Mannspersonen eine Pfeife Toback dabei geraucht haben. Um 12. Uhr wird die Mittagsmahlzeit gehalten; um 3. Uhr Nachmittags stehet der Theekessel

wie-



wieder auf dem Tisch. Nach diesem kommt es auf die Jahrszeit an: ob man ein wenig ins Feld, in den Garten oder Weingarten gehet, oder ob man zuhause bleibt und wenn nichts nothwendiges zu verrichten ist, ein Kartenspiel vornimmt. Abends um 7. Uhr ist die Abendmahlzeit wieder bereit. Man sitzt ¾. oder eine Stunde beim Tisch, und bei allen 3. Mahlzeiten mangelt es an keinem Tisch-Wein; doch pflegen vernünftige Menschen nicht mehr als 3. höchstens 4. Spitzgläser bei jeder Mahlzeit, zwischen den Speisen zu trinken; aber nach der Abendmahlzeit trinkt man noch wohl ein paar Gläser Wein bei einer Pfeife Toback, spielt auch wohl eine Partie Gravejas entweder um einen Stüver oder auch wohl um ein Glas Wein auf Kosten des Wirths, und um denjenigen etwas auszulachen der nicht glücklich spielt, kein Glas Wein gewinnt und entweder Durst leiden oder Wasser trinken muß. Die Mahlzeiten dieser Bauern sind auch nicht kärglich eingerichtet, und die Wirthinnen verstehen sich auf die Küche um ein gutes Stück Essen auf den Tisch zu setzen. Dergleichen Bauern schlachten mehrentheils einen Tag um den andern einen Schöps, und außer der wärmsten Jahreszeit alle 4. oder 5. Wochen ein Schwein. Frisches, geräuchertes, getrocknetes und eingepöckeltes Fleisch gehet ihnen niemahlen ab, und die besten Schinken werden zu festlichen Tagen aufgehoben, oder bei nachbarlichen und freundschaftlichen Besuchen verzehrt. Ein afrikanischer Bauer kann so viel Schweine haben als er selbst will, und sie kosten ihm weiter nichts; es sey denn daß er ei-

nes recht ausserordentlich fett und mit Gerstenschrot mästen will. Man weis wie sich dieses Vieh in Europa vermehret, dort ist es eben so; und da kein Handel damit getrieben wird, so würde ihre Anzahl zu groß werden, wenn man sie nicht weg schlachtete. Da man sie nun nicht alle groß wachsen laßen kann, so ist es eine im Sommer angenehme Vorrathsspeise, wenn immer von Zeit zu Zeit, ein ganz junges 6. oder 8. Wochen altes Schwein geschlachtet, in kleinen Stücken zerlegt, ein wenig abgekocht und mit Gewürz und spanischen Pfeffer in Weineßig gelegt und nach Verlauf einiger Tage kalt verspeiset wird. Ob nun zwar dergleichen wohlhabende Bauern selbst, keine Hand an den Pflug legen, so sind sie dennoch gute Wirthe und ordnen täglich an, was in der Wirthschaft soll gethan und von dem Knecht besorgt werden. Nichtsdestoweniger aber halten sie doch viel auf das ländliche Sprüchwort: der beste Dünger ist der, den der Bauer mit seinen Schuhen selbst auf den Acker trägt. Man versteht wohl selbst, daß unter diesen Dünger die Aufsicht des Eigenthümers oder Brodherrn gemeint sey: deswegen gehen auch diese Leute, außer bei schlimmer Witterung täglich, wo nicht zweimal, doch gewiß einmal aus, und besehen ihre Felder, Weinberge und Gärte; beschleichen dabei auch ihre Viehhirten. Sie gehen niemals aus ohne ein geladenes Gewehr in der Hand oder auf der Schulter zu haben, jedoch bringen diejenigen die nicht gar weit von der Stadt wohnen, gar selten ein Stück Wildpret mit nachhause, und schießen mehr Schlangen oder zuweilen einen

Raub-

Raubvogel aus der Luft, als ein eßbares Wild. Kein Wunder! da bis auf 24. Meilen von der Stadt gar wenig Wild anzutreffen und die Jagd selbst verboten ist. Des Nachts aber wissen sie noch eher in den Weinbergen und Gärten einen Kapschen Rehbock mit Schlingen zu fangen, als am Tage zu schüßen. Es muß aber dennoch verhohlen geschehen, denn des Herrn Gouverneurs Jäger, der Unter-Landdrost und seine untergebene Feldwächters haben ermeßene Befehle auf die Wildbahn Acht zu haben. Allermaßen aber auf den Contraventions-Fall kein Denuncianten-Antheil ausgesetzt ist, so profitiren diese Leute mehr dabei, wenn sie es verschweigen, als wenn sie es anzeigen, und ich habe selbst einmal in Gesellschaft des Unter-Landdrostes, dem es vorzüglich aufgetragen ist Acht auf die Jagd zu haben, einen halben Rehbock helfen verzehren, der in zwei Schüßeln auf verschiedene Art sehr gut zugerichtet war. Der Unter-Landdrost repetirte dabei verschiedene mal die Worte: ich weis nicht was ich esse, aber es schmeckt delicat.

So wie das andre Geschlecht auf dem platten Lande dieses Vorgebirges nicht so galant, artig und manierlich erzogen wird, wie in der Stadt, so kann man es auch, ob zwar nicht heßlich, doch nur selten schön nennen. Sie kommen selten und fast gar nicht weiter als zu ihren nächsten Nachbarinnen. Manche sind wohl 20. Jahre alt, und haben weder die Stadt noch eine Kirche gesehen. Von dem Unterricht in der Religion habe ich schon das Nöthige bei dem städtischen Frauenzimmer gesagt, welches

 auf

auf dem platten Lande ebenfalls zu verstehen ist. Die Land-Jungfern, welche von keiner andern Lebensart Frauenzimmer-Manieren wissen, als die ihnen ihre Mütter beibringen, werden zwar auch zu weiblichen Geschäften, zur Küche und zum Nähepult, vorzüglich aber zu ländlichen Verrichtungen angehalten. Obgleich der Vater noch so wohlhabend ist, so müssen doch die sämtlichen Kinder zur Aerntezeit mit auf das Feld gehen und das Getraide helfen abschneiden; die kleinsten aber das abgeschnittene zum Garbebinden in kleine Haufen zusammentragen. Solte man es aber auch wohl glauben, daß auch bei dieser Arbeit unter den Kindern eine Ehrsucht vorwalte? kaum sind sie zwölf Jahre alt, so wollen sie keine Häuflein mehr machen, sondern gleich denen größten, die obgleich mühsamere Sichel in die Hand nehmen und das Getraide abschneiden. Den eigentlichen Charakter des Land-Frauenzimmers zu beschreiben, kann man nicht anders sagen, als daß sie zwar nicht gar höflich aber doch auch nicht grob seyn. Sie sind nicht durchgängig schön, aber auch nicht heßlich und haben eine lebhafte gesunde Farbe. Sie sind nicht sehr gesprächig, aber auch nicht Menschenscheu. Nicht frech, aber auch nicht blöde; sie sprechen mit ganz fremden unbekannten Leuten, die sie zum ersten male zu sehen bekommen, ganz dreiste, ungezwungen und sehen einem jeden frei und mit offener Stirne in die Augen; aber ihr Discours reicht nicht weiter als die Wirthschaftssachen. Verliebt sind sie ebenfalls, aber nicht buhlerisch. Unter vier Augen wird man schwerlich einen Kuß von ihnen



nen erbitten, aber in Gesellschaft und in Gegenwart mehrerer Leute sind sie nicht spröde: man kann alsdann ohne Mühe einige Küße von ihnen bekommen, doch sind sie nicht so freigebig damit wie in der Stadt, wo man bei jeder Gratulation drey Küße bekommt. Etwas zweideutige Reden nehmen sie auch nicht übel auf; sie beantworten sie entweder mit einer ernsthaften Miene nach der guten Seite, oder mit Stillschweigen und einem kleinen Lächeln. Herr Sparrmann schreibt, er habe an einem Orte ein gutes Gerichte gegessen von denen Testikuln, die denen gelegten Ochskälbern ausgeschnitten worden, und die Jungfern hätten, ohne roth zu werden, gleichfalls davon gegessen. Das will nichts sagen, wenn dergleichen Ausschneidungen vorgenommen werden, so sind die erwachsenen Töchter selbst bei der Hand, tragen Butter und Asche zum Verband zu, nehmen das Ausgeschnittene nach sich und tragen es in der Hand oder in einem Gefäß ins Haus. Verschiedene male habe ich gesehen, daß die Töchter die Lämmer bei den vier Beinen fest- und dem Vater vorgehalten haben, wenn dieser sie kastriret hat. Auch von diesen kleinen Testikuln der Lämmer wird ein wohlschmeckendes Essen zugerichtet, und da ich das erstere mal kein Belieben hatte davon zu speisen, wurde ich ausgezischt. Von solchen gewöhnlichen Geschäften wird bei dem Frauenzimmer nichts gemacht, und ich glaube nicht einmal, daß sie die mindesten Reizungen zum weitern Nachdenken dabei empfinden.

Es

Es hat durchgängig mehr Töchter und Jungfern auf dem Vorgebirge als Junggesellen. Wenn man zuweilen in einem Hause vier, fünf und mehrere Töchter gegen einen oder zwei Söhne antrift, und man die Töchter damit vexiret, daß so viel Jungfern und weniger Mannspersonen im Lande seyn; so sind sie bald mit der Antwort fertig: O! das hat nichts zu bedeuten, die Freier kommen aus dem Vaterlande (Europa) es wird deswegen keine Jungfer übrig bleiben, und wahrhaftig man findet selten eine alte Jungfer.

Die Land-Jungfern haben wenig Gelegenheit mit Mannspersonen unter vier Augen zu konversiren, daher hört man selten, ja recht sehr selten, daß sich eine Jungfer zu weit vergangen habe und geschwächt worden. In der Kap-Stadt wird es nicht so gar genau genommen; sie haben auch mehr Gelegenheit verführt zu werden. Doch hat man auch wohl Exempel, daß auf dem Lande eine weiße Jungfer ein schwarzes Kind auf die Welt gebracht hat: und an dem obbeschriebenen Salzfluß in dem Hause, wo neben der Passage durch diesen Fluß Wein verzapft wird, hatte eine ehemalige Wirthin einen ganz wohlgebildeten europäischen Mann, und brachte doch ein schwarzes Kind zur Welt; allein sie gestand es ihrem Manne und einem jeden zu, daß sie sich über einen sehr schwarzen Sklaven, der ihr unvermuthet entgegen gekommen, alterirt und sich an ihm versehen habe. Mater dicit, Pater credit &c.

Schlechte Zähne hat das Kapsche Frauenzimmer durchgängig, sowohl in der Stadt als auf dem

Lan-



Lande. Hierinnen gleichen sie dem holländischen Frauenzimmer, und man glaubt, daß es von dem vielen Zuckerkand, den sie beim Thee- und Koffee-Trinken in den Mund nehmen, herrühre. Nicht allein die Töchter der ärmern Landleute, sondern auch derjenigen, welche zu dieser vor uns habenden Klasse gehören, gehen von Jugend auf barfuß ohne Schuhe und Strümpfe. Außer für die Kinder der Freibürger in der Stadt dürfen die Kapschen Schuhmacher keine Kinder-Schuhe verfertigen. Wenn nun die Land-Jungfern endlich ein mal Schuh und Strümpfe an die Füße bekommen, welches, wo nicht bei Gelegenheit einer Hochzeit, der sie beiwohnen, dennoch alsdann geschiehet, wenn sie selbst Bräute sind, und mit ihrem Bräutigam vor die Kommißion der Ehestandssachen treten sollen; so ist es lustig anzusehen, wie hoch sie die Beine heben um nicht mit den Absätzen anzustoßen; denn es ist ihnen nicht anders, als ob sie auf Stelzen gingen. Sobald auch die Hochzeittage vorbei sind, so werden die Schuhe auf Seite gethan und nicht eher wieder hervor gesucht, als bis sie einmal nach der Stadt fahren, oder zu einer Hochzeit oder in die Kirche kommen. Die Mannspersonen hingegen, ob sie zwar auch, außer an solchen Ehrentagen keine Schuh anziehen; so tragen sie doch kleine Feldschuh von rohen Rindshäuten, und dabei bewickeln sie die Füße mit schönen bunten Schnupftüchern, und dünken sich nach ihrer Art sehr galant dabei zu seyn.

Die Sprache der Landleute ist eben so wenig reine holländische Mundart, als die teutschen Bauern

ein reines Teutsch sprechen. Die Mannspersonen nehmen das Maul dabei sehr voll, und das Frauen-Volk hat Redensarten angenommen, die zuweilen recht lächerlich sind. Zum Exempel: Man frägt etwan, ob sie keine Bibel haben, so erfolgt die Antwort: Onz heeft geen Bibel, zu teutsch: Uns has keine Bibel, welches so viel sagen will, wir haben keine Bibel. Wann man sie aber alsdann frägt: Wie viel Unzen gehen auf ein Pfund? so werden sie schamroth. Sie hören ungemein gerne hochteutsch sprechen und noch lieber singen. Sie verstehen auch einem Hochteutschen eher etwas als einem Niedersachsen, über deren platt-teutsche Sprache sie gemeiniglich lachen und es eine krumme Sprache nennen, die sie nicht verstehen können.

Ich habe das ländliche Frauenzimmer unter dieser zweiten Klasse der Bauern mitgenommen und beschrieben, weil es in ihrem Geschlechte den Mittelstand zwischen den Vornehmern und Geringern behauptet, und man nach diesem Verhältniß die andern beurtheilen kann. Die Töchter der Güther-Besitzer der ersten Klasse gehören zu dem städtischen Frauenzimmer, und die von der dritten Klasse kann man noch mehr zu den arbeitsamen, die aus der vierten Klasse aber zu den einfältigsten und ungesitteten rechnen, denn diese letztern wachsen mehr unter den Sklaven oder noch mehr unter denen Hottentotten und Hottentottinnen auf, und zeigen die wenigste Lebensart.

Die dritte Klasse der afrikanischen Bauern kann man mit Recht die arbeitsamen nennen. Von ih-

der-

derlichen Wirthen, versoffenen Leuten und von solchen, denen es in der Pflug- und Saatzeit zu kalt und zu naß, in der Aerntezeit aber zu warm und zu windig ist, daher alle Arbeit auf einige wenige Sklaven ankommen lassen, und eben dadurch ihr Einkommen verwahrlosen und schwächen, ist hier die Rede nicht. Rechtschaffene Wirthe lassen keine Stunde unbenutzt vorbeistreichen. Auch in der Jahreszeit zwischen der Aussaat und der Aernte, da der Landmann zuweilen müßige Tage haben könnte, wissen sie sich und ihrem Gesinde Geschäfte anzugeben, und wenn die Witterung so ungestüm wäre, daß man unter freyen Himmel nichts zu unternehmen vermöchte, so müssen die Sklaven wenigstens unterm Dache, in der Scheune oder in ihrem Wohn-Gebäude, aus alten Anker-Tauen, die sie aufdrehen und von dessen Seiler-Fäden, Seile und Stricke zusammendrehen, womit sie die Ochsen anbinden und die Pferde kniehalsen; das ist: wenn die Pferde ins Feld und auf die Weide getrieben werden, so wird ihnen um den Hals und um ein Bein ein Strick angelegt, damit sie nur auf drei Beinen laufen und sich also nicht weit entfernen und zerstreuen können. Durch die eben genannte Scheune aber muß man kein solches mit Bansen und Dreschflur versehenes Gebäude verstehen, wie man in Teutschland auf den Bauergüthern findet. Es sind nur solche Remisen oder Schoppen, die aus vier Wänden und einem Dache bestehen, in welchen die Bauern etwas Stroh zum einstreuen in den Dünger und darneben ihr Wagengeräthe aufbewahren, und wenn

es

es in der Regenzeit sehr kalt und naß ist, die Schaafe, damit sie im Trockenen seyn, eintreiben. Denn bei einer solchen unangenehmen Witterung lassen sie eher die Schaafe einen ganzen Tag in der Scheune stehen und Hunger leiden, als daß sie sie durchhin beregnen und von Kälte erstarren lassen, weil sie die Kälte nicht wohl vertragen können. Von dem Rindvieh will ich allhier nur beiläufig anführen, daß die hiesige Art auch bei der knappesten Weide kein Stroh sondern eher Sträucher und Buschwerk frißt.

Nun von dieser dritten Klasse des Bauernstandes das Nöthigste anzuführen, so sind diese guten Leute selbst Herr und Knecht. Man siehet sie beständig geschäftig. Zur Zeit des Säens sind sie selbst ihr Säemann. Bei der Aernte der Binder. Den Gartensaamen säen sie selbst auf behörigen Beeten aus, und beim Verpflanzen theilen sie die Reihen mit Linien ab. Die Frau und erwachsene Kinder oder auch Sklavinnen stechen die Pflanzen in den Erdboden. Die Weinstöcke beschneiden sie im Frühjahre mehrentheils selbst, oder führen die Sklaven an und unterrichten sie, wie sie solche beschneiden müssen; und nach der Aernte sind sie beim Ausdreschen des Getraides gegenwärtig, heben das ausgedroschene auf und messen es alsofort über. Den Wein lassen sie in ihrer Gegenwart treten, keltern und in die Fäßer thun. Die Fäßer werden in ihrem Beisein gewaschen, geschwefelt und mit kochendem Wasser nebst Blättern von Pfirschbäumen gebrühet. Das Schwefeln, Verpflegen, Abstechen und

mit

mit zerlassener Hausenblase klären, ist ihre eigene Arbeit. Wenn ein Rind geschlachtet wird, so ist der Bauer sein eigener Schlächter, und wenn ein dergleichen Stück Vieh umfällt, so entäußert er sich nicht solches abzudecken, zu zerlegen und einzusalzen. Vor der Aernte, als zu welcher Zeit keine dringende Arbeit vorkommt, lassen sie von den Sklaven einen Vorrath von Ziegeln streichen, und bei gelegener Zeit, wenn sie etwas Holz haben, brennen. Sie sind mehrentheils so geschickt einige Holzarbeit an Wagen, Pflügen, Zimmermanns- und Böttcher-Arbeit zu verfertigen. Hier heißt es: lerne was, so kannst du was, Noth bricht Eisen; man kann in diesem Lande nicht allzeit das Benöthigte bekommen. Ich habe Bauern gekennt, die ihre Wagen samt den Rädern bis auf die Naben selbst verfertigten; und auch diese würden sie gemacht haben, wenn sie die erforderlichen Bohrer dazu gehabt hätten. Wird eine Deichsel oder Leiterbaum gebrochen und nur nicht ganz kurz abgebrochen, so nimmt der Bauer ein Stück rohes Rindleder, weicht es in Wasser ein, und nähet es mit dergleichen Riemen recht feste um den Bruch. Wenn dieser lederne Band eintrocknet, so hält er eben so gut und zuweilen noch länger als ein eiserner Ring. Von alten unbrauchbaren Wagen heben sie das noch taugliche Eisenwerk besonders die Ringe sehr sorgfältig auf, und wissen sie an andern Wagen sehr wohl zu befestigen. Sehr wenige sind, die ihre Häuser nicht selbst erbauen und das Gesperre nebst dem Rietdache verfertigen. Freilich siehet man wohl, daß es kein Maurer- und Zimmer-

Meister gemacht hat; aber genug der Bauer nimmt vorlieb mit dem was er haben kann, und nicht was er gern haben wolte. Einen Pflug zu machen, ist ihnen etwas sehr leichtes, und wenn sie nicht selbst so geschickt wären das unentbehrlichste Böttchergefäß an Eimern, Gelten und dergleichen zu verfertigen, so wüßte ich nicht, wie sie solten zurechte kommen, denn außer einigen wenigen Böttchern, die in Diensten der Kompagnie stehen, hat es keine; weil kein anderes Böttcherholz zu haben ist als von alten großen Fäßern oder Leggern. Aus einem ganzen Legger, welches 6. Berliner oder 8. Breslauer Eimer hält, können nicht mehr als zwei einzelne halbe, oder höchstens zwei dortige ganze Eimerfäßer gemacht werden, und das kommt zu theuer. Altes Böttcher-Gefäß aber ist entweder mit eisernen Reiffen oder mit spanischen Rohr verbunden. Bei diesen durchgängig arbeitsamen Leuten sind die Stunden zu den Mahlzeiten nicht das ganze Jahr hindurch wie bei denen reichern festgesetzt. Die Tage sind in diesem Himmelsstrich im Sommer nicht so lang, und im Winter nicht so kurz wie unter Teutschlands Polhöhe. Daher stehet der Landmann mit seinen Leuten alle Morgen mit dem Tage, das heißt im Sommer um halb fünfe und im Winter um sechs Uhr auf, und legt sich nach gehaltener Abendmahlzeit im Sommer um 9. im Winter aber um 8. Uhr schlafen: es sey denn, daß der Bauer und seine Frau nebst ihren Kindern, Informator, oder anderen Freunde auch wohl einem erwachsenen Sohne oder Tochter, Winterszeit wegen ohnedem langen Nächten noch etwas

was aufbleiben und einen kleinen Zeitvertreib mit der Karte machen wolten. Diese Landleute nun leben keinesweges schlecht. Essen ist bei ihnen vollauf zu finden, und an Wein leiden sie selten einigen Mangel, es sey denn kurz vor der Weinlese, wenn sie vorher etwas tiefer in das Faß gesehen haben, als sie die Rechnung gemacht. Delikatessen aber darf man bei ihnen nicht erwarten. Außerdem aber sind ihre Speisen nicht zu verachten. Junge Hühner, Endten, Gänse und fette Schöpskeulen sind ihre gewöhnliche Braten. Frisches, gepöckeltes, geräuchertes und getrocknetes Rind- Schöps- und Schweinfleisch die täglichen Speisen. An Zukost, Gemüß und Gartengewächs ist kein Mangel. Eyer haben sie zu verschiedenen Eyergerichten in Menge, ja oft in Ueberfluß, aber Milchspeisen wenig, wovon die Ursache im eilften Kapitel von der Viehzucht wird angezeigt werden.

Was ich kurz zuvor von der verschiedenen Zeit zu den Mahlzeiten gesagt habe, will ich deutlicher erklären. Man rechnet gemeiniglich den Winter oder die Regenzeit von der Mitte des Aprils bis im August, jedoch eben nicht de dato in datum, denn zuweilen stellt sich der Regen früher zuweilen später ein. Sobald also die Regenzeit eingetreten, der Acker erweicht ist, und das Pflügen seinen Anfang nimmt, so hebt der Landmann an seine Feldarbeit täglich in zwei Schuffte oder Gespanne zu vertheilen; nehmlich: von des Morgens sobald es Tag ist bis gegen 10. Uhr, und Mittags von 12. bis um 4. oder 5. Uhr. Hiernach theilet er auch seine Mahl-

 zeiten



zeiten ein. Die Sklaven bekommen, bevor sie auf den Acker ziehen, ein Glas Brandtwein und eine kleine Schnitte Brodt dazu, der Bauer aber trinkt mit seinen Leuten Koffee, und wer Belieben hat, kann auch eine Butterschnitte dazu essen, oder bis es ihm gefällig ist, damit warten. Um 10. Uhr kommen die Sklaven vom Felde, und haben das ausgespannte Vieh bereits bis zum Hirten vorgetrieben. Nun wird die Mittagsmahlzeit sowohl von der Herrschaft als dem Gesinde gehalten. Nach der Mahlzeit gegen 12. Uhr treibt der Hirte das Rindvieh der Wohnung näher an, und die Sklaven fangen andere frische Ochsen ein, führen sie bis dahin, wo die Pflüge stehen und spannen sie ein. Um 2. Uhr ist die Stunde des Theetrinkens, und weil der Tag nicht sehr lang ist, so pflegt man solchen lieber aus Spülnäpfen als aus einzelnen Theeschaalen langweilig zu trinken. Sind die Sklaven auf dem Acker mit ihrer Arbeit fertig, so spannen sie die Ochsen aus, und jagen sie noch eine Stunde oder etwas länger auf die Weide. In der sechsten Stunde oder wenn es stark regnet noch etwas eher, kommen die Hirten mit dem Rindvieh, Pferden, Schaafen und Schweinen nach Hause. Jedes wird in seinen besondern Kraal, die Reitpferde aber in einen Stall getrieben: leztere aber bekommen deswegen zu Hause kein Futter, es sey denn, daß man des folgenden Morgens ausreiten wolle. Wenn das Vieh eingetrieben ist, so wird die Abendmahlzeit gehalten, und nach dieser kann ein jeder, wer will, schlafen gehen. Nur die Haussklavinn muß so lange, bis

sich

sich die Frau vom Hause niedergelegt hat, bei der Hand bleiben; denn diese pflegt, wie bereits gesagt worden, bei denen längern Nächten noch wohl etwas länger aufzubleiben und sich etwas zu thun zu machen. Vom Spinnen aber weis man in diesem Lande nichts; man hat weder Flachs noch Baumwolle, und die Weberei ist unbekannt.

Sobald zu Ende August oder Anfangs Septembers die Witterung sich ändert und der Frühling eintritt, so ändern auch diese Bauern ihre Wirthschaft, und mit dieser ihre Mahlzeiten. Man stehet mit dem Tage auf, aber der Koffee wird bei den mehresten eingestellt. Man bleibt nüchtern bis um 8. Uhr. Alsdann wird der Tisch ordentlich gedeckt, und sowohl die Herrschaft als das Gesinde frühstücken mit warmen Fleischspeisen: es sey denn um die Zeit der Weinlese, da der Bauer mit seiner Familie, statt der warmen Speisen, lieber eine Butterschnitte und die auserlesensten Weintrauben dazu verspeiset. Ein Frühstück, welches mir selbst in diesem Lande ausserordentlich wohl gefallen hat. Nach verzehrten Frühstück folgt der Theekeßel, und für die Mannspersonen eine Pfeiffe Toback dabei. Alsdenn gehet ein jeder an seine Geschäfte. Um 12. Uhr wird zu Mittage gespeist; nach der Mahlzeit legt sich der Wirth wohl ein wenig nieder und hält eine kleine Mittagsruhe bis gegen 3. Uhr, da der Thee wieder in Bereitschaft stehet. Längstens um 7. Uhr Abends treiben die Hirten das Vieh ein, und wenn dieses besorgt ist, so wird zu Abend gespeiset, und nachher begiebt sich ein jeder, der nicht länger auf-

 blei-

bleiben will, zur Ruhe. Wenn bei diesen Wirthen die Haushaltung einmal in Ordnung gebracht ist, so gehet alles in seiner Ordnung fort wie ein Uhrwerk. Das Gesinde weis mehrentheils täglich selbst, was es zu thun hat, und man kann sagen, daß der Sklave auch in seiner Sklaverei vergnügt lebt. Man wird dieses auch, besonders bei guter Witterung und des Abends bei Mondenschein deutlich gewahr. Obgleich der Sklave des Tages Last und Hitze ziemlich empfunden hat, so ist er alsdenn doch vergnügt, er singt, er spielt auf seine Ravekinge, und tanzt einmal. Winterszeit aber setzen sie sich des Abends mit einer Pfeiffe Toback um ein Feuer, und erzehlen sich in portugiesischer Sprache, (lingua franca) Geschichte ihres Landes. Vernünftige Sklaven begehren nichts weiter als Kost, Kleidung und Toback; vernünftige Herren entziehen keines derselben, erwegen selbst das schwere Joch der Sklaverei, und begegnen ihnen nicht mit Unvernunft und Prügeln. Sündiget der Sklave aus Bosheit; so wird er für die Bosheit gezüchtiget, er erträgt die wohlverdiente Strafe weit lieber als lang anhaltende Schmähworte. Eine gewisse Nation unter ihnen, die man Buchinesen oder Buckinesen nennt, sie werden aus Asien vom festen Lande unweit den südwester Inseln hergebracht, bedankt sich noch wohl für wohlverdiente Schläge; aber wenn sie unschuldig leiden müssen, werden sie sehr aufgebracht und gelegentlich rachgierig. Von Weibsleuten lassen sie sich nicht übel begegnen und noch weniger schlagen: sie würden ihr Leben wagen und sich zur Wehre setzen.

hen. Daher ist auch diese Nation auf das Vorgebirge zu bringen untersagt. Allein diejenigen Schiffsoffiziers, die solche mitbringen, machen ihr Vaterland nicht bekannt, und wer kennt sie? Nach geendigter Saatzeit, während der Aernte, wenn die Sklaven des Sonntags arbeiten müssen, nach der Weinlese und bei andern außerordentlichen Arbeits-Tagen bekommen sie von gutdenkenden Herren etwas Wein, und dieser zieht sofort alle Müdigkeit aus den Gliedern. Vernünftige Bauern erlauben ihnen auch ein klein Stück Land umzugraben und mit Erbsen oder Bohnen zu besäen, die Früchte davon aber zu verkaufen. Für das daraus gelösete Geld schaffen sie sich Galanterien, schöne bunte Schnupftücher um den Kopf zu binden; Pufferches, das sind kleine Stücke Taffent, die sie unten an die Beinkleider, wo der Schlitz offen ist, annähen, und dergleichen. Man mag von der Ruchlosigkeit der Sklaven erzehlen, was man will; so hat es doch Leute unter ihnen, die, wenn sie vernünftig behandelt werden, sich auch vernünftig betragen, und wenn sie daneben keinen Mangel leiden dürfen, ihrem Brodherrn so getreu und zugethan seyn, daß sie im Fall der Noth das Leben für ihn lassen würden; wovon ich viele Beispiele anführen könnte: und wenn mancher Geschichtschreiber von der erstaunlichen Bosheit der Sklaven viel Aufhebens macht, so möchte er daneben auch die unchristliche, ja öfters unmenschliche Begegnungen ihrer Brodherren erzehlen. Ich habe oben ein Exempel aus Hottentotts-Holland von dem Bauer M. Otto erzehlt; wem wird nicht ein

 Schau-



Schauer über ein solches unmenschliches Verfahren überlaufen? Ich habe Sklaven gekannt, die frei heraus sagten: daß, wenn sie auch frei werden und wieder in ihr Vaterland kommen könnten, sie solches nicht begehrten; weil sie es daselbst niemals so gut gehabt noch haben könnten, wie bei ihrer Herrschaft. Niemals entsinne ich mich gehört zu haben, daß ein Sklave einem Herrn entlaufen sey, der seinem Gesinde vernünftig begegnet. Mich däucht, es ist der Autor der Voyage a Isle de France et Bourbon, der denen Sklaven auf dem Vorgebirge ein besseres Betragen, und wie sie verhalten werden, ertheilt, als verschiedene andere Schriftsteller. M. de la Caille aber meldet gar nichts davon.

Meiner obigen Eintheilung nach, rechne ich zur vierten Klasse der afrikanischen Landleute diejenigen, welche eher Viehhirten als Bauern genennt zu werden verdienen. Unter diesen giebt es ebenfalls reiche und arme; aber die erstern müssen bei allem ihren Ueberfluß von Vieh sowohl als die armen, sehr armselig leben, und sich bei Ermangelung alles dessen, was zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens dienet, sehr schlecht behelfen. Sie machen mit einem Geizigen einen wunderbaren Kontrast. Der Geizige besitzt einen Ueberfluß, und getraut sich nicht etwas davon zu genießen, er gleichet nur dem Schloße, das vor seinem Geldkasten hängt: diese Leute aber, welche einen Ueberfluß an Vieh haben, würden gerne einen Theil davon abgeben, wenn sie nur andre nothwendige und zur Bequemlichkeit dienende Sachen bekommen könnten. Wir wollen

von

von diesen Viehhirten eine nähere Abschilderung geben.

Wenn ein wohlhabender Bauer, der mit Recht unter vorige Klasse gerechnet werden kann, mehrere Söhne hat; so kann doch nur einer dessen Guth ererben, und dies fällt regulariter auf den ältesten; die übrigen müssen ihr Glück weiter suchen. Sind sie nun nicht so glücklich, sich durch eine Heirath einer Wittwe oder ältesten Tochter, die keinen Bruder hat, in ein anderes Guth zu setzen, (verstehe, wenn der Vater keine Mittel hat ihnen ein Guth zu kaufen, und wenigstens den ersten Termin darauf zu bezahlen;) so müssen sie einen andern Ort zu ihrem Etablissement aufsuchen. Einige, wenn sie Gelegenheit dazu finden, vermiethen sich zu andern Bauern als Knechte, besonders auf solche Güther, auf welchen der Eigenthümer nicht selbst wohnet, und nur seine Viehzucht hat. Hieselbst werden sie aber nicht als Knechte sondern vielmehr als Compagnons angesehen, bekommen auch keinen Lohn, sondern nur die Kost, mögen aber ihr eigenes Vieh neben des Eigenthümers Vieh halten, und den Nutzen davon ziehen. Jedes Stück Vieh wird alsdann besonders gezeichnet, und weil der Knecht außerdem, was etwan umfällt, nichts von seinem eigenen Vieh schlachtet, sondern bloß die Schöpse und von den Kühen die Butter verkauft, und das daraus gelösete Geld für sich behält; so kann er in wenig Jahren eine große Heerde zusammen bringen. Dahero sind solche Wirthschafter auch mehrentheils verheirathet, und treiben gleichsam mit dem Eigenthümer des Gu-

Guthes gemeinschaftliche Wirthschaft, bis sie endlich Gelegenheit und Vermögen haben ein eigenes Guth anzukaufen; oder wegen der Menge ihres Viehes eine andre Gegend im Lande aufzusuchen, wo sie sich niederlassen und eine eigene Nahrung anfangen können. Diese sind sodenn schon ziemlich wohlhabende Viehhirten in ihrer Art. Diejenigen Söhne aber, die dergleichen Gelegenheit zu ihrem Unterkommen nicht finden, und dennoch gerne heirathen und eigene Wirthschaft anfangen wollten; sind bald genöthiget im Lande herum zu reisen, sich eine anständige Gegend aufzusuchen, und wo möglich, sich neben einem Hottentotts-Kraal niederzulassen, und sich eine Wohnung, die aber wenigstens Anfangs eine grosse Hütte genennt werden mag, zu erbauen. Haben sie ein dergleichen zur Viehzucht dienliches Land aufgefunden, so ist für allen andern Dingen ein Weib das erste und nöthigste Stück Hausrath. Haben sie in ihrer Nachbarschaft noch keine Geliebte, so reisen sie auf avanture herum, die Töchter des Landes zu sehen und sich eine davon auszuwählen. Es fehlet zwar niemals an Frauensleuten, aber eine jede hat doch eben nicht Belieben sich mit einem Manne in die entferntesten Einöden zu begeben. Demohngeachtet hat es doch keine Schwierigkeit eine Tochter aufzutreiben, die Vater und Mutter verläßt und ihrem Manne anhänget; allein das Heirathsgut, so der Mann mit ihr bekommt, bestehet alsdenn auch gemeiniglich nur in einigen Stücken Vieh, Kühen oder Schaafen. Viel Kleidungsstücke bedarf das afrikanische Land-Frauenzimmer nicht;

sel-



selten hat eine Frau oder Jungfer mehr als ein lan- ges Leibkleid für des Sonntags, und da dieses von ostindischen Citis ist, so kostet es wenig mehr als 4. oder 5. Rthlr. Bette sind rar, und an andern Hausrath ist nicht sehr zu gedenken. Ich habe Töch- ter von solchen Bauern, wie ich sie in der dritten Klasse beschrieben habe, nach der Hochzeit mit ihren Männern abreisen sehen, für deren ganze Haabselig- keit mit dem, was sie um und an sich hatten, ich nicht gerne 15. Rthlr. gegeben hätte, welche aber dennoch nach des Vaters Tode wohl ein paar tausend Gulden erbten. Hat es nun mit der Heirath seine Richtigkeit, und sind dergleichen Eheleute, von wel- chen hier die Rede ist, beisammen; so thut des Man- nes Vater zu des Sohnes Etablissement wohl das Beste. Ein Wagen und ein Gespann Ochsen von 6, 8, oder 10. Stück, je nachdem es der Vater ver- mag, ist das Vorzüglichste. Kühe giebt des Sohnes Vater nicht gerne mit, er zuckt dabei die Achseln, und spricht: diese muß die Frau mitbringen; einen jungen Stier aber läßt er noch eher verabfolgen. Ein Hundert Schaafe und ein paar Schaafböcke da- zu, ist dabei schon eine vortrefliche Mitgabe und ein Kapital, das sich in diesem Lande besonders verinter- essiret. Ein Reitpferd und ein paar Stutten hat der Sohn bereits als eigenthümlich erzogen: denn be- vor wir weiter gehen, muß ich anzeigen, daß die ländlichen Einwohner die löbliche Gewohnheit ha- ben, ihren Kindern, sobald sie gebohren seyn, ein Stück Vieh, nehmlich den Söhnen ein Mutterpferd, und den Töchtern eine Kuh zuzueignen. Diese

wer-

werden gemeiniglich mit dem Taufnamen der Kinder, denen sie gewidmet sind, benennet, und alles, was davon erzeuget wird, besonders das weibliche wird sorgfältig geschonet und den Kindern zugeeignet, so daß die Töchter, wenn sie glücklich bei der Viehzucht seyn, und ihre Kühe mehr Küh- als Ochskälber werfen, bei ihrer künftigen Verheirathung eine ziemliche Anzahl Vieh mitnehmen. Die Ochskälber werden aber nicht so geschonet, sondern zum Zugvieh genommen und dermaleins geschlachtet, oder auch einige den Söhnen zugetheilet. Hat nun ein Sohn obgedachtermaßen den Aussatz von seinem Vater bekommen, so hat er, so lange dieser noch lebet, nichts weiter zu fordern, und muß erwarten, was ihm künftig nach des Vaters Tode zufallen dürfte.

Entweder der Vater der gedachten jungen Frau, oder einer ihrer erwachsenen Brüder giebt ihr mit einem Wagen, worauf der beiden jungen Eheleute Geräthe geladen wird, bis an den Ort ihrer künftigen Herberge das Geleite. Mit gesammter Hand werden in der Geschwindigkeit 4. leimene Wände aufgeführet, ein paar Lichtfenster darinnen gelassen, einige Balken queer übergelegt, ein Gesperr aufgesetzt und mit Riet, Schilf oder Strauchwerk gedeckt, auch ein Schorstein von Leimen in die Höhe geführet. Fertig ist sodann das Wohnhaus nebst der Küche, dem Keller, dem Boden und allen Behältnißen, auch wohl dem Aufenthalt einiger Hottentotten, welche das junge Ehepaar zu Viehhirten anwirbt; denn alles dieses ist vors erste in 4. Wänden eingeschlossen, bis mit der Zeit noch eine Kammer

oder



oder mehrere angebauet werden können. Wenn hierauf noch 2. oder 3. Plätze für das Rindvieh, Schaafe und Pferde eingezäunet oder mit leimern Wänden umgeben sind, so stehet das ganze Hofgeräthe fix und fertig da. Wenn nun die Aeltern, wie gewöhnlich und auch nothwendig ist, einiges Getraide, gedörrtes und geräuchertes Fleisch, Erbsen, Bohnen; ein paar eiserne Kessel zum kochen, ein Butterfaß, ein paar Eimer zum Wasser holen und mehrere andre Kleinigkeiten mitgeben; der junge Mann aber sein Gewehr, Pulver und Blei, Toback, Axt, Beil, Säge, Bohrer, Meißel und dergleichen Handwerkszeug; die junge Frau aber Thee, Koffee, Zuckerkand, Seife und etliche Porzellän- oder andre Schüßeln, Teller, Theeschaalen und hundert andre Kleinigkeiten mitnehmen; so kann man wohl begreifen, daß Bettstellen, Tische, Stühle und Schränke auf denen zwei Wagen keinen Platz haben, sondern zurück bleiben müssen. Zu dem Tisch werden 4. Pfähle in den Fußboden geschlagen, und ein Brett drauf genagelt. Der Kasten, worinnen alle Kleinigkeiten gepackt seyn und gemeiniglich ein solcher ist, wie die Soldaten und Matrosen von der Kompagnie bekommen, dienet statt eines Kanapees zum Gesäß, und die Bettstelle muß auf dem Fußboden so lange ausgesetzt bleiben, bis man einiges Großwild erlegt, und dessen Felle über ein paar Stangen auf einige eingeschlagene Pfähle mit Nägeln oder Riemen befestigen kann. Ein Soldat, der in Campagne unter einem Gezelte wohnet, ist nicht so übel dran, als ein solches junges Ehepaar, welches in solchen entfernten

nen Wildnißen von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, sich etabliret. Denn jener kann doch für sein Geld dasjenige, was ihm abgehet, bekommen; diese aber, wenn sie auch alle Taschen voll Geld hätten, bekommen keinen blechern Löffel, wenn sie keinen mitgenommen haben. Und nun denke man weiter nach: wenn eine solche Frau mit der Zeit soll darnieder kommen, und keine andre Hülfe hat, als etwan eine alte Hottentottin, die sich einander nicht verstehen. —

Ist das mitgenommene Getraide zum Theil verzehret, oder zum Theil glücklicher Weise auf Hoffnung ausgesäet, nun, so muß das magre gedörrte Fleisch zum fetten und dieses zu jenen gespeiset werden; und wenn der Mann nur noch auf der Jagd glücklich ist, Büffel, Elend, Hirsche, Gazellen und andre dergleichen Thiere erlegt, so kann deren Fleisch bald eingesalzen, und wo nicht geräuchert, doch gedörret und gespeiset werden; folglich ist für den Hunger noch allezeit gesorget. Aber a propos! die junge Frau hat ja außer ein Butterfaß und ein paar Wassereimer kein Böttchergefäß weiter mit bekommen, wie kann sie denn das Fleisch einsalzen? O! dafür hat unser Herr Gott gesorget und dem Vieh ein Fell gegeben, auf welchem das zerlegte Fleisch gelegt, eingesalzen und mit den Zipfeln der Haut zugedeckt, nachmals aber an der Luft aufgehangen und getrocknet wird. Das also getrocknete Fleisch hat die Eigenschaft an sich, daß, wenn es nachmals gekocht und in Stücken geschnitten wird, sich auf jedem Schnitt eine Farbenspielung zeiget, die dem Halse der Erpel oder der

derjenigen Tauben ähnlich ist, deren Hals eine grüne, blaue mit Gold vermischte Schattirung darstellt. Anfangs kommt es einem Fremdling etwas eckelhaft vor; wenn man es aber gewohnt ist, und weis, daß es von dem Messer, mit dem es geschnitten wird und von dem scharfen Salze herkommt, so achtet man nicht mehr drauf.

Wie aber, wenn das einzige Labsal, der Thee, Koffee, Zuckerkand und der Toback aufgezehrt ist, wo dann mehr herzunehmen? Ja gewiß, alsdann siehet es schlecht aus, und ist kein anderes Mittel übrig, als daß der Wagen muß angespannt, einiges Vieh, besonders fette Schöpse vor den Wagen hergetrieben, und nebst der vorräthigen Butter unter Weges an einen Viehkäufer (deren beständig für die Fleisch-Lieferanten einige im Lande herumreisen) verkauft, oder zum Verkauf an die Aeltern, die man bei solcher Gelegenheit besucht, übergeben werden: welche sodann das Geld vorzuschüßen, oder auf andere Art, zum Behuf dessen, was in die Stadt verkauft werden muß, Rath zu schaffen wissen. Das sonderbarste dabei ist, daß bei einer solchen Reise, die von manchem Viehplatz mehr als hundert Meilen beträgt, die Frau nicht alleine zu Hause bleibet; sondern weil sie sich einen Ueberfall von den Kaffern, Buschmännern auch wohl andern herumschwärmenden Hottentotten oder verlaufenen Sklaven befürchten muß, jedesmal mitreiset, auch ihre Kinder, wenn sie welche hat, mitnimmt. Da bleibt nun Haus und Hof, Vieh, und alles was der Mensch hat, unter Gottes Hand stehen, und Niemand weis, wenn die Eigenthü-



thümer wieder zu Lande kommen, ob das Vieh nicht weggetrieben, die Wohnung angezündet oder andre Bosheit ausgeübt worden. Elende Lebensart! und gewiß, wenn die Hottentotten nicht von Natur so ehrliche, treue und gutartige Menschen wären, so könnte kein Europäer oder Afrikaner in diesen Gegenden wohnen. Gesetzt aber, daß Gottes Segen bei der Vermehrung des Viehes deutlich abzunehmen, ein Ueberfluß von Getraide eingeärntet wird, und alles nach Wunsche vonstatten gehet; wer von meinen Lesern würde sich wohl wünschen ein solches Hirtenleben in der Absonderung von aller menschlichen Gesellschaft zu führen? — Zanksüchtige und mißvergnügte Leute, welche gemeiniglich die ersten seyn, die den Frieden, die Eintracht und Zufriedenheit herausstreichen, möchten wohl darauf antworten: diese Menschen lebten dennoch in Friede und Einigkeit vergnügt, und hätten mit ihren Nachbaren weder Streit noch Zank. Ja, vielleicht! aber wer weis allzeit, wie vergnügt und zufrieden die Eheleute selbst mit- und bei einander leben? Wenn dem Manne dieses, der Frau jenes gebricht — der eine den Kopf auf den rechten, der andre auf den linken Arm stützet — einer in diesem der andre in jenem Winkel sitzt und schmullt — heute der Löwe ein Stück Hornvieh wegträgt — ein andersmal der Tyger oder Tygerwolf unter die Schaafe springt, eines oder ein paar davon schlachtet, die andern aber in einen Winkel auf und über einander springen, und zehnmal mehr erstickt als zerrissen werden: sollte der Himmel dabei wohl immer heiter und der

Mensch

Mensch lustig und vergnügt seyn? — Ich kann mir wenigstens keine vergnügte Idee von dergleichen Lebensart machen: denn auch sowohl der Abt de la Caille als der Herr Professor Allemand haben vollkommen Recht, wenn sie schreiben, daß diese Viehhirten nicht viel besser als die Hottentotten leben. Ich will einige rechtschaffene Männer ausnehmen, die entweder geborne Europäer oder wenigstens Kinder eines europäischen Vaters sind; ich will auch einräumen, daß diese auf vorbeschriebene Weise in den entlegensten Gegenden Viehzucht treiben, und es durch ihr Vermögen, Fleiß und Geschicklichkeit so weit gebracht haben, daß sie alle nothdürftige Bequemlichkeit, und wie man zu sagen pflegt, alles haben, was ihr Herz wünschet; so sind doch diejenige afrikanische Eingeborne, die sich heutiges Tages zu dergleichen Lebensart bequemen, nur Kinder von solchen Vätern, die selbst schon Abkömmlinge von europäischen Aeltern waren, und diese sind des sorglosen Lebens, der Gleichgültigkeit, der faulen Tage und des Umganges mit Sklaven und Hottentotten schon so gewohnt, daß zwischen ihnen und diesen nicht viel Unterscheid zu machen übrig ist. Ist nun das liebe Weibchen ebenfalls unter Sklavinnen und Hottentottinnen erzogen, so kann man sich leicht vorstellen, was ihre Kinder dermaleins vor eine Race von Menschen abgeben werden? und ob sie nicht mit der Zeit vergeßen werden, daß ein Gott sey, der sie geschaffen hat? Herr Sparrmann hat selbst schon angemerkt, daß sich dergleichen Männer, welche doch ganz erträgliche Weiber hatten, mit denen Hot-



tentottinnen abgegeben, und Kinder gezeugt haben, die dem Vater ähnlicher als der Mutter gewesen. Dazu muß ein besonderer Appetit gehören! Ich weis nicht, wenn ich auch gleich noch jetzo Gelegenheit dazu hätte; ob ich so viel Herzhaftigkeit besäße, dasjenige zu besehen und zu untersuchen, was Kolbe und aus ihm mehrere von der Hottentottinnen natürlichen Decken schreiben? welches sich doch nach Herr Sparrmanns Versicherung nicht also befindet. Von denen Gewohnheiten der afrikanischen Landleute, bei ihren Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnißen kann man nicht viel Besonders erzehlen. Bei den Hochzeiten erwählen sich zwar die Brautleute ebenfalls einen Brautdiener und eine Brautjungfer, und binden auch eine grüne Krone, aber sie wenden nicht soviel Unkosten drauf, wenden auch keinen besondern Tag zum Aufputzen drauf, sondern die Krone wird bei Ermangelung der Myrrtis und Lorbeerblätter nur von wildwachsenden Immergrün oder andern grünen Sträuchern zusammengebunden und mit Siebenjahres-Blumen bestochen. Dieses ist ein besonderes Gewächs, und trägt auf einem rauchen Stängel eine weiße Blume wie eine ganz kleine schneeweiße Tulpe; ihre Blätter aber sind hornartig, zwar sehr dünne aber steifer als Pergament, und erhalten sich Jahr und Tag, aber doch nicht wie ihr Name besagt, sieben Jahre. Das Namens-Wappen, welches in die Krone gehangen wird, kostet auch kein Geld, sondern wird nur von weißen Pappier ausgeschnitten. Aber Stroyßel von klein geschnittenem Rauschgolde und vergoldetem Pappier muß nothwen-

wendig gemacht, und beim Aus- und Eingange des Brautpaares vorgestreuet werden; denn wie solte sonst können angedeutet werden, daß ihnen der Segen überall solte vorgehen und nachfolgen? Die mehresten Unkösten, die der Brautdiener oder Strohjunker bei einer ländlichen Hochzeit zu verwenden hat, bestehen in einigen bunten Bändern. Denn weil das Brautpaar nebst seinen zwei Ehren-Personen jederzeit auf einem sechsspännigen halbgedeckten Ochsenwagen in die Kirche und zur Trauung fahren; so müssen der Ochsentreiber und der Führer jeder ein buntes Band um den Hut und um den linken Arm, wie auch an des Treibers Peitsche haben. Welcher Strohjunker recht galant seyn und seine Generosität recht will sehen lassen, der giebt auch zu jeden Ochsen ein Stück Band, um solches an die Hörner zu binden.

Daß bei einem solchen Ehrengelag ein Ochse, ein Schwein, ein paar fette Schöpse und eine Menge Hühner, Endten und dergleichen geschlachtet werden müssen, verstehet sich von selbst; denn wie könten sich bei einer außerordentlichen Festivität die Hochzeitgäste außerordentlich satt fressen, wenn nicht ein Ueberfluß von Speisen bis zum Eckel vorhanden wäre? und wie könte man, wenn zumal keine ordentliche Musikanten vorhanden sind, nach einer elenden Musik Lust zum Tanzen bekommen, wenn nicht mehr Wein vorhanden wäre als ausgetrunken werden kann?

Nicht so wie das Frauenzimmer in der Stadt auf ihrem Schooß, sondern ordentlich an der Hoch-

zeittafel speiset das ländliche Frauenzimmer, und man hat daher mehr Vergnügen dabei mit ihnen zu sprechen und zu scherzen.

In Ansehung der Hochzeit-Musik hat es auch seine Ausnahme; denn wohlhabende Bauern, und die nicht gar zu weit von der Stadt abgelegen wohnen, bitten sich beim Herrn Gouverneur die Garnison-Hautboisten aus, und sodenn gehet alles ordentlicher, manierlicher und Stadtmäßiger dabei zu. Denn von diesen Musikanten tanzen einige zuweilen mit, und führen besonders die englischen Contratänze an; wenn sonst Niemand vorhanden ist, der sie recht versteht. Die Hochzeittage währen so lange als die Musikanten Erlaubniß haben auszubleiben, gemeiniglich zwei Tage. Die Nachhochzeit hat kein Gesetz, und währet so lange, als der Bräutigam von seinem Guthe sich abhalten kann; denn ich hätte schon vorhersagen sollen, daß alle Hochzeiten bei der Braut Aeltern oder wenigstens da gehalten werden, wo sich die Braut befindet. Alsdann aber, wann die Hochzeittage zu Ende seyn, nimmt der junge Ehemann seine neue Gehülfin auf den Wagen, und fähret davon, ohne daß die Ochsen Ursache hätten sich über die schwere Ladung der Mit- und Morgengabe außerordentlich abzumatten; denn, wenn der Braut Aeltern noch am Leben sind, so bekommt sie außer ihrer wenigen Kleidung und Wäsche an Mobilien nichts, ja auch nicht einmal ein Bette mit; der Mann muß schon alles in Bereitschaft haben. Das Vieh aber, so der Frau gehöret, wird voraus oder nachgetrieben. Kommt die Frau mit der Zeit in das

Kind-

Kindbette, so wartet man mit der Taufe bis die Frau aus den Sechswochen kommt, giebt auch wohl nach Entlegenheit des Orts von der Kirche, ein paar Wochen, ein paar Monate oder ein paar Jahre zu; fährt alsdann nach der Kirche, läßt das Kind taufen, der Vater ist der Pathe, und die Mutter trägt das Kind zum Taufbecken. Stirbt ein Kind, sterben junge oder bejahrte Leute, ja sogar, wenn ein Sklave oder Sklavinn stirbt, so müssen erstere bei dem Parocho, leztre aber bei dem Landdrost gemeldet werden. Die Verstorbenen, welche nicht zuweit von der Kirche gewohnt haben, werden auf einem Ochsenwagen, entweder nach der Stadt oder nach Stellenbusch, Drackenstein oder Schwellendam gebracht, und daselbst — die entferntern aber auf ihren Wohnplatz begraben. Die Gräber aber müssen so tief gemacht und mit großen Steinen belegt werden, damit die Hyäne, eine große Liebhaberinn von Menschenfleisch, die Leiche nicht etwan herauskratze und noch einmal in ihren Bauch begrabe. Die Leichen-Ceremonien und der Leichen-Condukt sind auf dem platten Lande so wenig Mode als die ganze und halbe Trauer. Nur die Wohlhabensten und diejenigen, die zunächst an den Kirchen wohnen, bekleiden sich wohl, wenn sie zur Kirche fahren, mit einigen Trauerkleidern.

Von der Conversation der Landleute unter sich, kann man auch nicht viel sagen. Zugaste bitten sie sich einander so wenig wie die Bürger in der Stadt. Sie kommen auch nicht gar öfters, und selten anders, als wenn sie etwas mit einander zu sprechen haben, zusammen. Alsdenn rauchen sie ein paar Pfeiffen

Toback mit einander, und trinken ein paar Schaalen Thee, oder auch wohl ein Glas Wein oder Brandtwein, je nachdem es die Zeit mit sich bringt. Die nachbarlichen Söhne und Töchter gehen noch eher zusammen, und besonders die Mädchens laufen des Sonntags gerne mit einander aus, um nach der Jahreszeit Auntjes, Krukimekrantges, Anis- oder Fenchel-Wurzeln, oder andre dergleichen wildwachsende Wurzeln zu suchen und mit einem spitzigen Eisen auszugraben. Dergleichen Gewächse werden zuvor gekocht und alsdenn verzehret, sie dienen ihnen anstatt der Erd- Heydel- und Himpelbeeren, welche wohl in Europa aber nicht in Afrika wachsen.

Man kann leicht erachten, was die afrikanischen jungen Bauersöhne, die nichts gelernt, nichts gesehen und nichts erfahren haben, als was sie in ihrer Väter Hause vom Ackerbau, Viehzucht und der Jagd begreifen, vor Gespräche unter sich halten. Ein europäischer Großknecht zeigt mehr Verstand, und spricht weit vernünftiger, als solche menschliche Kälber; deren ihre gewöhnliche bon-mots nur Grobheiten, und ihr Scherz und Kurzweil Thorheiten seyn, die man ohne Abscheu nicht anhören kann. Nur ein einziges Exempel ihrer treibenden Possen anzuführen, erinnere ich mich einer Begebenheit, die zwar lächerlich ist, aber einem aus ihrer Gesellschaft beinahe das Leben gekostet hätte. Eine Gesellschaft solcher ungezogenen Bursche hatte einen unter ihnen, der jedesmal der Dupe seyn mußte. Diesem machten die übrigen weiß, daß sie ihm das Fliegen in der Luft lehren wollten. Er war einfältig genug ihnen

Glau-



Glauben zu geben, und ließ sich zu dem Ende an jeden Arm und an jeden Fuß einen großen Adlers-Flügel anbinden, worauf er auf das Dach des Hauses steigen, und von da (wie sie ihn überredet hatten) herabfliegen mußte. Er thats, fiel aber so unsächte nieder, daß er viele Wochen unter der Hand eines Chirurgi liegen mußte, und sich leicht hätte zu Tode fallen können, wenn ihn die Vorsicht nicht erhalten hätte. Ich trage billig Scheu, züchtige Ohren mit unanständigen Anekdoten zu beleidigen, die sie zuweilen mit Sklavinnen und Hottentottinnen vorzunehmen pflegen. Ihr eigenes mit Sklavinnen erzeugtes Fleisch und Blut trägt sodenn die Ketten der Sklaverei in ihrer Aeltern Hause, und zuweilen, wenn der Vater eines solchen Kindes nach dem Tode seiner Aeltern, dasselbe selbst als ein Sklavenkind übernimmt, bei ihm selbst. Von der christlichen Religion, worinnen sie zwar von ihren gehabten Schulmeistern etwas Unterricht bekommen, haben sie gemeiniglich, sobald sie aus der Schule genommen werden, alles vergessen, und da sie weder zur Kirche noch zum heiligen Abendmahl kommen, so kann man sie zur christlichen Gemeinde nicht anders, als wegen der empfangenen Taufe, rechnen. Daher besuchen sie auch die Kirche nie anders, als wenn sie getraut werden oder ihre Kinder taufen lassen. Der Sonntag und der Wochentag ist bei ihnen in einerlei Achtung; und ob sie, wenn sie ja vor und nach der Mahlzeit das gewöhnliche Tischgebeth herplappern, den mindesten Gedanken drauf haben, will ich nicht beurtheilen.

Im übrigen, und da ich schon mehrmals der Gastfreiheit erwähnt habe; so muß ich den natürlichen Hang, den die Einwohner dazu haben, etwas näher erklären. Vors erste, und da auf dem platten Lande keine Wirthshäuser vorhanden sind, zu welchen man abtreten und sich fürs Geld bedienen lassen könte, so wäre es nicht allein etwas unmenschliches, einem Reisenden eine Mahlzeit Essen oder eine Nachtherberge zu versagen; sondern es würde auch einem jeden, der solches versagen wolte, das Wiedervergeltungsrecht treffen; weil doch ein jeder Einwohner zuweilen reisen muß, und keine Herberge mitnehmen kann. Vors andre und vornehmlich aber machen sich die Landleute nicht sowohl eine Ehre, als vielmehr ein eigenes Vergnügen daraus, wenn ein Stadt-Einwohner, es sey ein Kompagnie-Bedienter oder Freibürger, bei ihnen einspricht und einige Zeit bei ihnen bleibet. Dies ist ganz natürlich. Denn derjenige, der alltäglich von seinen Hausgenoßen einerlei Gesichter vor sich hat, kann, außer was zu denen täglichen Geschäften gereichet, wenig mit ihnen sprechen. Jedermann im Hause ist erfreuet, wenn er einen fremden, bekannten oder unbekannten Menschen zu sehen bekommt. Ein Fremdling bringt immer neuen Stoff zur Unterredung und neue Erzehlungen mit, die das Gespräch unterhalten und angenehm machen: dahero hat man, wenn man bei gesitteten artigen Leuten einspricht, öfters Mühe sich wieder loßzumachen, um seinen Weg weiter fortzusetzen; man möchte ihnen zu Gefallen, lieber einige Wochen bei ihnen verbleiben. Auch die Landes-

Ein=

Einwohner, die aus entfernten Gegenden ihr Vorbeireisen einsprechen, werden geneigtest aufgenommen und aus aufrichtiger Gemüthsbewegung ermahnet, genöthiget und gebeten, einige Tage bei dem Wirthe zu verbleiben und auszuruhen. Ein jeder bewirthet seinen Gast nach seinem Vermögen. Wer viel hat, giebt reichlich, und wer wenig hat, giebt das wenige mit einem guten Herzen: und was noch mehr ist, so wird man zuweilen nicht allein umsonst bewirthet, sondern man bekommt auch noch wohl überdem eines oder das andre mit auf den Weg.

So lange die ostindische Kompagnie gestattet, daß sich Europäer auf diesem Vorgebirge niederlassen, ankaufen oder anbauen mögen; so werden die Einwohner noch immer untermengt, civilisirt und gutartig bleiben. Solte aber nach vielen Jahren das Land überall von lauter eingebornen Afrikanern bebauet und bevölkert seyn; so, daß die Kompagnie nicht vor gut befände, mehrere Ausländer oder Europäer anzunehmen; so stünde zu befürchten, daß die afrikanische Nation nach und nach ganz aus der Art schlagen und verwildern möchte. Ihre Natur ist wild, die Erziehung schlecht, ihre Gedenkungsart niederträchtig und ihre Aufführung ungezogen. Man könnte von ihnen nicht ohne Ursache vermuthen, daß sie mit der Zeit ungesitteter, unhöflicher und unartiger werden dürfte, als ehmals die Schotten, die Wenden und die Scyten. Sie bezeigen schon jetzo einen gewissen heimlichen Haß wider die Europäer, weil diese mehr als sie verstehen, geschickter seyn, und sie von ihnen wegen ihrer Unwissenheit, schlechten

Erbkunde und niederträchtigen Aufführung nicht geachtet werden. Man muß mich aber auch recht verstehen; denn ich rede anjetzo nicht von allen afrikanischen Einwohnern überhaupt, sondern nur von denenjenigen schlechten Leuten, die lieber in den entlegensten Wildnißen unter den Hottentotten, als bei gesitteten Leuten wohnen; eine schlechte Erziehung gehabt haben, und eine noch schlechtere ihren Kindern beibringen. Durchgehends übertrift auch das ländliche Frauenzimmer das männliche Geschlecht, an natürlichen Verstand, an Sittsamkeit und an Geschicklichkeit etwas zu lernen und zu begreifen; weswegen sie auch von denen Europäern fast höher geschäzt werden als das Kapsche in der Stadt. Sie sind durchgängig arbeitsam, gute Wirthinnen und werden die besten Mütter. Ihre Ehrsucht ist nicht so hoch getrieben wie in der Stadt. Sie wissen von keinem Rangstreit unter ihren gleichen, und ob sie zur rechten oder zur linken Hand gehen, bei Tische sitzen und zuerst oder zulezt bedienet werden, ist ihnen gleichgültig. Ihre unschuldige Einfalt ist mit Leutseligkeit vermischt, und also weit schätzbarer als eine angenommene kleinstädtische Aufführung, die in den Augen vernünftiger Menschen zu gezwungen und zu steif ist. Ich habe schon oben erwähnt, daß, wenn der afrikanische Landmann lustig und vergnügt ist, auch einen Sklaven hat, der etwas auf der Violine vorfiedeln kann, dabei getanzt werde. Es gefällt, wenn die Jungfern alsdenn eine Menuet ohne Schuhe oder barfuß tanzen: sie ist mehrentheils so regelmäßig nach dem Takt, wie die Musik

selbst;

selbst; aber das verschlägt nichts, man ist nur bei der Lust; und wenn das Herz dabei vergnügt ist, so mögen die äußerlichen Umstände seyn wie sie wollen. Ich habe einer ländlichen Hochzeit beigewohnet, bei welcher die Hautboisten der Garnison die Musik machten. Nach einer kurzen Pause, und da kein Paar auf dem Tanzplatz war, ergriffen zwei Hautboisten ihre große Wald- oder Parforcehörner und bliesen einen Marsch. Sofort trat der Bräutigam mit der Braut auf den Platz, und tanzten eine Menuet nach dem vorgeblasenen Marsch; und zwar machte der Bräutigam seinen Reihen so lang, daß die Waldhornisten sich beinahe aus dem Athem geblasen hätten, wenn nicht einer von ihren Kameraden gebeten hätte, diesem Tanze ein Ende zu machen, woran ich also den Bräutigam unter währenden Tanze erinnerte. Er machte auch sofort mit Darreichung beider Hände ein Ende, und stand mit der Braut an der andern Seite des Zimmers, wo er angefangen hatte. Niemand von allen Anwesenden hatte es bemerkt als ich und die Musikanten, welche aus dem Zimmer liefen, und es aus vollem Halse belachten.

Ich würde zu tief in das Unbeträchtliche verfallen, wenn ich in diesem Kapitel ein mehreres von der afrikanischen ländlichen Lebensart erzehlen wolte, also mag es mit diesem genug seyn. Dennoch muß ich noch etwas von der Erziehung der kleinen Kinder sagen. Diese werden sehr selten einmal auf den Armen getragen. Von dem Schooß und von der Brust werden sie auf die Erde gesetzt. Da bekommen sie

el-



etwas, womit sie spielen können. Da krabbeln sie auf allen Vieren herum, bis sie sich selbst erheben und gemeiniglich noch unter einem Jahre laufen können, ohne jemals an einem Leitband oder mit den Händen geführt zu werden. Ich erinnere mich aber nicht, einen lahmen, bucklichten oder sonst gebrechlichen Menschen daselbst gesehen zu haben.

Das

Das achte Kapitel.

Von denen Landzügen, welche sowohl von dem Gouvernement angeordnet, als von denen afrikanischen Landleuten mit Erlaubniß des Gouverneurs unternommen werden.

Allerdings wäre es der Ordnung gemäß, wenn ich alsobald nach Beschreibung der afrikanischen ländlichen Lebensart, das ländliche Gewerbe, nehmlich die Viehzucht, den Aker- und Weinbau beschriebe. Allein es ist noch zu viel übrig, um dem geneigten Leser einen rechten Begrif von der Größe und der Fläche des Landes beizubringen. Schon im ersten Theile dieser Beschreibung habe ich gesagt, daß man die geographische Kenntniß dieses Landes, zum Theil aus dem Bericht der Einwohner, und zum Theil von denenjenigen erlangen müsse, die unter dem Titul eines Landzuges das Vorgebirge durchreiset haben. Nur ist es zu beklagen, daß alle dergleichen Gesellschaften fast eine und dieselbe Straße erwählen, die sie zu denen großen und kleinen Namacquas-Hottentotten leitet, von denen sie das mehreste Vieh und einige Elephantenzähne zu bekommen hoffen. Herr Sparrmann aber, der blos die Absicht hegte, naturæ curiosa aufzusuchen, hat mit seiner Reise der geographisch-topographischen Kenntniß des Landes mehr Nutzen geschaft, als alle bisherige Landzüge zusammengenommen, vermocht haben.

Der

Der einzige und unter allen der merkwürdigste Landzug ist bis hieher derjenige gewesen, dessen Tageregister der Herr Professor Allamand an das Licht gegeben hat, und im Jahr 1779. zu Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung ins Teutsche übersezt, herausgekommen ist. Er ist auf Befehl des würdigen Gouverneurs Herrn Ryk Tulbaghs und des Polizeiraths angeordnet worden, um eine Nation aufzusuchen, die nach einem schon lange fortwährenden Gerücht eine Aehnlichkeit mit den Europäern haben solte. Ich finde es nöthig einen kurzen Extrakt aus gedachtem Tageregister mitzutheilen, um zu erweisen, daß es in diesem Lande noch sehr viele unbewohnte Gegenden gäbe, die nicht füglich bewohnt werden können, und dadurch verursachen, daß die Landes-Einwohner in denen mehresten Gegenden sehr weit voneinander entfernt seyn. Wäre nur ein einziger dergleichen Landzug durch das Carro-Veld und in Camdebo-Veld vorgenommen und beschrieben worden; so würde man um soviel eher glauben können, daß meine angebliche Oberfläche des Vorgebirges mehr als 6000. Quadratmeilen betrage. Jedoch es ist noch nicht geschehen, und die Zeit wird es lehren, ob es künftig noch geschehen werde. Bevor ich aber den versprochenen Extrakt liefere, so muß ich anzeigen, was unter einem Landzug verstanden werde. Gemeiniglich alle 3. oder 4. Jahre pflegt das Gouvernement unter dem Befehl eines Offiziers oder eines dazu tauglich erachteten Sergeanten und Posthalters an die Schuur, ein Kommando von etwan 40. bis 50. Mann europäischer Soldaten und

Mä-

Matrosen nebst einigen Bastard-Hottentotten mit-zuschicken, um gegen Toback, Dacha, Brandtwein, Glaskorallen, Messer, kleine Stücke Meßingblech und andere dergleichen Kleinigkeiten, zum Dienst der Kompagnie, einiges Hornvieh von denen Hottentotten einzutauschen. Schaafvieh läßt das Gouvernement, weil es selbst keine Schaafe bedarf, sondern das benöthigte Fleisch von den kontrahirten Lieferanten bekommt, nicht einhandeln. Dem kommandirenden Befehlshaber wie auch denen mitgegebenen Soldaten und Matrosen aber ist es erlaubt etwas davon einzutauschen, welches sie gemeiniglich auf dem Rückwege um die Gegend der grünen Kluft verkaufen, und das daraus gelösete Geld unter sich vertheilen. Der Befehlshaber jedoch behält das seinige, wie man leicht denken kann; für sich allein. Dergleichen Eintausch scheinet eine Art von Schatzung zu seyn, welche die Kompagnie unter dem Titul der Handlung von denen nächstgelegenen Hottentotts-Kraalen einfordern läßt. Die Hottentotten rechnen es sich aber für eine Ehre, auf solche Weise mit Jan Compagnie (wie sie die ostindische Kompagnie nennen) zu handeln; und ich habe schon vorher erwähnet, daß sich eine kleine Nation, mit welcher man schon öfters Handlung gepflogen hat, die Korpmanns-Nation nennet. Da denen Hottentotten nicht mehr als eine Flasche, die etwan soviel als 2. Champagne Bouteillen beträgt, mit schlechtem Landbrandtwein und ein paar Spannen Toback, oder von letztern überhaupt ein solches Stück Toback für einen Ochsen gegeben wird, als derselbe von denen

Hot-

Hörnern bis an den Schwanz lang ist, so leuchtet dieser vortheilhafte Handel denen Unwissenden vortreflich in die Augen. Wenn man ihn aber beim Lichte besiehet, so hat die Kompagnie weiter keinen Vortheil davon, als daß sie das Hornvieh zu ihrer Wagenfurt bekommt, ohne daß sie vieles zu dessen Aufziehung verwenden dürfen. Dergleichen Kommandos bleiben zwar nicht länger als 6. bis 8. Wochen aus, und bringen ohngefehr 100. Ochsen mit, von welchen nach dem gewöhnlichen Preiß das Stück mit 8. Rthlr. von denen Landbauern könnte erkauft und dadurch ihre Horn-Viehzucht einträglicher gemacht werden. Wenn man aber die Gegenbalance ziehen wolte, was ein solcher Landzug der Kompagnie kostet, so würde man befinden, daß jeder von den Hottentotten eingetauschter Ochse, der Kompagnie über 9. bis 10. Rthlr. zu stehen komme. Wir wollen eine kleine Probe davon machen.

Auf jeden Landzug muß die Kompagnie 6. Wagen zu dem Proviant, Bagage und Ammunition, desgleichen einen Wagen mit einem kleinen Boot oder Schuyt beladen mitgeben. Die Wagen sind auf dem Vorgebirge, wie wir schon gehört haben, sehr theuer. Da die Kompagnie eigene Wagenmacher und Schmiede hat, und das Holz selbst dazu giebt, so kann es seyn, daß ihr die Wagen nicht so theuer — vielleicht aber noch theurer zu stehen kommen. Dem sey aber wie ihm sey; so wollen wir nur das mindeste annehmen und berechnen, daß an jedem Wagen für 50. Gulden an Reparaturkosten miniret werde.

Dieß

	Floren.
Dieß beträgt von 7. Wagen	350.
Zu jedem Wagen gehören 10. Ochsen, in Summa 70. und davon krepiren unterweges zuverläßig 30. Stück, a 8 Rthl. . .	576.
Der Kommandeur, ich will nur einen Sergeanten annehmen, bekommt durch 2 Monate an Salario, a 20. Fl.	40.
Ein Korporal, a 14. Fl.	28.
Ein Feldscheer oder Untermeister, a 14. Fl.	28.
50. gemeine Soldaten und Matrosen, a 9 Fl.	900.
Der Proviant, den das Kommando mitbekommt, wenn wir auch nur für jede Person inclusive Brod monatlich auf 3. Fl. berechnen, beträgt in 2 Monaten . .	318.
Die wenigen Bastard-Hottentotten auf 4 Mann gerechnet, bekommen in 2 Monaten an Sold und Proviant	43.
An Ammunition, die unterwegs verbraucht wird	50.
Die übrigen Reise-Bedürfnisse in folle gerechnet	100.
Die Waaren zum Eintausch in folle genommen	150.
Summa Unkosten	2583.

Diese 2583. Gulden a 20. Stüver zu Rthlr. gerechnet, betragen 1076. Rthlr. 12. Stüver. Dafür bekömmt nun die Kompagnie, wenn alles gut und glücklich gehet, etwan 100. Stück Ochsen, und jedes

 Ochse

Ochse kommt auf 10 Rthlr. 36½ Stüver. Weil aber die Mannschaft ohnedem bereits in der Kompagnie Diensten stehet, das übrige alles ebenfalls als eigenthümlich angesehen wird; so wird es überhaupt weder gerechnet noch in Anschlag gebracht, und man bleibt bloß bei dem Satze stehen, jeder Ochse kostet beiläufig 1½ Gulden; obgleich der ganze Vortheil nur so zu sagen in einem blauen Dunst bestehet. Allermaßen aber ein solcher vom Gouvernement zum Dienst der Kompagnie ausgeschickter Landzug oder Kommando zu meiner Erläuterung weiter nichts beitragen kann; so will ich nur noch erklären, was es für eine Beschaffenheit mit denen Landzügen habe, welche von denen Kolonisten mit Genehmhaltung des Gouverneurs und des hohen Polizeiraths unternommen werden.

Ein für allemal hat das Gouvernement allen Einwohnern des ganzen Vorgebirges den Eintausch des Viehes von den Hottentotten untersagt, und diesen Handel als ein Regale der Kompagnie vorbehalten. Der eigentliche Sinn und Endzweck dieses Verboths erstreckt sich nur bis dahin, so wie die Kompagnie selbst den Eintausch mit denen nahe gelegenen Hottentotten betreiben läßt. Außerhalb diesen Gränzen und in denen entlegensten Gegenden wird den Einwohnern, wenn sie sich dazu Erlaubniß ausbitten, der Eintausch nicht versagt; zumal da dergleichen Landzugs-Gesellschaften mehr auf den Eintausch der Elephantenzähne und auf die Elephanten-Jagd selbst, als auf den Viehhandel ausgehen, und diesen nur als eine Nebensache betreiben; die Elephanten-



phantenzähne oder nach einem bestimmten Preiß, welcher der Größe nach Verhältnißmäßig gesetzt ist, der Kompagnie einliefern müssen. Wenn sich nun eine Gesellschaft junger Afrikaner zusammen zu einem Landzuge vereiniget, und beim Gouvernement um Erlaubniß angehalten und bekommen hat, so kontribuiret ein jeder von der Gesellschaft so viel zu der Ausrüstung als gutbefunden und verabredet worden. Ein jeder von ihnen giebt einen mit 10. Ochsen bespannten Wagen und 2. Hottentotten oder Bastards-Hottentotten dazu. Sklaven nimmt man niemals mit; weil sie in denen entlegenen Ländern sich gar bald verlaufen und zu denen Buschmännern oder Kaffern übertreten können, von welchen sie, weil sie gemeiniglich tapferer und herzhafter seyn, gerne auf- und angenommen werden. Die zahmen Hottentotten hingegen nehmen keinen Sklaven auf, sondern liefern ihn aus; weil sie nicht allein einen natürlichen Abscheu für sie haben, sondern auch wohl wissen, daß sie sie ernähren oder sich von ihnen bestehlen lassen müssen. Wenn sich aber eine Landzugs-Gesellschaft mit Victualien, Ammunition, Toback und andern zum Eintausch dienlichen Waaren versorgt hat; so wird der Ort und der Tag bestimmt, an welchen man sich treffen und von da die Reise antreten will. Einer, der etwan schon ein- oder zweimal dergleichen Reise beigewohnt hat, und der Sache kundig ist, wird zum Oberhaupt oder Kapitän erwählet, und was dieser anordnet und befiehlt, thut und befolget die ganze Gesellschaft aus einem freiwilligen Gehorsam unwidersprechlich; denn es

N 2 hängt

hängt nicht allein ihr aller Vortheil, sondern auch öfters ihr eigenes Leben von solchen Befehlen ab. Dergleichen Gesellschaften bestimmen sich kein Ziel wie weit — auch keine Zeit wie lange sie ihr Geschäfte betreiben wollen. Sie hüten sich auch gar sehr ihr Vieh abzutreiben; sie machen kurze Tagereisen, und wo sie reichliche Weide und Wasser finden, da halten sie sich einige Tage auf, lassen ihr Vieh ausruhen, und gehen auf die Jagd. Ihre Absicht ist mehr auf die Elephanten-Jagd als auf den Eintausch des Viehes gerichtet; denn ein Schuß, mit dem sie einen grossen Elephanten erlegen, bringt ihnen öfters mehr als 200. Fl. ein. Wildpret schiessen sie nur nach Nothdurft; denn solches können sie täglich frisch bekommen. Der Eintausch des Viehes ist nur eine Nebensache, und bleibt bis zur Rückreise ausgesetzt, es sey denn, daß einige ihrer Zugochsen umfallen, in deren Stelle sie soviel andre erhandeln. Können sie aber von denen Hottentotten Elephantenzähne eintauschen, so ist es der profitabelste Handel. Sind aber diese Zähne von denen Hottentotten gefunden worden, und haben schon lange in der Sonne oder in der Erde gelegen; sind bald vom Regen naß und von der Sonne wieder trocken geworden; so wird man mit aller davon verfertigten Arbeit betrogen, denn sie bekommt beim Gebrauch Risse. Dergleichen Gesellschaften bleiben nicht etwan einige Wochen, sondern viele Monate und zuweilen länger als ein Jahr aus. Sie halten nicht immer eine gerade Straße, bleiben auch nicht immer in einer gewissen Gegend; sondern ziehen in dem

weit-



weitläuftigen Carro- und Camdebo-Gegenden von einem Orte zum andern herum, wie die Zigeuner in Ungarn; leben auch nicht anders wie diese. Ihre Lagerstätte ist auf oder unterm Wagen; wenn sie von der Jagd zurück zu ihren Wagen kommen, dann wird erst gekocht und gebraten. Ein Stück Wildpret in seiner eigenen Haut eingeschlagen und in die glüende Asche gelegt, oben drauf aber ein Lohfeuer gemacht, ist das delikateste Gerichte. Ist das Brod oder Zwieback, so sie mitgenommen haben, aufgezehrt, so wird magres oder getrocknetes Fleisch zum fetten und dieses zu jenem gegessen. Da diese Gesellschaften kein kleines Boot oder Schuyt zu Paßirung der Flüße mitnehmen können, so halten sie sich so lange längst einem Fluße auf, bis dessen Wasser verlaufen ist und sie eine seichte Stelle finden, wo sie durchreiten und durchfahren können. Kommen sie in Gegenden, die nicht zu paßiren seyn, dergleichen man zwischen den Bergen gar öfters antrift; so müssen sie zuweilen viele Meilen entweder wieder zurück oder längst dem Gebirge fortreisen, bis sie eine Passage finden, wo sie durchdringen können. Doch dieses hindert nichts, denn da sie kein vorgesetztes Ziel zu erreichen haben, so sind ihnen alle Gegenden gleichgültig, wenn sie nur Elephanten und Wildpret vorfinden. Man könnte sie mit denen Bettelleuten vergleichen, die nirgends um- und nirgends irregehen, weil sie ihre Nahrung suchen, wo sie sie finden können. Das Beste ist, daß dergleichen Gesellschaften keinen Hunger zu leiden befürchten dürfen, denn ihre Victualien nehmen kein Ende, weil sie fast täglich

Gelegenheit haben Wildpret genug zu bekommen. Sie salzen auch immer etwas davon ein, binden es einige Tage lang in dem Felle des Thieres ein, und legen es auf die Wagen; nachher wenn es genugsames Salz angezogen hat, so hängen sie das Fleisch rund um die Wagen an die Leitern, und lassen es von der Luft abtrocknen und von der Sonne abdörren. Aber, aber, der Trunk! der Trunck! der fehlt gar öfters, und wenn sie bei der größten Sonnenhitze zuweilen in 2. oder 3. Tagen kein Wasser finden, so möchten sie und ihr Vieh verschmachten, und der Mangel des Wassers nöthiget sie öfters eher auf die Rückreise zu denken, als sie sich vorgesetzt haben.

Wenn sie denn nun endlich des Herumwanderns müde geworden und sich auf den Rückweg begeben, so reisen sie von einem Hottentotts-Kraal zum andern, und tauschen Horn- und Schaafvieh ein, denn diese Gesellschaften nehmen beides an. Das Vieh wird unter ihnen getheilet, und der Befehlshaber bekommt nicht mehr davon als die andern; denn nunmehr heißt es wieder: gleiche Brüder gleiche Kappen, und wenn auch einer oder andre mehrere Auslage zur gemeinschaftlichen Kasse geliefert hat, so wird es auf die Unkost-Rechnung repartiret, er bekommt das übrige wieder zurück, aber an mehrern Viehe hat er keinen Anspruch. Wenn sie sich zu Hause, ein jeder in seiner Heimath etwas ausgeruhet haben, so kommen sie wieder auf einen bestimmten Tag und auf einem verabredeten Bauernplatz zusammen, und begeben sich von dort nach der Stadt und dem Kasteel, die selbst erschossene oder auch eingetauschte Elephanten-

Zähne der Kompagnie gegen baare Bezahlung abzuliefern. Wenn sie nicht etwan einige kleine Zähne von denen Hottentotten eingehandelt haben, so bekommen sie von der Kompagnie für jedes Pfund 20. Stüver; denn die europäische und afrikanische Elephanten-Jäger erlegen kein solches Thier, wenn sie nicht von weiten schon beurtheilen, daß jeder Zahn über 40. Pfund wiegen müsse. Die kleinern werden nur mit 12. oder 16. Stüver das Pfund bezahlt. Das einzige, was die Kompagnie von dergleichen Landzügen genüßet, ist das zehende Pfund von den Elephantenzähnen, oder den fixirten Zehenden. Von dem eingetauschten Vieh begehrt sie nichts; weil ohnedem auf der Reise von denen mitgenommenen Zugochsen viele umfallen, und zumal in der trocknen Jahreszeit, wenn wenig Futter auf dem Felde und wenig Wasser in den Flüßen ist, krepiren.

Ein junger Afrikaner, der einem solchen Landzuge beigewohnet hat, ist nunmehr ein braver Kerl, der sich was rechts in der Welt versucht hat, und bildet sich ein, mehr und größere Thaten verrichtet zu haben, als ein alter Soldate, der 10. Campagnen gethan und 12. Batallien beigewohnet hat. Zwar muß ein jeder, dem dieses Land bekannt ist, gestehen: daß dergleichen Leute viele Beschwerlichkeit, Ungemach und Gefahr ausstehen müssen; allein derer jungen Afrikaner Aufschneiderei davon ist zuweilen unausstehlich, zumal alsdann, wenn sie ihre Elephantenzähne abgewähret und das Geld dafür empfangen und partagiret haben; denn nun sind sie in ihren Gedanken reiche Leute, und nun finden diejenigen,

welche Liebhaber vom Trunke seyn, in dem Weinhause, wo die Elephanten-Jäger einkehren, Gelegenheit genug von dieser ihrer Freigebigkeit zu profitiren; sie müssen ihnen aber dabei auch alles glauben und was sie von ihren Heldenthaten erzehlen mit Geduld anhören, sonst können sie auch wohl eine Tracht Schläge obendrein bekommen. Dergleichen junge Leute sind sodenn ganz ausgelassen dabei, und wenn der Weinschenke ein interessirter Wirth ist, der sie in der Trunkenheit und Schwärmerei unterhält, und daneben mit allerhand Kunstgriffen sie zu mehreren Ausschweifungen Anleitung giebt; so bringt mancher von ihnen sehr wenig Geld von seiner beschwerlichen Reise mit nach Hause, und krazt sich gewaltig hinter den Ohren: zumal wenn er vor angetretener Reise schon die Rechnung vorausgemacht hat, wie er sein noch zu erwerbendes Geld anlegen wolle. Nunmehr liefere ich den

Extract
aus dem Journal eines Landzuges durch das Land der kleinen und großen Namacquas-Hottentotten, auf Befehl des Gouverneurs im Jahr 1761. und 1762. unter Anführung ihres Befehlshabers Heinrichs Hop, von einer Gesellschaft von 17. christlichen Personen und 68. Bastard-Hottentotten unternommen.

Nachdem die Instruction, welche der Herr Gouverneur Ryk Tulbagh und der Polizeirath für diesen Land-



Landzug entworfen hat, der ganzen Gesellschaft vorgelesen und dem ernannten Hauptmann Heinrich Hop übergeben worden; so wurde gemeinschaftliche Abrede genommen, daß sich ein jeder anschicken solte längstens den 16. August 1761, mit seiner Equipage an dem Elephanten-Fluß auf dem Platz Hockenaap einzufinden, und alsdann von dortaus die Reise fortzusetzen.

Bereits am 16. Julii und also einen Monat vorher gingen zu dieser Reise drei der Kompagnie gehörige Wagen, jeder mit 10. Ochsen bespannt von der Kap, welche außer einer Schuyte oder kleinem Boote mit 900. Pfund Schiespulver, 2010. Pfund Bley und mit verschiedener nothwendiger Geräthschaft und einigen Kleinigkeiten beladen waren.

Anmerkung:

Kein elender Fuhrwerk zu einer solchen beschwerlichen Landreise kann gedacht werden, als die Ochsenwagen der Kompagnie. Sie werden jedesmal von der Wagenfurt an der sogenannten Schuur genommen, und wann auch die Wagen in ganz gutem Stande zu seyn scheinen, auch die besten Ochsen dazu ausgesucht werden; so sind doch die Wagen nur von Kommisarbeitern so schlecht als möglich verfertiget; und das Vieh, welches bei der dortigen schlechten Weide Tagtäglich Holz und andre Sachen herzuholen und von dort nach der Stadt und dem Kasteel führen muß, ist schon so abgetrieben, daß man eine so beschwerliche Reise un-

fmöglich damit vollenden kan. Wie wir denn auch bald hören werden, daß von nurgedachten 3. Wagen und 30. Stück Ochsen nach kurzer Zeit bereits 18. Ochsen krepiret waren, welches meinen obigen angenommenen Satz völlig justificiret.

Diese drei vorausgeschickte Wagen setzten unter der Aufsicht des Landmessers Brink und des Gärtners Auge ihren Marsch sehr weislich in kurzen Tagereisen fort. Brink solte die entdeckten bisher noch unbekannten Länder aufnehmen und eine Karte davon ausfertigen; Auge aber eine Sammlung von allen fremden noch unbekannten Saat- und Pflanzen-Gewächsen machen.

Nehmlichen Tages reiseten diese Personen mit ihren Wagen bis zum Platz, das ist dem Bauernguthe, Elephantenberg genannt, 3. Meilen.

Den 18. Julii bis zum Platz des Christian Besters im schwarzen Lande am Diep-Rivier, (tiefen Fluß) 3½ Meilen.

Den 19. dito bis an Riebecks Kasteel, beim Land-Bauer Witzke, 3. Meilen.

Den 20. dito bis an die Honigberge, 3½ Meilen.

Den 21. dito bis zum Bergrivier, allwo sie ihr kleines Boot abladen, und damit sowohl die Güter als die Wagen selbst über den Fluß führen müssen, womit sie diesen Tag zubrachten.

Den 22. dito kampirten sie in einem Thale, genannt Knolle-Valley, allwo kein Bauernplatz befindlich ist, 3½ Meilen.

Den



Den 23. Julii bis an den Platz green-Valley oder grüne Thal am Piquetberge, 3. Meilen. Hier mußten sie schon einige Tage ruhen, bis den 26. dito an einen Platz, genannt de Kruys, 3. Meilen.

Den 28. dito bis an den Viehplatz Berg-Valley, 2. Meilen.

Den 30. dito bis an den Viehplatz Brandenburg, 3. Meilen.

Den 31. dito bis an die Ratels-Klippe, allwo kein Bauernplatz, $3\frac{1}{2}$ Meilen.

Den 1. August kampirten sie am sogenannten Herrn-Logement, allwo kein Platz befindlich ist, $1\frac{1}{2}$ Meilen.

Den 2. dito bis an den Viehplatz des Landbauers Pieter van Zuyl am Elephantenfluß, $2\frac{1}{2}$ Meilen.

Anmerkung.

Dieser Elephantenfluß liegt an der Westseite des Vorgebirges, und muß mit dem, der an der Ostseite ausflüßt, und daselbst Gauritz-Rivier genannt wird, nicht verwechselt werden.

Den 6. August mußten diese 3. Wagen schon von gedachten Pieter van Zuyl mit 10. Ochsen unterstützt werden. Sie gingen aber nicht weiter als bis über gedachten Fluß, und lagerten sich auf jene Seite.

Den 7. dito lagerten sie sich an einen ganz ausgetrockneten Fluß, der sich zur Regenzeit in den Elephantenfluß ergießt, woselbst aber kein Bauernplatz befindlich, $1\frac{1}{2}$ Meilen.

Den

Den 8. August lagerten sie sich wieder am Elephantenfluß dem Platze des Bauers Koekemoev (lies Kykemuy) gegenüber, 3¾ Meilen.

Den 9. dito nahmen sie ihren Ruheplatz an der Salpeter-Klippe zur Seite des Elephanten-Flußes, an einem Platz Krekenaap oder Backofen genannt, 2. Meilen.

Dieser Berechnung zufolge hatten also diese vorausgeschickten Wagen vom 16. Julii bis inclusive 9. August, und also in 25. Tagen gereiset 42¾. Meile, und hatten 10. Bauerplätze oder Höfe berührt. Am vorgedachten Platz Krekenaap fand sich die ganze Gesellschaft beisammen.

Den 16. August wurden vom Hauptmann Hop 5. Wagen beordert den obern Weg zu nehmen. Der Hauptzug aber ging durch den untern Weg. Dieser leztere kampirte an einer Quelle, die an einem Berge liegt, welcher Elephanten-Kraal benennet wird, 4. Meilen.

Den 19. dito bis an den runden Berg, ohne Platz, 3½ Meilen.

Den 20. dito bis an einen Berg, genannt Elephantenkopf, ohne Platz, 3½ Meilen.

Den 21. dito bis an die Klip-Fonteyn, im freien Felde, ohne Platz, 3½ Meilen.

Den 22. dito bis an den rothen Klip-Hügel, ohne Platz, 2¾ Meilen.

Den 24. dito bis dahin, wo sich der grüne Fluß mit dem schwarzen Dorn-Fluß vereiniget, ohne Platz, 4½ Meilen. Hier fanden sich die vorher nach dem obern Weg verschickten 5. Wagen



Wagen wieder bei der Gesellschaft ein; weil sie auf einen ungegründeten Bericht, daß jene Straße nicht zu paßiren wäre, den untern Weg wieder aufgesucht hatten. Wogegen doch die Begleiter Marais, Greef, Batenhorst und Scheffer, die den obern Weg zu Pferde unter= sucht hatten, berichteten, daß sie ihn sehr gut, auch an einigen Stellen Wasser gefunden hät= ten. Weil aber in dieser Gegend das Feld reichlich mit Gras besetzt war, und die Zugoch= sen überhaupt im schlechten Zustande waren, so ruhete der ganze Landzug allhier etwas aus, und verweilte bis den 30. August.

Bis hieher hatten sie vom 16. Julii bis 24. Au= gust in 40. Tagen zurückgelegt 64. Meilen, also auf jeden Tag wenig mehr als 1½ Meilen gerechnet: und dem ohngeachtet waren bereits 18. Ochsen von denen 3. Wagen, die der Kompagnie gehörten, krepirt.

Der Strich Landes, von dem erwehnten Ele= phanten=Fluß, welchen die 3. Wagen der Kompa= gnie den 2. August paßirten, bis hieher an den grü= nen und schwarzen Dornbusch=Rivier, wird das Amacquas=Land genannt, und erstreckt sich nach Süden an mehrgedachten Elephanten=Fluß, nach Westen an die See, nach Norden an das grüne Ri= vier und nach Osten an das Böckefeld, und liegt un= ter der süder Breite von 30° 30' bis 31° 30'. Er ist durchgängig trocken und sandig, nach Westen mit hohen Rücken und ostlich mit hohen klippigen Gebirge besetzt, und hat keine fließende Ströhme, sondern nur Quellen. Bei starken Regen formiren

sich



sich längst dem Gebirge kleine Flüße, die in kurzer Zeit ablaufen und in einigen Gruben Wasser zurücklassen, das aber im Sommer gar bald austrocknet und faul wird. Uebrigens findet man allhier kein Zimmerholz, sondern die Ufer der trockenen Flüße sind bloß mit Dornbüschen und die flachen Felder mit einigen kleinen Büschen und Gras bewachsen. Auch ist dieser Strich Landes wenig bevölkert, und mit großem Wild nicht überflüßig versehen, ausgenommen westlich am Strande, wo sich noch ziemlich viel Elephanten aufhalten.

Anmerkung:

Da sich dieses Amacquas-Land vom Elephanten- bis zum grünen Fluß in gerader Linie von Süden nach Norden einen Grad der Polhöhe oder 15. Meilen erstreckt, diese Gesellschaft aber vom 2ten bis zum 24. August 29. Meilen darinnen gereiset ist, so kann man daraus abnehmen, wie die Krümmungen und Richtungen der Wege von der geraden Linie, nordlich, nordwestlich und nordostlich ungemein abweichen.

Den 30. August brach diese Gesellschaft vom grünen Rivier auf, und reiseten ohne von nun an führohin, eine von Christen bewohnte Gegend anzutreffen, bis an einen kleinen trocknen Fluß, 2½ Meilen.

Den 31. August bis an die Klip-Valley ganz nordostlich, an einen Amacquas-Kraal, 4. Meilen.

Den



Den 2. September an eine Quelle, wo die Amacquas von verschiedenen kleinen Kraalen einige Schlachtthiere und Schaafe zum eintauschen mit sich brachten, ½ Meile.

Den 4. dito kampirte die Gesellschaft an einem Dornbaum-Flüßchen, wo derselbe auf eine Entfernung von 3. Meilen in die See läuft, 1¼ Meile.

Den 6. dito lagerten sie sich in eine Kluft, die Aloes-Kluft genannt, 1¼ Meile. Hier umher fanden sie viele Aloe-Bäume von verschiedener Grösse, fast alle mit einer schönen Krone versehen, deren Blätter ungefähr einen Fuß lang und von hinten 3. Finger breit waren, nach dem Ende spitzig zuliefen, und an beiden Seiten mit kleinen Dornen besetzt waren. Unter andern fanden sie ohngefähr ½ Stunde vor dem Sand-Rivier zur rechten Hand des Weges einen Aloe-Baum, dessen Stamm ungefähr 7. Fuß hoch und so dicke war, daß kaum 3. Leute ihn umspannen konnten.

Den 8. dito ging der Zug bis zum großen Sand-Rivier, dessen Wasser ziemlich salzig und durchgängig sehr schwachlaufend war, auch auf einigen Stellen sich auf einmal im Lande verlor, 1½ Meile.

Den 11. dito setzten sie ihre Reise fort bis zu einen kleinen Dornfluß, neben welchem eine gute Quelle befindlich ist, welche von denen Reisenden die Tyger-Fontein genennt wird, 3½ Meilen.

Den



Den 12. September marschirten sie bis zu einem ähnlichen kleinen Fluß, der vor der Kluft der Kupferberge liegt, 3½ Meilen.

Den 13. dito paßirten sie die Kluft der Kupfer-Berge, an deren Ausgang sie die Berge selbst funden, die der Gouverneur Simon von der Stell im Jahr 1685. hat bearbeiten lassen. Es sind diese eigentlich 6. gegen das hohe Gebirge stehende Hügel, die von außen wie mit Grünspan beschlagen aussehen. Man siehet verschiedene Löcher darinnen ausgegraben, von welchen das tiefeste ohngefähr die Länge eines Mannes halten dürfte. Zur rechten Seite des Weges ist vorbenannte Jahrzahl an einer Klippe zum Andenken eingehauen. Der Zug ging folgends durch eine geräumige Ebene, allwo man noch drei dergleichen kleine Kupferberge vorfand, bei deren letztern der Ruheplatz erwählt wurde, 1¾ Meile.

Anmerkung:

Diese Berge, wie man leicht selbst abnehmen kann, haben ihren Namen von denen darinnen vorhandenen Kupferminen. Der gemeine Mann sagt: das Kupfer sey in diesen Bergen so häufig, daß es in den heißen Sommertagen von der Sonne geschmolzen würde, und sodann auswendig an denen Felsen herabfliehe. Kolbe selbst ließ sich verleiten solches zu glauben, und pag. 236. gerdeutlich nachzuschreiben. Er setzt auch noch dazu, daß diese

Ber-



Berge ein paar hundert Meilen weit in das Land hineinlägen, und nach der Aussage des Gouverneurs Simon von der Stell, von welchem es Tachard vernommen, 40. Tagereisen hoch wären. Nach der Berechnung dieses Landzugs aber sind sie nicht mehr als etwan 83. Meilen von der Kapstadt entfernt, und ihre Höhe kann man füglich in einigen Stunden besteigen. Inzwischen ist dieses unter allen Erzehlungen zuverlässig, daß das in den Bergen selbst liegende Kupfer bis an die Aussenseiten der Berge vordringe, und daselbst von dem Regen und der Luft angegriffen und mit Grünspan überzogen wird, welches eine natürliche Eigenschaft des Kupfers ist, wenn es an der Luft und abwechselnd im Trockenen und Naßen liegt. Daß diese Berge sehr reichhaltig an Kupfererz seyn, ist eine ausgemachte Sache; allein so ergiebig ist es nicht, daß es die Kosten tragen könne, die Erzstuffen zum ausschmelzen nach Holland zu schicken. Nur allein die Frachtfuhren, um es bis in die Kapsche Bay zu bringen, und es daselbst in die Schiffe einzuladen, würden mehr Kosten verursachen, als das Kupfer werth wäre. Zunächst den Bergen aber das reine Kupfer auszuschmelzen gehet gar nicht an, denn die dortige ganze Gegend ermangelt gänzlich an Holz und Wasser. Das Holz nehmlich zum schmelzen, das Wasser zur Wäsche und zu Treibung eines Pochwerks. Eben so wenig könnte ein Schmelzofen ange-

 legt

legt werden, weil die Ziegel dazu bis 80. Meilen herzugefahren werden müssen.

Den 15. September ging der Zug bis zu einer Quelle, welche de Poort oder die Pforte genennt wird, wo das hohe Gebirge der kleinen Namacquas-Hottentotten sich endiget, 1¾ Meilen.

Den 16. dito bis an einen kleinen ausgetrockneten Fluß ohne Namen, wo man eine faule Quelle fand, 2½ Meilen.

Den 18. dito wurde die Reise durch eine sandige Ebene fortgesetzt, weil aber kein Wasser für die Thiere gefunden wurde, so ging der Marsch weiter, und die Gesellschaft kam

den 19. dito Morgens an den Anfang des hohen Gebirges, das sich längs den großen Fluß erstreckt. Hier ließen sie das Vieh etwas ausruhen, und kamen gegen Abend an den gemeldten Fluß, welcher sehr schnell strömend, mit steilen Ufern, an beiden Seiten mit hohen felsigten Gebirgen und in der Länge mit Weiden und Dornen besetzt war. In seinen gewöhnlichen Ufern ist er 1052. rheinländische Fuß breit, und tritt zur Regenzeit an beiden Seiten über. Er ist fischreich, besonders an Karpfen, die den holländischen gleich sind; Auch halten sich Seekühe in großer Menge darinnen auf. Er nimmt seinen Anfang ungefähr auf 25. Grad süder Breite, fließt ganz südlich, und nachdem er an beiden Seiten durch kleine Flüße verstärkt ist, formirt er auf

der



der Breite von 28. Graden einen Bogen, und fließt nachher westlich in die See. Die Einwohner nennen das Ende auch wohl Charie, da indeß auf verschiedenen Landkarten ein Fluß ungefähr in diesen Gegenden, unter dem Namen des Riviers der drey Antonies vorkommt. Der Weg betrug 5. Meilen.

Anmerkung:

Der Ursprung dieses Flußes ist noch zur Zeit so wenig als sein wahrer Lauf entdeckt: am wenigsten kann man sagen, daß er auf 25° entspringe; denn bis dahin, ist von der afrikanischen südlichen Landspitze noch kein Europäer gekommen; und die Einwohner von St. Thomas und aus Mosambike sind auch noch nicht herüber gekommen, und haben uns davon benachrichtiget. Er wird auch im Lande selbst das große Berg-Rivier, der Charie, und das große Elephanten-Rivier, nach Herrn Sparrmann aber, beim Ausfluß in das indianische Meer, Gauritz-Rivier genannt; welches alles wahrscheinlicher ist, als daß er sich nach Westen drehen und in das äthiopische Meer ergießen solte. Denn auf dieser Seite weis man nichts von einem solchen Fluß. Zuverläßig ist es, daß er in seinem Lauf zwischen sehr hohen Bergen, einen grossen Waßerfall von einem Berge herab leidet; mir ist aber die Gegend in soweit entfallen, als daß man von denen 24 Rivieren

dahin kommen muß. Ich kann nicht anders vermuthen, als daß diese Gesellschaft nur einen Arm dieses Flußes, oder einen andern Fluß der sich in den großen Fluß ergießet, müsse berühret haben; man wolte denn einen ganz andern Fluß annehmen, der in dieser Gegend vorhanden wäre und sich in das äthiopische Meer ergieße. Ihm sey nun wie ihm wolle, so trocknet doch dieser große Fluß von dem hier die Rede ist, niemals aus; und bis an diesen Fluß halten sich die kleinen Namacquas-Hottentotten auf, darum wurden

den 21. Septbr. Anstalten gemacht, die Equipage über diesen Fluß nach den großen Namacquas zu bringen.

Den 22. dito trat der Landmeßer Brink nebst dem Bürger Coetsee die Reise an, sowohl den Lauf des Flußes, als auch die Gegenden die nach der Mündung desselben hingehen, in Augenschein zu nehmen. Sie befanden, daß das hohe und steile Gebirge an einigen Stellen so nahe am Fluß lag, daß es nicht möglich war daselbst vorbei zu kommen. Man suchte also hinter dem Gebirge einen bequemen Weg, und nachdem diese Abgeschickten 2. Tage durch ein schweres felsigtes Gebirge gereiset und ohne gutes Wasser gewesen waren, fanden sie einen engen Weg nach dem Fluß zu, der ein Schlupfwinkel der Buschmänner war; bemerkten auch, daß einige derselben kurz vorher sich daselbst aufgehalten hatten. Auch entdeckten sie längs

den

den Fluß verschiedene kleine Ebenen, wo sich die Seekühe truppweise aufhielten. Das hohe Gebirge lief längs dem Fluß hin, ohne daß man dessen Ende nach Westen absehen konnte. Weil die Abgeschickten nicht versichert waren, ob sie hinter dem Gebirge Trinkwasser antreffen würden, mußten sie die fernere Untersuchung dieses Landstriches aufgeben, und kamen

den 26. Septbr. im Lager wieder an; von wannen der Hauptmann Tages vorher am 25. Septbr. einige nachgezogene kleine Namacquas an die großen Namacquas abgeschickt hatte, um diesen von der Ankunft des Landzugs Nachricht zu geben. Diese Abgeschickten waren nebst 15. großen Namacquas und 2. Schlacht-Thieren auch einigen Hammeln wieder zurück gekommen.

Der nurgedachte große Fluß, welcher seit der Ankunft der Gesellschaft täglich abgenommen hatte, war am 25ten, ohne daß es geregnet hatte, wieder 10. Zoll gewachsen. Auch wehete nehmlichen Tages der Westwind sehr stark und verursachte in dem Fluße solche Unruhe, daß man gezwungen war das Ueberbringen der Wagen für diesen Tag aufzuschieben.

Das Land der kleinen Namacquas gränzet gegen Westen an die See, gegen Norden an das Land der großen Namacquas (eigentlicher an das große Rivier) gegen Osten an die Gebirge wo sich die Buschmänner aufhal-

 ten,

ten, und gegen Süden an die Amacquas, unter der süder Breite von 28° 42' bis 30° 30'. Es ist ein trockenes und sandiges Land, ohne beständig fließende Ströhme. Die größten aber doch zu Zeiten austrocknenden Flüße sind, der schwarze Dorn-Fluß, der grüne- und der große Sand-Fluß. Diese nehmen ihren Ursprung in dem hohen Gebirge nordostlicher und ergießen sich in die See, meistens durch hohe felsigte Gebirge laufend, auf welchen weder Laub noch Gras wächst, unter welchen sich auch obgedachte Kupferberge befinden. Auch findet man darinnen längs den Flüßen einige hohe Dornbäume, und auf dem flachen Felde lange Staudengewächse, wovon der größte Theil Milchbäume sind.

Die kleinen Namacquas sind von Natur sehr träge und furchtsam, und weil sie wenig Vieh haben, so leben sie sehr armselig, und werden beständig von den Buschmännern beunruhiget, die sie sowohl ihres Lebens als ihres Viehes berauben. Man befürchtet also, daß sie nach einigen Jahren, durch die Buschmänner gänzlich möchten ausgerottet werden.

Anmerkung. Wie stimmt dieß nun mit Kolbens Bericht? der diese Nation als lauter große, kühne und muthige Leute, 20,000 streitbarer Männer stark, angiebt?

Den 29. Septbr. paßierte der ganze Landzug oder Kommando mit allen Wagen glücklich den Fluß; und es gingen bei 100. kleine Namacquas,



quas, sowohl Männer als Frauen und Kinder mit, welche unter den großen Namacquas ihre Freunde besuchen wollten, als welches außer solcher Gelegenheit, aus Furcht vor ihren Feinden nicht geschehen konnte. Auch befand sich darunter einer aus den großen Namacquas, der im vorigen Jahre zu den kleinen Namacquas herüber gekommen war: allein indem er sein Vieh durch den Fluß jagte, hatte er das Unglück zu ertrinken. Gegen Abend zog der ganze Zug noch weiter bis an eine Quelle, deren Wasser faul war, 1½ Meilen.

Den 30. September ging der Marsch wieder durch felsigte Gebirge bis zu einen Hottentots-Kraal, an einer sehr morastigschmeckenden Quelle. Die Vorsicht bewog den Hauptmann die Ordnung zu machen, daß immer 2. Personen nebst einen Bastard-Hottentotten die Nachtwacht halten — wie auch, daß jeder der Gesellschaft nach einer gezogenen Nummer, mehr nicht als 6. Thiere auf einmal eintauschen solte. Diese Tagereise betrug 3½ Meilen.

Den 1. October verließ dieser Landzug das Lager, und marschierte zwischen dem Gebirge bis an den Löwenfluß, der nordlich bei der Bergquelle entspringt und sich von hier südostlich in den großen Fluß ergießt. Den Namen soll er von den vielen Löwen, die sich daselbst aufgehalten, bekommen haben. (Heut zu Tage sind keine mehr daselbst) Längs dem Fluß wachsen viele Dornbüsche und Bäume von rothem Holze.

Der Fluß war zwar anjetzo trocken, doch konnte man wahrnehmen, daß er zur Regenzeit sehr hoch anschwelle. Aus einem Namacquas-Kraal, den die Gesellschaft antraf, waren die Bewohner desselben, ungeachtet sie von der Ankunft des Landzugs Nachricht hatten, geflüchtet, sobald sie einige zu Pferde ankommen gesehen. Nur einige alte Männer und Weiber waren vorhanden, die sehr in Verlegenheit zu seyn schienen, jedoch bald wieder Muth faßten, als sie mit Toback und Dacha beschenkt wurden. Sobald das geflüchtete Volk dieses wahrnahm, schlich es sich allmählig wieder herzu, und zeigte sich nachher ohne Furcht. Der Zug lagerte sich hier bei einer Wassergrube, welche die falsche Drift genennet wurde, und waren also diesen Tag nicht weiter vorgerückt als 1½ Meile.

Anmerkung:

Wie sehr widerspricht doch diese Aufführung denen bisher ausgestreueten Erzehlungen, nehmlich: daß die Hottentotten boshafte und grausame Leute wären. Die große Namacquas-Nation ist unter allen Hottentotten als die vorzüglichste anzusehen, und doch läuft ein ganzer Kraal auf den Anblick einiger Reuter davon, und verbirgt sich. Alles muß doch von Schriftstellern, die nichts reelles zu schreiben wissen, übertrieben werden, damit nur der Leser in ein Erstaunen gesetzt werde.

Den



Den 4. October ging der Marsch längs dem Löwenfluß bis an eine Quelle, welche Vogel-Fonteyn genennt wird. Hier endigt sich das Gebirge, und es fängt dagegen eine weite mit Gras bedeckte Ebene an. Der Weg bis dahin betrug 1½ Meilen.

Anmerkung:

Der unbekannte Leser wird sich wundern, wie es möglich sey, daß in diesen wüsten und wilden Gegenden, wohin zuweilen noch keine Christenseele gekommen ist, die Berge, die Flüße, die Quellen und dergleichen, Namen und noch dazu teutsche Namen führen. Es dienet also zu wissen, daß es lauter Benennungen sind, die ihnen die Hottentotten in ihrer Sprache gegeben, die Holländer aber also übersetzt haben.

Den 5. October wurde die Reise noch ferner längs dem Löwenfluß fortgesetzt bis an ein warmes Bad, welches eine beständig laufende Quelle ist, deren Wasser eine gemäßigte Wärme hat, und also immer zum baden bequem ist. Diese Quelle liegt etwan 200. Schritte an der Ostseite des Flußes auf einem kleinen felsenartigen Hügel. Das Wasser quillt auf wie ein kochendes Wasser, und hat einen etwas verdorbenen Geschmack, welcher doch aber nicht viel bedeutet, und das Wasser zum Trinken nicht unangenehm macht. Der Boden daherum war morastig, und das Salz lag an den Seiten des Wassers einen Finger hoch aufgetrocknet.

 (Kam

(Kam dieses auch mit dem Regenwasser aus dem Gebirge? Einfalt!) Auch wurden hier umher die ersten Cameleopardales (Giraffe) gesehen. Ein Weibchen, welches ein junges bei sich hatte, wurde getödtet, das junge aber gefangen, welches jedoch nicht lange konnte erhalten werden, sondern bald nachher krepirte. Die Reise dieses Tages betrug 1½ Meilen. Im Zwölften Kapitel, welches von der Jagd handelt, wird diese Giraffe beschrieben werden.

Den 10. October ging der Zug noch immer am benannten Fluße fort, und zwar: weil kein taugliches Wasser vorhanden war, bis zur Riet-Fonteyn, 2½ Meilen. Doch war nur vors erste die Gesellschaft der Bürger bis hieher gekommen, die Wagen aber und die abgematteten Thiere waren zurück geblieben, und kamen erst des folgenden Tages nach.

Bis hieher war schon einer aus dieser Gesellschaft Namens Coetsee im vorigen Jahre gekommen, und hatte von hieraus seine Rückreise genommen. Weiter ist vorher noch Niemand von Europäern gekommen, und alles folgende ist ganz neu.

Den 13. dito wurde das Lager bis an die frische Quelle verlegt, ¼. Meile.

Den 15. dito noch weiter bis an die Riet-Valley, ½. Meile.

Den 17. dito wurde von dem Bürger Batenhorst ein männlicher Cameleopardales geschoßen.

Den



Den 18. October ging der Marsch längs den Fluß bis zur Springböcke-Fonteyn, 2. Meilen.

Den 19. dito wurde der Ruheplatz bei der Renosterfonteyn genommen, wo auf 2. Stunden Gehens die Gras-Ebene sich endigte, und dagegen ein hohes oben flaches Gebirge seinen Anfang nahm. Diese Tagreise betrug nur 1¼. Meile.

Den 22. paßierte die Gesellschaft bei einem Hottentotts-Kraal einen hohlen Weg, kam darauf wieder in eine Ebene, und lagerte sich abermals an den Löwen-Fluß, 4. Meilen.

Den 24. dito wurde das Lager bis an die Perlhühner-Fonteyn verlegt, ¼. Meile.

Den 26. dito wurden die Bürger Coetsee, Marais und Greef vorausgeschickt, um sich nach dem Wege und Wasser umzusehen. Die beiden letztern liessen gegen Abend durch zwei Bastard-Hottentotten berichten, daß sie zwar Wasser gefunden hätten, aber wenig Wahrscheinlichkeit sey, die Wagen durch die Fels-Rücken zu bringen.

Den 27. dito kam Coetsee mit dem Bericht zurück, daß er einen Weg gefunden hätte, der zwar hier und dort mit schweren Klippen besetzt wäre, daß man aber dieselben noch wohl passieren könnte, und man nachhero auf einen ebenen Sandweg kommen würde. Der Kommandeur trat also Nachmittags mit dem ganzen Zuge den Marsch an, und nahm das Lager an der Berg-Fonteyn, 1½. Meilen.

Den

Den 28. October ging der Marsch zwischen dem flachen Gebirge hin, bis zum Draay-Rivier, welcher ausgetrocknet war, 1 $\frac{1}{4}$. Meile. Dieses Rivier entspringt bei der steilen Kluft, und ergießt sich zur Regenzeit in den großen Fluß. Längs demselben findet man schöne hohe und dicke Bäume von rothem Holze, und zwischen dem Gebirge gute Kornfelder.

Den 30. dito berichtete der vorausgerittene Coetsee wieder, daß er für 2. Tagereisen ziemliche Weide und Wasser gefunden hätte.

Den 31. dito marschierte der Zug zwischen dem Gebirge längs dem Fluß durch ein schönes Grasfeld, und bezog an dem Langen Berge das Lager, 1 $\frac{1}{2}$. Meilen.

Den 1. November mußte der Marsch in verschiedenen Richtungen genommen werden, um durch einen trocknen Fluß zu kommen, welcher mit steilen Ufern besetzt war. An die Riet-Kuyl, wo gut Wasser und Weide für das Vieh gefunden wurde, lagerte man sich nach einem Weg von 3 $\frac{3}{4}$. Meilen.

Den 4. dito nahm der Zug den Lager-Platz am Klip-Kuyl, 1 $\frac{1}{4}$. Meilen.

Den 6. dito verlegten sie das Lager an den Fluß Nord zum Osten, und da sie die südliche Breite nach ihrer Angabe nur auf 2. und die Länge nur 1. Minute verändert fanden, so scheint es daß sie nur $\frac{1}{2}$. Meile fortgerückt seyn.

Anmerkung. Es wäre zu wünschen, daß dieser Landzug die Art und Weise bekannt gemacht

hätte,

hätte, wie sie die Länge und Breite jedes Orts ausgefunden hätten. Die Breite mit dem Gradbogen oder Jacobsstab (wie ihn die holländischen Seefahrer nennen) auf dem Lande zu nehmen, ist, weil man wegen den Bergen und Hügeln den wahren Horizont nicht überall genau observiren kann, sehr mißlich und zweifelhaft: die Länge aber zu finden, dazu gehöret mehr Wissenschaft und Kunst. Mich däucht der Landmesser habe beides nur nach den Stunden und nach den Gegenden der Reise die sie nach dem Strich des Compaßes genommen haben, berechnet; denn sonst wäre es unmöglich, alle Tage ihr gehabtes Zenith anzuzeigen; aber diese Manier wäre sehr unzuverläßig.

Den 7. November berichtete Coetsee, daß er 3. Tagereisen voraus geritten sey, und gefunden habe, daß der Zug den ersten Tag einen steilen und steinigten hohlen Weg paßieren müßte, und wenig Wasser erhalten — den zweiten Tag aber ganz aus dem Gebirge heraus in eine schöne graßreiche Ebene kommen würde, wo man Wasser und Weide nach Wunsch haben könnte.

Den 8. dito stellten einige von der Gesellschaft vor, daß da sie bishieher noch keinen gegründeten Bericht von einer in Leinwand gekleideten bräunlichen Nation erhalten hätten, auch nach Coetsees Bericht noch länger durch einen felsigen, Wasser-mangelnden Landstrich paßieren müßten, sie besorgten, daß sie mit ihrem abge-

gemattetenZugvieh und ruinirten Wagen nicht gut fortkommen möchten. Dieses wurde mit der ganzen Gesellschaft in Ueberlegung genommen; und einige gaben den Rath, einige Bastard-Hottentotten auszuschicken, um sowohl den Weg weiter voraus zu untersuchen, als auch sich nach obgedachter Nation genauer zu erkundigen. Die mehresten verwarfen diesen Vorschlag und erklärten, daß es besser wäre nach Coetsees Bericht die Reise noch etwas weiter fortzusetzen, als bei der täglich zunehmenden Hitze stille zu liegen, und die Rückkunft der Hottentotten abzuwarten. Man würde überdem den jetzigen Mondenschein benutzen und den Fluß Braragul wo möglich entdecken, der nach den Landkarten nur 50. Meilen gerade nach Norden von hier liegen müßte. Denn sagten sie, es sey sehr wahrscheinlich, daß, falls würklich in dieser Gegend das gemeldete Volk sich finde, es sich um den Braragul-Fluß aufhalten müßte: und wenn man den Zug fortsetzte; so dürfte man hoffen, die noch unbekannte Westküste bis zum südlichen Wendezirkel zu entdecken. Zwar brachte man in Vorschlag, daß die besten Wagen mit dem gleichfalls besten Zugvieh ausgesucht und vorangeschickt werden sollten, indeß die andern schlechten Wagen und Ochsen bis auf jener Zurückkunft warten sollten. Da aber diese Meinung aus der Ursache verworfen wurde, weil es zu gefährlich sey in diesen entlegenen



legenen Landen sich voneinander zu trennen; so ritten, mit Genehmigung der ganzen Gesellschaft, Marais, Greef, Nieuwkerken, und Batenhorst mit einigen Bastard-Hottentotten voraus, und die übrigen warteten auf ihre Zurückkunft.

Den 12. November kamen diese vier Personen zurück und meldeten, daß sie die Paßage nach Coetsees Angabe würklich so befunden hätten. Ferner, daß sie bei drei Namacquas-Kraale gewesen, und sich nach braungelben Völkern erkundiget hätten; welche zur Antwort gegeben, daß sich mehr nach Norden eine Nation fände, die gleiche Kleider wie die Gesellschaft und langes Haupthaar hätte, aber brauner von Gesicht wäre. Andre hingegen hätten gesagt, daß diese Völker keine Kleider sondern Häute oder Kroßen trügen, ohne daß jemand diese Nation selbst gesehen oder gesprochen hätte. Die mehresten Namacquas aber hätten bezeugt, nichts von jener Nation zu wissen. Wiewohl nun der Bericht davon noch gleich zweifelhaft blieb, so wurde dennoch beschlossen, den Zug auf Hofnung noch einige Tage fortzusetzen.

Den 13. dito traten sie also den Marsch wieder an, vertheilten aber des Wassers wegen den Zug, und gingen mit der einen Hälfte der Wagen, früh morgens voran; denen die andern des Abends nachfolgten. Sie paßierten denselben Tag und die folgende Nacht, einen steilen,

fel-

felsigen hohlen Weg, nebst einigen steinigen Rücken von Bergen glücklich, ohne etwas an ihren Wagen zu beschädigen; ließen die Thiere etwas ausruhen, und verfolgten sodenn

den 14. November den Marsch bis zum Büffels-Rivier, der gegenwärtig nur einen kleinen trockenen Arm ausmachte; Winterszeit aber sich in den Gammafluß ergießt. Der Weg betrug 5. Meilen.

Den 15. dito trat der erste Zug den Weg voraus an, und

den 16. dito folgten die übrigen Wagen bis zu einem Hottentotts-Kraal, genannt Dwaal-Huck, 2. Meilen.

Den 18. dito paßierten beide Theile des Zugs, einen ausgetrockneten Fluß, kamen nachher aus dem Gebirge in eine schöne Gras-Ebene, und lagerten sich abends bei einem Hottentotts-Kraal, 2½. Meilen.

Den 19. dito kampirten sie bei einem alten verlaßnen Namacquas-Kraal, ¾. Meilen.

Den 21. dito berichtete Coetsee, daß auf dem Wege voraus gut Wasser vorhanden wäre.

Den 22. dito folgten sie ihrem Wegweiser, und kampirten bei einem großen Namacquas-Kraal am Gamma-Fluß, welcher ebenfalls ausgetrocknet war; sich aber sonst in das Fisch-Rivier ergießt. Das vor ihnen liegende Land schien ihnen flach, hier und dort aber mit einigen kleinen Bergen besetzt zu seyn. Die Felder waren mit Gras und Rinoceros-Büschen besetzt.

setzt. In der Ebene hielten sich große Truppe von wilden Thieren auf, nehmlich Rhinoceroße, Cameleopardales, Büffel, Kudus, Gemsböcke, Hirsche und Auerochsen. Der Weg bis dahin betrug 2. Meilen.

Den 2. December kamen Coetsee und Marais, welche der Kommandeur vorausgeschickt hatte, um nach den Weg und Wasser bis zum Fisch-Rivier zu sehen, wieder zurück. Sie berichteten, daß sie nach 3. Tagen an den Fisch-Rivier gekommen wären, und den Weg sehr gut, aber Wasser sehr wenig gefunden hätten. Der Fischfluß war auch ausgetrocknet, und hatte nur an einigen Stellen Gruben mit Wasser, hingegen an beiden Seiten des Flußes ziemliche Grasweide. Auch erzehlten sie, daß die dortigen Hottentotten reichlich mit Vieh versehen wären, und daß sich hieselbst eine große Menge wilder Thiere besonders Elephanten aufhielten. Sie hätten sich ferner nach den Damrocquas-Volke erkundiget, aber keine sichere Nachricht von ihnen erhalten können. Doch hätten ihnen einige ihrer Wegweiser erzehlt, sie wären bei einer gewissen weiter vorwärts wohnenden Nation gewesen, die schwärzer als die Namacquas wären, langes Haupthaar hätten, auf der Brust rauch und im Gesichte geschnitten wären, auch Kroßen von Thierfellen trügen. Diese Völker wohnten in hölzern Hütten und nährten sich vom Landbau und Tobackpflanzen. Auch würde in dieser Gegend viel Vieh und

auch Kupferminen gefunden. Noch hätten ihnen diese Wegweiser einen Berg, der gerade voraus nach Norden läge, gezeigt; wo nach ihrer Aussage das Land der Damrocquas, oder wie sie sie zu Zeiten auch nannten, Tamacquas seinen Anfang nehme, und sich nachher westlich nach der See hin erstrecke. Eben diese ihre Wegweiser hätten ihnen auch einiges Kupfer und Korallen gezeigt, womit einige von ihnen behangen waren, und die sie vom genannten Volke bekommen hätten. Sie setzten hinzu, daß die Korallen, die von blauem Glase, theils viereckig, theils rund waren, diesen von einem andern Volke gebracht würden, das noch weiter vorwärts wohnte, und gelb oder braunlicht von Farbe wäre, und Sondamocquas oder von andern Bricquas oder Birinas genannt wurden. Endlich hätten diese Wegweiser noch gesagt, daß sie es wohl übernehmen wollten, die Holländer nach dem Volke der Damrocquas oder Tamacquas zu bringen, daß aber in der gegenwärtigen außerordentlich trocknen Jahreszeit dies schwerlich geschehen könne, ohne sich wegen Wassermangel einer großen Gefahr auszusetzen.

Den 5. December theilte der Kommandeur diesen Bericht der ganzen Gesellschaft mit, und gab anbei zu überlegen, was man nun weiter zu thun hätte? Man nahm die Sache in Ueberlegung, und nachdem der Kommandeur

den 6. December alle Glieder der Gesellschaft wieder zusammenberufen, so war das einstimmige

Re-

Resultat davon, daß es nunmehr unmöglich sey mit dem abgematteten Vieh und den ruinirten Wagen, besonders aber wegen der täglich zunehmenden Hitze, bei fast gänzlichen Wassermangel die Reise weiter fortzusetzen. Vor allen Dingen müsse man sich hier nicht länger aufhalten, sondern, um sich selbst auf der Rückreise keiner Ungelegenheit durch Wassermangel auszusetzen, die Reise nach dem Kap schleunigst antreten. Hierauf wurde beschloßen, längs demselben Wege, den sie hergekommen waren, wieder zurück zu reisen. Diesemnach brach der ganze Zug auf, und trat den 7. December die Rückreise an.

Nach dem von dieser Gesellschaft an den Herrn Gouverneur und den Polizeirath abgestatteten Bericht befand sich dieselbe auf letztgedachtem Orte, auf eine Entfernung von 120½ Meile recht nordlich vom Vorgebirge der guten Hofnung oder der Kapstadt, 5¾ Meilen westlicher als die gerade Nordlinie, und 21¾ Meilen gerade nach Norden weiter, als der Bürger Jakob Coetsee im Jahr 1760. gewesen war. Uebrigens hat diese Gesellschaft noch folgendes einberichtet.

„Dieser ganze Landstrich von dem großen Rivier „ab, bis hieher (nehmlich, wo ihr letztes Lager war) „wird das Land der großen Namacquas genennt, „und seine Gränzen sind nach Westen die See; „nach Norden das Land von St. Thomas, nach „Osten die Bricquas und Enicquas, und nach Süden das Land der kleinen Namacquas. Es liegt

„unter der süder Breite von 25° bis 28° 42'.* Das
„Land selbst bestehet nach Süden und Westen mei-
„stens aus hohen Felsen-Gebirgen, auf welchen
„weder Laub noch Gras wächst. Nach Osten und
„Norden hat es schöne Grasfelder, wo sich denn
„auch eine große Menge großer wilder Thiere, Ele-
„phanten, Rhinoceroße, Cameleopardales, Auer-
„Ochsen, Büffel, wilde Pferde, gestreifte Esel,
„Coedoes oder Kudus, Gemsenböcke und Hirsche
„aufhalten. Die Flüße, die durch das Land laufen,
„sind der große- und der Fischfluß, der Löwenfluß,
„der Draay- und der Gammafluß; unter welchen
„der große Fluß sonst Charie oder Eyn genannt,
„der einzige ist, der nicht austrocknet. Dieser nimmt
„seinen Ursprung auf ungefähr 25° süder Breite,
„fließt nachher südwärts ab, vereinigt sich westlich
„mit dem Draay- und Löwenfluß, formirt alsdenn
„auf 28° einen Bogen, und fließt westlich in die
„See. Er macht die Gränzscheidung der großen
„Namacquas, nach Osten zwischen den Bricquas
„und Enicquas, und nach Süden zwischen den klei-
„nen Namacquas. Der Fischfluß nimmt seinen
„Anfang auch ungefähr auf der Breite von 25°,
„fließt ganz südlich durch die Mitte dieses Landstri-
„ches, und nachdem er in Osten durch den Gam-
„mafluß verstärkt ist, vereint er sich nachher dicht an
„der See mit dem großen Rivier, trocknet aber,
„wenn

---

* Sie sind nach ihrer eigenen Angabe nicht weiter gekommen, als bis auf 26° Breite und 37° 37' Länge. Also ist diese Gränzbestimmung nicht zuverläßig gewiß.
Der Verfaßer.

„wenn es im Winter weniger als gewöhnlich gereg-
„net hat, im Sommer ganz aus. Eben so gehet es
„auch dem Löwen- Draay- und Gammafluß. Die-
„se sämtlichen Flüße sind meistens mit Weiden und
„Dornbüschen, wie auch mit einigen andern Bäumen
„eingefaßt, die durchgängig die Größe gewöhnlicher
„Eichen, ein dem rathen Brasilien-Holze sehr ähn-
„liches Holz, und ein der Tamarinde sehr nahekom-
„mendes Blatt haben. Auch tragen diese Bäume
„eine Hülse wie ein halber Mond gestaltet, worin
„der Saame eingeschloßen ist, der aus einigen klei-
„nen braunen Bohnen bestehet. Das Klima ist
„überhaupt sehr rein und gemäßigt, und macht also
„die Einwohner sehr gesund. Doch hat man be-
„merkt, daß die Blatter-Epidemie, die man im Jahr
„1755. am Kap gehabt hatte, um eben die Zeit auch
„unter dieser Nation geherrscht habe. Demohnge-
„achtet sind diese großen Namacquas noch itzt sehr
„Volkreich, sind meistens in kleine Kraale oder
„Dorfschaften vertheilt, und leben ohne einiges
„Oberhaupt untereinander friedlich. Ihr Reich-
„thum besteht allein in Vieh, das sie in Ueberfluß
„besitzen, und Eisen und Korallen sind die Waaren,
„die sie am liebsten haben."

Auf der Zurückreise dieses Landzugs ist nichts merkwürdiges vorgefallen, außer daß sie in der Nacht vom 20. bis 21. Februarii 30. Stück Ochsen verloren haben, die ihnen die Buschmänner geraubt hatten. (NB. Wenn die Ochsen nicht von selbst wieder zurückg laufen) Sie sind insgesammt den 27. April 1762. gesund und glücklich wieder nach

dem Kap gekommen. Dasjenige aber, was sie in ihrem Bericht von denen Hottentotts-Nationen dem Herrn Gouverneur und dem Polizeirath gemeldet haben, wird man in dem Vierzehnten Kapitel, welches von den Hottentotten besonders handelt, vorfinden. Dieser von allen, die jemals unternommen worden, merkwürdigste Landzug ist in Erreichung des Endzweckes und der Absicht eine andre gesittete Nation aufzufinden, abermals verunglückt und fruchtlos gewesen. Man ersiehet aus dem Journal, daß derselbe eben den Weg genommen hat, den Coetsee ein Jahr vorher bereiset hatte, und so machen es alle ausgeschickte Kommandos; daher, und so lange sie immer die alten Wege wieder aufsuchen werden, wird man nicht viel Neues aus andern Gegenden zu erfahren bekommen.

In dem vierten Kapitel des ersten Theils habe ich gesagt, daß das Vorgebirge der guten Hofnung, so weit es von Holländern bewohnt ist, ein stumpfwinkliches Dreyeck vorstelle, dessen Basis die im Norden liegende Gebirgskette seyn könnte. Dieser beschriebene Landzug hat seinen Weg gerade nach Norden unweit der westlichen Seekiste genommen, und sich nachher um die gedachte Bergkette zu übersteigen, etwas ostlich gelenkt; hat uns aber, außer eines und das andre, was die Hottentotts-Nationen der Amacquas, groß- und kleinen Namacquas anbetrift und unten vorkommen wird, weiter nichts Neues gemeldet. Herr Sparrmann hat auf seiner einzigen Reise weit mehr Entdeckungen an der Ostseite gemacht, als alle andre Landzüge zusammengenom-

nommen an der Westseite gethan haben. Nach meiner wenigen Einsicht hielte ich dafür, daß, wenn ein dergleichen Kommando ausgeschickt würde, die Anstalten dazu anders getroffen werden möchten, Kaum ist ein solcher Landzug 4. Wochen unterwegs, so sind die Wagen und besonders die Zugochsen ruinirt; die Ursachen davon liegen am Tage, und ist zu bewundern, daß sie nicht abgeändert werden. Ich will einige davon anzeigen.

Vors erste ist die Art, wie die Ochsen eingespannt werden, die abgeschmackteste von der Welt. Kolbe hat sie auf der zweiten Tafel zu pag. 112. am richtigsten abgezeichnet, nur daß er die Schienen, die in dem Jochholze eingestochen werden, und breit wie die Schienen in den Wagenleitern sind, rund angedeutet hat. Ueber dem Halse beider nebeneinander gespannten Thiere liegt ein rundes Stück Holz, etwan 4. Fuß lang, und in der Dicke eines Mannes Arm. In demselben sind 4. Löcher, durch welche für jeden Ochsen 2. Schienen oder sogenannte Jochscheiden geschoben werden, die dem Vieh neben den Hals kommen, und unterm Halse mit einem kleinen Strang zusammen verbunden werden. Eines dieser Joche ist für das hinterste paar Ochsen, welche Achter-Ossen genennt werden, vorne an der Deichsel mit einem eisern Ring und Krampe fest angeschmiedet: für die übrigen 4. paar Ochsen aber an eine Kette, Riemen oder Seil festgemacht. Weiter sind keine Stränge an das Joch vorhanden, welche sonst in Europa hinterwärts an eine sogenannte Waage pflegen angehangen zu werden, damit der Ochse sei-

 ne

ne Kräfte dranstrenge, den Wagen mit den Strängen fortzuziehen; sondern das Vieh muß lediglich die ganze Last mit dem Halse und dem Nacken fortschieben. Die afrikanischen Ochsen haben zwar keinen Buckel auf dem Rücken, wie einige davon schreiben; aber doch ist der letzte Halsknochen oder der Wirbel zwischen dem Halse und dem Rücken etwas stärker und erhabener als bei den europäischen. Mit diesem kleinen Buckel, welchen die Einwohner die Schufft nennen, muß das Thier sich fast ganz alleine, ohne die Brust gegen die Schienen recht anlegen zu können, gegen das auf seinem Halse liegende Joch anstrengen und den Wagen fortziehen; oder deutlicher zu sagen: die Ochsen schieben nur das Joch vor sich hin, damit der Wagen, der mit der Deichsel an das hinterste Joch und mittelst der langen Kette oder dem Seile an die vordersten Joche festgemacht ist, nachfolgen müsse. Ich habe es nie ohne Mitleiden ansehen können, wie das arme Vieh auf diese Weise gemartert und geplagt wird. Denn da das hinterste Joch, wie gesagt, vorne an der Deichsel festgemacht ist, die Ochsen aber beide unter einem unbeweglichen Jochholze stecken, so kann man sich selbst leicht vorstellen, wie das Vieh, so wie sich der Wagen von einer Seite zur andern bewegt, mittelst der Deichsel ebenfalls von einer Seite zur andern geschleudert werde. In allen steinigen auch hohlen und solchen Wegen, die auf einer Seite ein hohes und auf der andern ein niedriges Geleiß haben, ist es am schlimmsten, und wäre es kein Wunder, wenn dem hintersten paar Ochsen die Hälse gar öfters gebre-



brochen würden; denn zumal, wenn ein beladener Wagen umfällt, so müssen die hintersten 2. Ochsen alsobald mit umfallen; es wäre denn, daß die Schienen an dem Joche entzweibrächen, und die Ochsen dadurch aus dem Joche kämen. Was aber das Vieh dabei ausstehen müsse, wenn es auf solche Weise von dem Joch gedrehet und gewürget wird, kann man sich leicht vorstellen. Kein Ochse kann sich mit seinem Kopf und Hörnern des Ungeziefers, der Wespen, Bremsen und Hornißen erwehren, denn weil er selbander unter einem Joche gespannt und eingekerkert ist; so kann er den Kopf nicht bewegen. Gehet ein Ochse ein wenig außer dem Geleiß, so zieht er seinen Gespann mit dem Joche herüber, und wird er angetrieben wieder in das Geleiß zu gehen, so drückt er jenen wieder mit dem Joche zurück, und jedesmal geht es dabei über die Hälse her.

Der Hebel an einem Wagen (nach der Mechanik zu sprechen) wird da gesucht und gefunden, wo die Waage kurz vor dem Vordergestell auf der Deichsel hängt. Werden nun die Ochsen mit Strängen hinterwärts an der Waage angespannt, so können sie, wo es bergan gehet, oder wenn der Wagen irgendwo stecken bleibt, den Vorderwagen um soviel leichter heben und anziehen; allein auf besagte afrikanische Weise ziehen die sämtlichen Ochsen den Wagen bloß an dem vordersten Ende der Deichsel, und verlieren dabei ohnedem schon die mehreste Kraft wegen der Entfernung von dem Ruhepunkt des Hebels. Ein etwas ausgefüttertes einzelnes Joch für jeden Ochsen, welches hinterwärts mit Strängen an einer

 Waa-

Waage befestiget wäre, wie man es in Steyermarck, Kärnthen, Krayn, Tyrol und in andern Gebirgs-Ländern hat, würde dem Vieh weit dienlicher seyn, um sich mit der ganzen Brust drein zu legen; und ich wolte drauf wetten, daß auf diese Weise, 6. Ochsen eine schwerere Last weit gemächlicher fortschleppen würden, als 10. Ochsen auf jene Weise thun können.

Der andre Hauptfehler bei den Landzügen, und wodurch die Ochsen am meisten abgemattet werden, ist dieser: Des Morgens früh mit oder gegen dem Tage, werden die Ochsen ohne etwas gefressen zu haben, eingespannt; man fährt nach Gelegenheit bis um 8, 9 auch wohl 10 Uhr; Nun werden die Ochsen auf die Weide gejagt, die nach der Güte des Feldes und der trockenen Jahreszeit öfters mager genug ist, und das arme Vieh hat bei der Hitze von den Fliegen und anderm Ungeziefer keine Ruhe, sein weniges Futter abzugräsen. Um 4. Uhr Nachmittags pflegt man wieder einzuspannen. Das Vieh hat also, weder zum Fressen noch zum Wiederkäuen einige Muße, und folglich kein Gedeihen. Bis 8. oder 9. Uhr Abends, pflegt man wieder zu reisen. Nun ist der Tag verstrichen; das Vieh kann weiter nicht gräsen, das Wasser mangelt auch gar zu ofte, und also muß dasselbe die Nacht über hungrig und durstig bleiben, und nur blos die Knochen etwas ausruhen lassen, bis es den folgenden Morgen, ohne etwas gefressen zu haben, wieder eingespannt, fortgetrieben und gemartert wird.

Drittens. Nie anders, als wenn die Regenzeit ziemlich vorbei ist, nehmlich im Monat August, wer-

werden dergleichen weite Reisen wie die Landzüge seyn, vorgenommen. Man scheuet sich, die in der Regenzeit angelaufenen Flüße eher zu paßieren, und man hat recht. Allein das ist unrecht, daß man dergleichen Reise mit schwer beladenen Wagen von der Kapstadt anfängt, fortsetzet und das Vieh abmarkert, bevor man in die Gegenden kommt, wo man den Proviant angreift, und die Wagen nach und nach erleichtert. Denn so weit als das Land bewohnt ist, kann man den Proviant leichtlich noch bei den Einwohnern bekommen. Besser wäre es, man schickte die beladenen Wagen kurz vor der Regenzeit bis so weit es möglich wäre, ich will sagen bis etwan in das Land der Amacquas voraus, und fütterte die Ochsen an einem grasreichen Ort und wo es Wasser genug hat, über Winter aus. Es verstehet sich von selbst, daß die Ladungen unter Hütten oder auf andre Art für den Regen in Sicherheit gebracht und das dabei befindliche Volk von Zeit zu Zeit mit neuen Proviant versorgt werden müßte. Bald nach der Regenzeit könnten sodenn die Kommandirten zu Pferde und zu Fuß sich dahin begeben, und sich mit dem ausgeruheten und ausgefutterten Vieh auf den Weg machen. Man würde sodann nicht allein Weide, sondern auch noch überall und ehe die trockne Jahrszeit eintritt, Wasser genug antreffen.

Es würde, viertens, sehr dienlich seyn, wenn nicht soviel beladene Wagen, welche ohnedem viel Geld kosten, mitgenommen würden. Obgedachter Landzug hatte 15. Wagen, jeden mit 10. Ochsen bespannt, mit; das waren 150. Stück Ochsen. Wäre es nicht besser gethan gewesen, sie hätten nur 6. oder

7. Wa-

7. Wagen mitgehabt, und aus denen übrigen Ochsen Trag-Ochsen gemacht und mit Proviant beladen? Die Hottentotten halten ja Trag-Ochsen, warum nicht auch die Europäer? Man hätte mehr als doppelten Nutzen davon. Ein afrikanischer Ochse kann ganz gemächlich in einem langen Sacke zwei Müdden Weitzen auf dem Rücken tragen; diese wiegen 360. Pfund, eben soviel könnte er auch an andern Proviant tragen. Zehen Ochsen trügen also 20. Müdden Getraide, aber auf einem Wagen schleppen 10. Ochsen nicht mehr als 12. Müdden fort. Man ersparte also nicht allein mehr als die Hälfte der Wagen, deren jeder 70 bis 80. und zuweilen noch mehrere Reichsthaler köstet; sondern da der Proviant täglich abnimmt, und folglich auch nach und nach immer weniger Trag-Ochsen nöthig wären, so könnten die ledigen Ochsen mit dem Zugvieh abgewechselt oder statt der marode gewordenen eingespannt werden. Zwischen dem Gebirge, engen und hohlen Wegen, würden Trag-Ochsen weit nützlicher zu gebrauchen seyn als die Wagen. Alles aber kann man freilich nicht auf Trag-Ochsen laden, z. Ex. die Schuyt oder das kleine Boot zum Uebersetzen über die Flüße. Ein solches obschon kleines Boot, ist auf einem Wagen eine ungeheure Maschine, welche beim Auf- und Abladen viele Mühe und Arbeit verursachet. Könnte das Gouvernement, welches doch ein solches Boot bei verschiedenen Gelegenheiten nöthig hat, nicht ein kupfernes oder blechnes Ponton von eben der Größe verfertigen lassen? Es würde viele dergleichen Reisen ausdauren, und vieleicht nicht



nicht viel mehr oder wohl gar noch weniger kosten, als ein solches Boot, wozu das Holz aus Holland hingeschafft werden muß; zumahlen wenn es bald in Holland völlig fertig gemacht würde.

Bei dermahliger Einrichtung, wie wir aus dem angeführten Journale ersehen haben, sind Ochsen und Wagen bereits mehrentheils zu Grunde gerichtet, bevor man soweit kommt, als man zu reisen Vorhabens ist. Die trockne Jahreszeit ist alsdenn schon vorhanden, und um nicht auf der Zurückreise mit dem Viehe zugleich für Hunger und Durst zu verschmachten, muß man den Rückweg über Hals und Kopf beschleunigen. Es ist dieses alles nicht ein bloßer Gedanke der mir anjetzo zwischen meinen vier Wänden einfällt; es ist dem Kapschen Gouvernement schon mehrmalen von vernünftigen Personen vorgetragen worden; Allein auch dort heißt es wie der gelehrte Balde sagt:

Cantantur hæc, clamantur hæc, dicuntur, audiuntur,
Scribuntur hæc, leguntur hæc, et lecta negliguntur.

Die Wahrheit zu sagen, man schenet Unkosten und läßt noch eins soviel verloren gehen.

Ich muß den Geneigten Leser noch einmahl an die Vorstellung eines Triangels, so das ganze Land formiret, erinnern. Da wo das Ende des Gebirges, welches an der Nordseite quer durch das Land gehet, und sich gegen die Ostseite im Nordosten endiget, ist es anjetzo bekannt genug, daß eine Oeffnung bleibet, durch welche man ganz gemächlich in das Camdebo und bis dahin kommt, wo nach Aussage der Chineser-Hottentotten, welche sich jenseits

dem

dem Zomo aufhalten, die Tambucki und Mambucki, wie auch mehr rechter Hand an die Ostseite, die würcklichen Kaffers wohnen sollen. Dorthin däucht mich würden die Landzüge zu richten seyn, und mehrere wichtige Entdeckungen machen können, als bei denen bereits bekannten sehr weit auseinander gelegenen Namacquas, bei welchen außer der Menge des Viehes, nichts als Armuth, Elend und wilde Lebensart zu spüren ist. Inzwischen ersiehet man aus dem angeführten Journal, daß die Namacquas, besonders diejenigen, welche die großen genenht werden, noch eine zahlreiche Völkerschaft ausmachen mögen; dabei aber nur in kleinen Kraalen, Dorfschaften oder Familien, weit auseinander wohnen; keine Oberherrschaft unter sich erkennen; und von mehrgedachter Landzugs-Gesellschaft kaum nach drei oder vier kleinen Tagereisen, ein Kraal aufgefunden worden. Es würden also nach Tachards Bericht schwerlich 2000. streitbarer Männer aus den großen und kleinen Namacquas — nach Kolbens Vergrößerungsglase aber noch weniger 20,000. Köpfe, wenn man auch Männer, Weiber und Kinder zusammen nähme, aufgebracht werden können. Noch mehr ersiehet man aus diesem Journale und aus dem Bericht an den Polizeirath, von welchen wir unten im XIV. Kapitel ein mehreres anführen werden, daß verschiedene Familien, welche doch alle zu denen Namacquas gezehlet werden, ganz besondre Namen, als Comeinacquas, Tradiamacquas, Cabonas, Korikambes, Keinamacquas und dergleichen mehr, angenommen haben.

Wolte

Wolte man nun aus allen solchen einzelnen Familien alsobald ganze Nationen schmieden, was würden da für Völkerschaften entstehen, die das Land wie die Heuschrecken überschwemmen müßten. Nichts desto weniger erkennet man doch aus der Entferung und den Zwischenräumen so vieler Kraale, was für ein weitläuftiges Land in dem südlichen Theile von Afrika, in einer rohen Wildheit unangebauet, wüste liegt. Millionen Menschen würden daselbst noch ihren Auf- und Unterhalt finden können, wenn das Land recht bevölkert und angebauet würde. Der Mangel des Wassers würde nicht aller Orten die Bewohnbarkeit verhindern. Die Hottentotten selbst graben in der trocknen Zeit Wassergruben oder Brunnen aus, und vernünftigere Menschen würden wie in Europa Mittel ausfinden, die abschießende Flüße durch Schleusen und Wehre, in ihrem Laufe aufzuhalten. Holz darzu, ist zwar nicht an allen Orten, in manchen Gegenden aber reichlich zu finden. Wären die ersten Kolonisten des Vorgebirges, ihrem gethanen Versprechen nachgekommen, und hätten bald Anfangs Bäume angepflanzt, so wäre das Land bereits ziemlich holzreich, und könnte die schönsten Waldungen von Eichen haben; denn diese kommen daselbst am besten fort. Ich habe Eichen gesehen, die in einer Linie etwas dicht nebeneinander gepflanzt waren, und daher nicht soviel Aeste getrieben hatten, als wenn sie weitläuftiger auseinander gestanden wären; Dagegen aber mit gerade in die Höhe gewachsenen Stämmen die Höhe der Tannenbäume erreichet hatten.

Schon

Schon in dem ersten Theile dieser Beschreibung habe ich erwähnet, daß ich etwas Späne von den unweit der Kap wachsenden rothen Bäumen auf verschiedene Art probiert, aber keine Farbe davon bekommen habe. Der vorbeschriebene Landzug aber hat in dem Lande der großen Namacquas, an dem Löwen- Draay- und Gamma-Fluß, Bäume von rothem Holze in der Größe der gewöhnlichen Eichen gefunden, die dem Brasilienholze ähnlich waren, und ein dem Tamarinden sehr nahe kommendes Blatt, über dieses eine Hülse mit kleinen braunen Bohnen, in Gestalt eines halben Mondes, hatten. Von diesen läßt es sich noch eher vermuthen, daß sie zur Färberei dienlich seyn könnten. Allein was helfen alle diese Entdeckungen, deren Benutzung man sich wegen Entlegenheit von der Stadt, und bei dem kostbaren Land-Transport nicht theilhaftig machen kann. Nach meiner wenigen Einsicht hielt ich dafür, daß die beste und erste Anlage, den wahren reellen Nutzen des Landes zu erlangen, diese sey: daß man von der Ostseite den Anfang mache und so von Zeit zu Zeit, Schritt vor Schritt nach der West, Nordwest, Nord, und Nordostlicher Seite fortschreite, um eine Gegend mit der andern durch die Flüße zu verbinden, und dadurch den Transport zu erleichtern. Die noch sehr unbekannten Länder, Sizikamma, Houtniquasland, Krakekamma, Nuku-kamma und mehrere andere an der Ostseite belegene Landstriche, werden den menschlichen Händen, vielleicht mehr als ein Jahrhundert, Beschäftigung genug geben; und da sie unweit dem indianischen

schen Meere liegen, den Wasser-Transport nutzbar machen. Wenn diese Gegenden erst in etwas aufgeräumt und in nutzbare Ordnung gebracht seyn, alsdann erst, wird es Zeit werden, tiefer in andre Gegenden zu dringen. Man wende mir ja nicht darwider ein, daß dieses unüberwindliche Schwierigkeiten machen werde; sondern überdenke nur, wie ehedem ganz Holland, nach der gänzlichen Ueberschwemmung und Destruirung des ganzen Landes, welche noch vor Christi Geburt durch den Nord-Westen-Wind verursacht worden, ausgesehen habe: als wovon man noch heutiges Tages Anzeigungen genug und große Bäume in der Tiefe des Erdbodens findet, die alle nach dem Süd-Osten gestreckt liegen. Diese Lage der Bäume thut unwidersprechlich dar, daß die damahlige Verwüstung, von einem außerordentlichen Sturmwinde aus dem Nord-Westen und zwar zur Herbstzeit entstanden; weil man zuweilen noch ganz reife und unverwesete Haselnüße in der Erde gefunden hat. In des Herrn von Loen bekannten und beliebten Schriften, wie auch bei andern Schriftstellern der ältern Geschichte lieset man, wie die damaligen Einwohner, welche wie die alten Teutschen von der Jagd lebten, wegen der vernichtigten Wildbahn, das ganze Land räumen müssen, und sich nach Italien gewendet, daselbst auch die Römer dreimal überwunden haben, zum viertenmale aber von den Römern wieder überwunden und gänzlich zu Grunde gerichtet worden seyn. Eine andere Nation jenseit den Rheinström, die Bataven oder Katten, trennete sich von seinen Landsleuten und

nahm Holland, als ein verlaßnes Land ein. Wie öde, wie wüste und wie elend, sahe es damahlen in den jetzigen vereinigten sieben Provinzen aus? und seit etwan acht Jahrhundert, was für ein blühender Staat ist daselbst entstanden? Menschenhände, wenn sie arbeitsam seyn, können mit der Zeit vieles, ja ich möchte sagen alles ausrichten, was möglich ist. Gott hat die Welt aus Nichts erschaffen; aber seit vorgedachter gänzlichen Verwüstung des Landes, kann man füglich sagen: Gott habe in Holland alles was nur erdacht werden kann, und zur menschlichen Nothdurft, Nutzen und Bequemlichkeit dienet, ebenfalls aus Nichts und blos durch menschliche Bemühung und Arbeit hervorgebracht. Holland, an und für sich selbst ermangelt an allem. Es erzeuget nicht so viel Getraide, als die einzige Stadt Amsterdam das ganze Jahr nur zum Frühstück verzehret; dennoch findet man beständig einen Vorrath davon auf Vier Jahre. Wo ehedem Land war, daselbst siehet man anjetzo Waßerkanäle, und wo Waßer stand, siehet man die eingeteigten Polders, auf welchen die größten Kühe und fettesten Ochsen weiden, deren doch das Land wenig oder gar keine erziehet. Nichts Eigenthümliches hat Holland, als auf dem Lande statt des Holzes Torf zum Brennen oder zur Feurung, und an den Küsten Fische in der See; aber kein süßes Waßer dieselben zu kochen. Außer demjenigen Waßer welches Gott vom Himmel regnen läßt, und in Cisternen aufgesammlet wird, muß alles Waßer in Water-Schuyten (Waßer-Kähne) auf den Flüßen von weiten herzu geholet und um Geld

er-

erkauft werden. Außer denen mit vieler Mühe angepflanzten Alleen, wächst kein Holz, und in keinem Lande wird mehr davon zu Schiffen und andern holzfressenden Arbeiten verbraucht, als eben hier. Brennholz wird gar nicht gefunden, und dennoch findet man hier die größten Brauereyen, ja sogar Glashütten, die blos mit Torf, dessen sich alle Einwohner zur Feurung bedienen müssen, unterhalten werden. Die prächtigsten Gärte sind in Gegenden angelegt, wo ehemals Moräste waren, auf denen man nicht gehen, reiten oder fahren konte, ohne daß sich das Land zu bewegen und zu zittern schien. Wie siehet es aber dermahlen in Holland mit den Manufacturen aus? Wenig oder gar kein Flachs wird gezeuget, keinen Seidenwurm siehet man, und die Schaafe haben schlechte Wolle. Wo findet man aber bessre Leinwand, schönere Sammete und andre seidene Waaren, und, außer in England, feinere Tücher und andre wollene Waaren? In ganz Holland findet man keinen weissen Thon; und doch die schönsten, die besten und feinsten Tobackspfeifen werden zu Gouda fabriciret, wozu der Thon erst aus dem Cöllnischen mit schweren Kosten muß geholt werden. Und im Vorbeigehen angemerkt: wer ist jemahlen in Holland gewesen, der nicht die schönen gemalten Fenster in der Kirche zu Gouda besehen und bewundert hat? Mit einen unvergleichlichen hellen durchscheinenden Colorit, ist die prächtigste Malerei auf den Glasscheiben eingebrannt: und nur für ein einziges groses Kirchfenster über dem Haupteingang an der Westseite, hat ein päbstlicher Nuntius auf

 Ver

Befehl seines Souverains, 100,000 Gulden offeriret, aber nicht bekommen. Man findet nirgends in der Welt eine dergleichen Glasmalerey, und diese Kunst ist mit dem Tode zweier Brüder die das Geheimniß erfunden hatten, abgestorben. Die Glasscheiben sind nur klein, etwan 8. Zoll hoch und 6. Zoll breit, und im Bleizug zusammengesetzt, so daß die Figuren in Lebensgröße erscheinen. Vor jedes Fenster, damit es nicht etwan durch einen unvorsichtigen Steinwurf beschädiget werde, ist auswendig ein Gegitter von Eisendrath gezogen, und nach Verlauf von 10. Jahren werden die Fenster ausgehoben und die Scheiben in neues Blei versetzt. Die obwohl gemalten Scheiben würden wegen ihrer Durchsichtigkeit, der Kirche wenig oder nichts am Lichte benehmen, aber das drathene Gitterwerk, verdunkelt dieselbe etwas. Der Geneigte Leser wird diese kleine doch merkwürdige Ausschweifung gütigst verzeihen.

Keine Spur von Eisenstein hat man in Holland entdeckt, und nirgend, selbst in Schweden von wannen das Eisen nach Holland kömmt, wird mehr Eisen verarbeitet als in Holland. Man kann dieses leicht selbst beurtheilen, wenn ich sage, daß ein einziger Ankerschmidt mit seinen Gesellen, zu einem einzigen grossen Anker, vier bis fünftausend Pfund in wenig Tagen verschmiedet. Ich geschweige des Ueberflußes von allen erdenklichen Waaren, Produkten und Kunstsachen, die aus den entferntesten Welt-Gegenden herzugebracht werden, und nirgends anders als aus Holland können geholet werden. Der gelehrte Scaliger hat in einem poetischen Briefe

an



an Dousa, von Holland sehr artig geschrieben. Ich will denenjenigen zu Gefallen, denen dieser Brief nicht bekannt ist, dasjenige niederschreiben, was mir in demselben vorzüglich gefällt:

Ignorata tuæ referam miracula terræ
Dousa! peregrinis non habitura fidem
Omnia lanicio: Lassat textrina Minerva
Lanigeros tamen hinc scimus abesse greges,
Non capiunt operas fabriles oppida vestra,
Nulla fabris tamen hic ligna ministrat humus,
Horrea triticeæ rumpunt hic frugis acervi
Pascuus hic tamen est non cerealis ager,
Hic numerosa meri stipantur dolia cellis
Quæ Vineta colat, nulla putator habet.
Hic nulla, aut certe Seges est rarissima lini
Linifici tamen est copia major ubi.
Hic mediis habitamus aquis, quis credere possit?
Et tamen hic nullæ Dousa! bibuntur aquæ.

Holland wimmelt von Menschen. In den grossen Städten müssen sich sehr viele Einlieger mit den gedrängesten Wohnungen, theils in Kellern (Souterrains) theils in den obersten Stockwerken bis unterm Dache, behelfen. Aber was wollen alle diese Bewohner Hollands sagen, gegen die Volksmenge die der Staat im entfernten Ost- und West-Indien, in Afrika und auf den Schiffen beschäftiget, unterhält und ernähret? Noch einmal so volkreich würde besonders Teutschland seyn, wenn nicht Holland jährlich so viel tausend Menschen nach andern Welt-

 theilen

theilen schickt: von welchen nicht der dritte Theil wieder zurück kommt; und von diesen Zurückkommenden, wendet sich nicht der zehente Mann wieder nach seinem Vaterland, sondern nimmt wieder Dienste bei der Seefahrt, oder bleibt in Holland. Wenn alle diese, seit mehr als zweihundert Jahren aus Teutschland nach andern Welttheilen gegangene Menschen sich in ihrem Vaterlande verheirathet, Familien errichtet und Kinder gezeuget hätten, so wäre es vieleicht zweifelhaft, ob Teutschland alle seine Einwohner ernähren könnte. Noch ist der jährliche Abzug beträchtlich, und wenn das Vorgebirge der guten Hofnung recht bevölkert werden solte, so könnte noch eine Million Menschen dazu erfordert werden, die sich alle daselbst würden ernähren und Vermögen erwerben können; wenn sie nehmlich denen geschäftigen, sparsamen und sinnreichen Holländern nachahmen, und ihre laßen Hände zur Arbeit ausstrecken wollten. Allein, ob es das Klima oder die Landesart schon so mit sich bringt, daß ein jeder daselbst, sobald er einiges Vermögen erworben hat, nur seine Sklaven arbeiten läßt, selbst aber müßig gehet, will ich nicht entscheiden. Gewiß aber ist es, daß, wenn die dortigen Einwohner etwas mehreres als Ackerbau, Weinbau und Viehzucht betrieben, und die noch im Lande verborgenen Schätze aufsuchten, die Produkte besser zu benutzen und die Kunst mit der Natur zu verbinden suchten; sie auch weit mehrere Reichthümer erwerben könnten. Die dortigen Schaafe z. E. haben in ihren Pelzen zwar viele wilde Haare; es fand sich aber doch bei meiner Zeit

ein

ein geschickter Hutmacher, welcher Hüte von der besten Mittelsorte daraus fabricirte, und gute Nahrung hatte. Ein einziger Bauer hat, nach Sparrmanns Bericht, seiner Frau und Kindern, das Wollspinnen und Strumpfstricken gelehrt. Warum erlernen es nicht mehrere? Die Kompagnie schickt alle 2. Jahre die Montur für die Garnison aus Holland, und alle Jahre ein schlecht gewebtes wollenes Zeug für die Sklaven. Ein weit besseres Tuch würde die Kapsche Wolle, welche ganz und gar verlohren geht, liefern; wenn man Anstalten zur Spinnerei, Weberei und Färberei machen wolte. Der Gouverneur W. A. v. d. Stell, hatte seine Schaafheerden schon so weit in Stand gesetzt, daß er, wie wir unten hören werden, die Wolle mit gutem Nutzen nach Holland schickte. Hundert und noch mehr neue Nahrungsmittel, getraute ich mich für dortige Einwohner in Vorschlag zu bringen und an Hand zu geben, wenn es mein Beruf wäre Projekte zu machen, oder unseren Landeskindern die ihr Brod auf das kümmerlichste erwerben müssen, Anlaß zu geben, nach Afrika zu emigriren. Doch ich will auch dieses Kapitel hiemit beschlüßen, und nichts weiter entdecken; denn es ist ohnedem unstreitig wahr, daß die holländische Ostindische Kompagnie unser teutsches Vaterland, an Volk und Geld am mehresten aussauget. Vieleicht kann ich dieses einmal in einem Tractat klar und deutlich erweisen.

Das neunte Kapitel.

Von dem Ackerbau auf dem Vorgebirge der guten Hofnung.

So wie das Brod, das erste, das beste und vorzüglichste Nahrungsmittel ist, welches der allgütige Gott dem Menschen zur Sättigung, zur Stärkung und zur Erhaltung seiner Gesundheit verordnet, und dieserhalb so gesegnet hat, daß man wohl eher aus einem einzigen Korn eine Staude gesehen hat, die mehr als 200. vollkommene Saamkörner enthalten hat; So ist auch das Getraide wovon das Brod gebacken wird, ein Gewächse, welches der Landmann zwar im Schweiß seines Angesichts erbauen muß, aber auch so dankbar ist, daß es ihm den besten Segen und den größten Reichthum liefert. Ein gewißer Landwirth in Schlesien fand in seinem Garten eine Staude, die aus einem einzigen Korn Roggen gewachsen war, und insgesamt 246. Körner enthielt. Diese säete er besonders und sehr dünne aus, und bekam des folgenden Jahres ungefähr ein Drittel von einer Metze. Dieses wiederum auf einen besondern Ackerfleck weitläuftig ausgesäete Getraide, lieferte im folgenden Jahre ein gehauftes schlesisches Viertel. Es war zur Zeit des siebenjährigen Krieges, und da gedachter Landwirth dieses Viertel Korn abermahlen auf ein besonderes Feld ausgesäet hat



hatte und sich solches sehr schöne zeigete, futteragirten es die Oesterreicher ab.

Das Brod ist eine Gabe des Allerhöchsten, welches unter allen Nahrungsmitteln darinnen den Vorzug vor allen Delicatessen hat, daß man seiner niemahlen überdrüßig wird, oder einen Ekel dafür bekommt. Dem Ekel, den der Mensch zu andern Speisen die er öfters genüßen muß bekommen kann, vorzubeugen, hat der allgenugsame Gott nicht allein tausenderley Speisen aus dem Thier- und Pflanzen-Reich verordnet, sondern auch noch überdem Gewächse hervorkommen lassen, durch deren Zuthat der Mensch eine jede einfache Speise auf mancherlei Art zurichten, verändern und nach seinen lüsternen Geschmack angenehmer, nahrhafter und wohlschmeckender machen kann. Das liebe Brod aber behält immer den Vorzug. Mit seiner angenehmen Säure stärket es den Magen, und verursachet, daß die Fleischspeisen nicht so leicht darinnen zur Fäulung kommen können. Das Brod, ob man es gleich täglich zu verschiedenen malen genießet, verursachet nicht allein niemahlen einen Ekel; sondern wenn ein Mensch in seinen Leibes-Umständen einige unangenehme kränkliche Empfindungen verspüret, dabei aber dennoch keine Abneigung vom Brodte empfindet, so ist es ein zuverläßiges Kennzeichen, daß er vom Herzen noch gesund und keine schwere Krankheit zu befürchten sey. Bei Brod und Waßer kann der Mensch gesund bleiben und sich lange Zeit erhalten; aber der Ueberfluß von den delicatesten Speisen bei Ermangelung alles Brodts, würde den

menschlichen Körper bald ruiniren; und ich habe es erfahren, daß mir und meiner Gesellschaft bei einer Lustreise nach einem abgelegenen aber angenehmen Walde, dabei wir verschiedene wohlschmeckende Speisen mitgenommen, das Brod aber vergessen hatten, gar bald alle Fleischspeisen widerstanden, und wir nichts weiter davon hätten essen können, wenn nicht eine Frau aus der Gesellschaft an einen mitgebrachten Kuchen gedacht und solchen statt des Brods ausgetheilt hätte.

Nun dieses vorzügliche Nahrungsmittel war es, auf dessen Anbauung die neuen Kolonisten auf dem Vorgebirge zuerst bedacht waren. Bekannt genug war es: daß ein Land jenseit der Linie und gegen den südlichen Pol, eine ganz entgegengesetzte Jahrszeit und Witterung haben müsse, als diejenigen Länder welche dießeit der Linie und gegen den Nordpol belegen seyn. Man konnte also ohne Mühe und ohne tiefsinniges Nachdenken begreifen, daß sich der Winter auf der südlichen Halbkugel anheben würde, sobald sich die Sonne über der Linie nach dem nördlichen Wendezirkel lenkte. Also wurde bald nach dem ersten im Monath April fallenden Regen, der Acker mit Hacken und Grabscheiten umgegraben und derjenige Saame ausgestreuet, der über Winter in der Erde bleibt und erst künftiges Frühjahr sein rechtes Wachsthum bekömmt. Weisser, gelber und blauer Weitzen nebst Roggen wurden zuerst, nachmahls aber auch Gerste und Hafer ausgesäet. Nie hatte man im folgenden Jahre schönere Feldfrüchte gesehen, unter welchen der weisse und gelbe Weitzen

der



der prächtigste — der blaue aber der ergiebigste war, und die mehresten Körner lieferte. Der Roggen war gleichfalls gut, doch bei weiten nicht so gut wie der blaue Weitzen gerathen; und nach mehrmals angestellten Versuchen, blieb man vorzüglich bei dem blauen Weitzen zum Hausbacken. Der Roggen aber, wiewohl noch hin und wieder etwas davon ausgesäet wird, ist zum Brodbacken den Europäern lieber als den Afrikanern: Es ist aber zu vermuthen, daß derselbe in denen kälteren Gebirgs-Gegenden besser gedeihen würde, als der Weitzen. Die spätest-ausgesäete Gerste, wurde am ersten reif, und wird auch noch heutiges Tages am ersten geschnitten und eingeärntet; sie gedeihet auch so gut, daß sie, solange sie noch nicht geschoßt ist, wohl zweimal zur Fütterung für die Reit- und Wagen-Pferde abgeschnitten werden kann, und alsdann noch fruchtbarer wird, als wenn sie nicht abgeschnitten wird. Der ganze Hafer hingegen ging bald bei der ersten Aussaat verloren; denn sobald seine Saamenbehälter anfingen die Farbe zu verändern, und zum Zeichen daß dessen Körner bald zur völligen Reife gedeihen würden, gelbe wurden, peitschte der Südostwind die Aehren so durcheinander, daß die Körner ausfielen und leeres Stroh gedroschen wurde. Diese erste Aussaat des Hafers beklagen und bejammern die Kapschen Landbauern, nach bereits verflossenen 120. Jahren, noch heutiges Tages: denn die damals ausgefallenen Körner, haben sich in wilden Hafer verwandelt, besaamen sich von selbst, vermengen sich mit dem guten Weitzen, und geben doch

nur

nur eine taube Frucht. Mit andern Feld- und Hülsenfrüchten, an Hierse, Heidekorn oder Buchweitzen, Linsen und dergleichen, ging es nicht besser. Der trockne Südostwind schlug es aus, und man hütete sich fürs künftige dergleichen Saamen auszustreuen, von welchem man erfahren hatte, daß man nichts einärnten konnte; doch sind diese Saamen nicht ausgeartet, verwildert und so wie der Hafer zur Last geworden. Mit denen in Ranken hoch laufenden Faßolen oder weissen Bohnen, konnte man auch nicht zurechte kommen. Man hatte keine Stängel um sie daran in die Höhe wachsen zu lassen, und auch die wenigen die man darzu auffinden konnte, wurden vom Winde umgeworfen und die grünen Ranken zerrissen. Graue Erbsen oder sogenannte Preußische Ortges, gelbe und grüne Erbsen, wie auch weisse Bohnen die niedrig wachsen und Zwerg-Faßolen genennt werden, sind die Hülsenfrüchte welche heutzutage noch angebauet werden, und sich sehr gut vermehren. Leinsaamen würde wahrscheinlicher Weise, da wo der Boden am leichtesten ist, in den ersten Frühlings-Monathen August, September und October sehr gut wachsen; Weil aber noch zur Zeit keine Spinnerei und Weberei getrieben wird, so wird kein Flachs begehrt. Die Arbeit würde dem afrikanischen Frauenzimmer zu langweilig, zu mühsam und zu wenig einträglich seyn. Die ostindische baumwollene Leinewandien sind ihnen lieber, und also wird auch kein Leinsaamen zum Oelschlagen begehrt, denn man hat auch keine Oelstampfen, und das weisse Nierenfett von den Schöpsen giebt schöne

Ker-

Kerzen, welche nicht so übel riechen als Leinöl. Hanf, rauchen zwar die Hottentotten und auch theils Sklaven, statt des Tobacks; ungeachtet der Rauch davon einen heßlichen Geruch von sich giebt, sehr gerne; doch bedienen sie sich mehrentheils nur des wilden Hanfs, und der wahre Hanf wird zu diesem Behuf nur alsdann gesäet, wenn man auf einem Landzug etwas dafür eintauschen will; oder wenn man Hottentotten in seinen Diensten hat, denen man ihre Portiones davon zutheilen muß. Die Proben, Batavischen Reis anzubauen, sind allzeit fehlgeschlagen, und da der afrikanische Bauer, sich, bei einer guten Aernte von Weitzen, Gerste, Erbsen und Bohnen, sehr gut befindet und Geld genug einnehmen kann, so findet er nichts bequemer, als sorglos zu leben, und sich mit Untersuchungen, Nachdenken, Forschen und Proben machen, nicht abzugeben.

Der Boden zum Ackerbau dienlich, ist durchgehends sehr verschieden und untermengt. Man wird sehr wenig Bauern-Plätze finden, auf welchen nicht gute Erdstriche mit Sandflecken und steinigten Boden untermengt sind. Ein Bauer der nach der Disposition der Kompagnie 60. Morgen Landes, jeden von 60. rheinländischen Ruthen besitzt, kann selten mehr als 30. Morgen zum Feldbau benutzen. Er ist genöthiget das übrige Feld zur Viehweide und zum Strauchwerk zur Feurung ungebauet zu lassen. Wenn aber ein Guth so gelegen ist, daß es keine nahe Nachbarn hat, deren Felder an jenes angränzen, und ebenfalls ausgemeßenes Land haben; so

so hat der Besitzer desselben wohl ein größer Stück Land, welches er unangefochten benutzen kann: denn, wenn er seinem Nachbar nicht zu nahe kommt, so wird ihm Niemand wehren sein Feld so weit zu beurbaren als ihm möglich ist. Daher kommt es, daß mancher Bauer noch eins soviel Getraide einärntet als ein anderer, dessen Feld von eben der Güte aber nicht so groß ist. Der Acker ist fast durchgängig sehr rein von Unkraut, und zwischen dem Weitzen findet man da wo sich der wilde Hafer nicht eingenistelt hat, kein wildes Futter. Dennoch habe ich einige Felder angetroffen, welche mit Drabok (Trespe) unter dem Weitzen überfüllt waren, und die Eigenthümer alljährlich viele Mühe anwenden mußten, dieses Unkraut theils auszujäthen, theils dessen Saamen aus dem Weitzen zu sichten. Auch findet sich an manchen Orten ein schädliches Unkraut, welches die Landleute Spurie nennen. Es breitet sich sehr aus, trägt viele kleine Saamenkörnlein, welche wenn sie auch von dem Vieh abgefressen werden und durch selbiges in den Dünger kommen, dennoch ihre Kraft zum Wachsthum beibehalten und sich vermehren. Man läßt daher solches Unkraut nicht gern abhüten, sondern gräbet oder jäthet es lieber aus.

Der reineste Weitzen wird zu Zeiten von dem sogenannten Rust verdorben, welcher die Aehren mit einem schwarzen Staub bedeckt und die Körner verzehret. Man hält dafür, daß es daher komme, wenn man immer einerlei Saamen von ebendemselben Felde wieder aussäet; dahero hat man noch

kein

kein besseres Mittel dawider gefunden, als daß man sodann andern Saam-Weitzen aus andern Gegenden, wo dergleichen nicht vorgekommen ist, herholet und aussäet. Man ist dieserwegen schon eher genöthiget gewesen, Seeländischen Weitzen aus Holland zu verschreiben und auszusäen. Heutiges Tages aber weis man, daß die Veränderung des Saamens, auch aus andern afrikanischen Gegenden ebendasselbige verrichte.

Der dortige Ackerbau oder die Bestellung des Ackers ist von dem europäischen, sonderlich dem in Teutschland wo es Klee-Land hat, wenig unterschieden. Doch will ich einige Nachricht davon mittheilen. Außer demjenigen Brachfelde in den tiefen Thälern, welches die Art hat, das sich alsdann wenn der Acker brache liegt, viele Disteln darauf erzeugen, welche mit der Hacke ausgehoben, getrocknet und verbrannt werden müssen, wird kein Acker umgestürzt, und mit Ruhrhaacken umgewandt. Vielmehr gehet der Säemann, wann zuvor der Dünger ausgebreitet worden, auf den Brachacker vor dem Pflug her und streuet den Saamen aus; welcher hinter ihm her, mit dem Pfluge eingeackert und weiter nicht eingeegget wird. Es geschiehet dieses bald zu Anfange der Regenzeit, sobald das Erdreich nur soviel angefeuchtet ist, daß man es mit dem Pfluge, vor welchen sodenn 8. auch wohl nach der Strenge des Ackers 10. Ochsen eingespannt seyn, bezwingen kann. Es wächset nicht leicht auf dem Getraide-Acker, sondern gerne darneben auf ungebaueten Lande, ein kleines Stauden-Gewächs kaum

ei-

eines Fußes hoch, welches röthliche und holzartige Stengel treibet. Der Name desselben ist mir entweder entfallen, oder wie ich eher vermuthe, hat es keine eigentliche Benennung; es treibt aber Wurzeln die mehr als 10. bis 12. Ellen lang werden, und nicht viel stärker sind als die Süßholzwurzeln (Radix liquiritiæ). Wenn diese sich soweit erstrecken daß sie in die Kornfelder kommen, und es kommt beim Pflügen die Pflugschaar unter und das Pflughaupt gegen ihnen an, so muß der Pflug, wenn er auch mit 10. Ochsen bespannt ist, davor stehen bleiben, und die Wurzel mit einer Axt oder Beil voneinander gehauen werden, so zähe sind sie. Das auf vorgedachte Weise mit dem Pfluge eingeackerte Getraide, wächst hernach Strich- oder Reihen-weise, nur oben auf der umgestürzten Erde; in der tiefen Furche aber wächst nichts, kann auch nicht; weil der Pflug daselbst den Saamen weggenommen und mit der Erde auf der erhöheten Reihe gestürzet hat. Der Pflug selbst ist größer und schwerer als in Teutschland. Die Pflugschaar noch wohl dreimal größer, stärker und schwerer als in Teutschland, und ist auf das Pflughaupt, welches ein Stück Holz von 2½ Fuß lang, 10. Zoll breit und 5. bis 6. Zoll dicke ist, mit einem eisern Bolzen, durch welchen eine Klammer gestochen wird, befestiget. Das Haupt aber ist unter der Schaar abgeschärft, damit diese schräge liegen und in die Erde dringen kann. Neben dem Pfluge ist das Streichbrett sehr breit und schräge befestiget, damit die tiefe Furche recht reine ausgestrichen werde. Der Kauter oder Secher ist nicht

nicht gar groß, und stehet mit seiner Spitze kurz vor der Schaar. Die beiden Pflugräder sind nicht von gleicher Grösse, sondern das was in die tiefe Furche gehet, ist mehr als noch eins so groß als das andre welches oben auf dem Acker gehet. Jeder Pflug hat hinten zwei Handhaben, und der Pflugbalken an welchen hinterwärts die Handhaben befestiget seyn, liegt vorne auf dem Schemmel über die Axe in einer halbrundten Vertiefung, und hat verschiedene Löcher, in welchen ein eiserner mit einer kleinen Kette an dem Schemmel befestigter Nagel, um so viel näher oder entfernter von dem Schemmel gestochen wird, als man haben will, daß die Schaar tiefer oder seichter einbeißen soll. Zu jedem Pfluge werden drei Personen gebraucht; einer, welcher gemeiniglich nur ein Sklavenjunge oder ein Hottentotte ist, gehet voran und leitet die Ochsen an einem Strange. Der stärkste Sklave, oder ein arbeitsamer Bauer selbst, regieret hinten den Pflug, und einer gehet mit der Peitsche, deren Stiel mehr als 10. Fuß und die Geißel mehr als noch einmahl so lang ist, neben dem Vieh her, um es anzutreiben.

Es ist nur ein geringer und gewiß nicht sehr bemittelter Bauer, der nicht mit drei Pflügen zugleich auf den Acker ziehet, und den einen hinter den andern also treiben läßt, daß der zweite neben dem ersten und der dritte neben dem zweiten, die Furche macht. Da die afrikanischen Bauern viel Vieh und also auch viel Dünger haben, so werden auch die Aecker reichlich gedünget, alsdann aber pflegt man auch gerne drei Früchte davon zu nehmen, und

im vierten Jahre den Acker zur Brache liegen zu lassen. Vom Brachacker aber hat man nicht so viel Fütterung wie an manchen Orten in Teutschland zu erwarten. Ist der Brachacker bestellt, so ziehet man mit dem Pfluge auf diejenigen Aecker welche am tiefsten liegen, und am ersten von dem Regen erweicht worden, auch im vorigen Jahre besäet gewesen; worauf dann weiter nach und nach die übrigen zuvor besäet gewesenen Felder bearbeitet, aber nicht vor sondern nach den Pflug besäet und durch Pferde geegget werden. Dergleichen im vorigen Jahre besäet gewesene Aecker sind leichter zu behandeln, und können mit 6. höchstens 8. Ochsen umgepflüget werden; es sey denn, daß auf solchen Güthern wo der Acker sehr schwer, leimig oder lettig und fett ist, ein Joch Ochsen mehr erfordert würde.

Sandige Gegenden werden zu Bauer-Güthern nicht leicht erwählt, wo aber dennoch dergleichen Erdstriche, wie in dem warmen- und kalten Bock-Felde und im Caro-Lande mit unterlaufen, da werden solche sehr reichlich gedünget und nur 2. Früchte davon genommen; sodann aber wieder Brache liegen gelassen. Der Weitzen wächst auf solchen Boden ungemein rein, aber nicht in so grossen Stauden mit vielen Aehren wie in den süßen oder fetten Feldern.

Wenn der Weitzen eingesäet ist, so wird der Gerst-Acker bestellt und besäet. Erbsen werden noch später, die weissen Bohnen aber zuletzt ausgesäet: und sobald auch diese besorgt seyn, so hat die Acker-Bestellung bis zur Aernte ein Ende. Der

Re-

Regen hält wechselsweise mit abwechselnder angenehmsten Witterung bis zu Ende Octobers oder höchstens bis im November an; Die letzte Regenzeit vom September an, kann man allhier die schönste Jahreszeit nennen. Denn zu geschweigen, daß es, außer in den höchsten Gebirgen, niemahlen so kalt wird, daß man Schnee oder Eis habe; so hat man in diesen Monathen die schönsten Frühlingstage, die mit unserm May-Monathe verglichen werden können. Sobald es nur einigemal geregnet hat und das Land durchfeuchtet worden, so schlägt wenigstens im Monath Julio das Gras wieder aus, und die ganze Natur scheinet sich aufs neue zu beleben; vorzüglich aber auf denen Feldern wo in der trocknen Jahreszeit das dürre Gras und die Sträucher angezündet und abgebrannt worden, bedeckt das grün hervorschießende Gras, das Erdreich, wie mit einem grünen Sammet. Die Felder sollen zwar nicht angezündet und abgebrannt werden, und die Bauern sehen es selbst nicht gerne, weil dadurch dem Vieh das wenige zu selbiger Zeit noch übrige Futter gänzlich benommen wird: allein man weis und erfährt es selten, wo das Feuer zuerst angelegt worden. Es geschiehet jederzeit wenn der Südostwind wehet, und dann breitet es sich sehr weit aus und lauft mit einer Geschwindigkeit fort, die fast unwiederstehlich ist. Sobald die Landleute ein solches Feuer von weiten wahrnehmen, rufen sie alle ihre Leute, Gesinde und Kinder, groß und klein herzu; nehmen, wenn es nur in der Eile geschehen kann, Zweige von Bäumen, stellen sich dem Feuer entgegen, und schlagen

es so viel möglich mit den Zweigen aus, damit, wenn es auch nicht ganz getilget wird, doch nicht zu nahe an ihre Wohnungen, Wein- und andere Gärte komme. Es ist schon sehr oft geschehen, daß ein solches Feuer ganze Weingärte ruiniret hat. Dieserwegen machen auch Eigenthümer, wenn nur Steine genug zu bekommen seyn, gerne Mauren von Steinen mit Erde untermengt um ihre Weinberge. Wenn aber die zwischen die Steine geworfene Erde, mit der Zeit begraset und ebenfalls von der Hitze dürre wird, so läuft doch das Feuer über die Mauer weg, und macht vielen Schaden. Gemeiniglich sind es die Schaafshirten, welche dergleichen Feuer stiften, um ihren Schaafen desto zeitiger frische Weide zu verschaffen. Kommt der Thäter an den Tag, so wird er hart gezüchtiget, und ich habe mit vielen Mitleiden einen Sklaven dafür prügeln gesehen, dessen Alter man nachrechnen konnte, daß es über 100. Jahre betrug; weswegen ich mich auch ins Mittel legte und für ihn bath; weil er sich damit entschuldigte, daß er es gethan hätte, um zwei Wölfe zu verjagen, die sich in einem mit Schilf bewachsenen Morast aufgehalten. Ebengenannter alte Sklave war noch einer von den ersten die von Madagascar waren auf das Vorgebirge gebracht worden. Er hatte in seinen jüngern Jahren mit einer Sklavinn eine Tochter gezeuget, welche einem wohlhabenden Bürger in der Stadt gehörte. Diese Tochter hatte sich 24. Rthlr. Geld oder etwas mehr gesammlet, und kaufte ihren alten Vater mit 24 Rthlr. los, welches, weil er so sehr alt schon war,

der

der Eigenthümer sehr gerne geschehen ließ. Die Tochter nahm also den alten Vater mit sich, und wolte ihn bis an sein Ende ernähren; Allein er war kaum 4. Wochen bei ihr, so fiel ihm die Zeit zu lang; wendete sich wieder zu seinem vorigen Herrn und weil er nunmehro ein freigelaßener war, so vermiethete er sich bei ihn wieder für einen Schaafhüter, und solte jährlich 12. Rthlr. Lohn bekommen; er lebte aber nur noch eine kurze Zeit, und mußte also noch von seinem alten Herrn begraben werden. Man siehet hieraus, daß es auch unter den Heyden Kinder giebt, die ihre Aeltern werth halten. Die Regenzeit ist also (wie gesagt) als die angenehmste Frühlingszeit zu schätzen; denn für einige wenige Tage Regen und ungestümes Wetter, hat man gewiß bald darauf 4, 5. oder 6. Tage das schönste Wetter zu hoffen. Nur weite Reisen sind in dieser Jahreszeit, wegen den stark angelaufenen Flüßen sehr beschwerlich und zuweilen gar nicht thunlich.

Nach bestellter Saat, nimmt der Bauer mit seinen Leuten andre Arbeit entweder zu Hause vor, oder läßt den Garten umgraben, und zurechte machen. Die Regenzeit geht vorbei — und ob der Landmann schon weis, daß er in der Kornblüthe und bis weit über die Aernte hinaus, wenig oder gar keinen Regen zu hoffen hat, so ist er doch darum unbesorgt und versichert daß ihm Gott eine reiche Aernte bescheren werde. Schlägt diese fehl, so muß er sich mit andern seines gleichen trösten und in Gedult fassen: denn er kann seinen Miswachs nicht wi in

 Ell-

Europa durch einen höhern Getraidepreiß einigermaßen ersetzen. Der Preiß des Weitzens ist auf acht und der Gerste auf sieben Gulden fixirt; wehe ihm, wenn es an den Tag käme, daß er es an einen Bäcker oder jemanden anders theurer verkauft hätte. Bei einem allgemeinen Miswachs, macht das Gouvernement alsobald Anstalten, daß die Magazine vor allen Dingen mit so viel Getraide versehen werden, als auf dem Vorgebirge selbst nöthig ist. Die Bäcker müssen zum Unterhalt der städtischen Bürger und der Seefahrenden auch versorgt werden, und dann schickt das Gouvernement Kommißarien aus und läßt den übrigen Vorrath untersuchen, aufnotiren, und die Landleute anhalten, dasjenige was sie über ihr eignes Consumo nöthig haben, abzuliefern, um es nach Batavia zu schicken. Weil aber auf Batavia jederzeit ein Vorrath von Getraide auf einige Jahre asserviret wird, so leidet dieser Ort auch nicht bei einem afrikanischen Miswachs. Sobald im Monath December insgemein um die Hälfte desselben der Weitzen anfängt die Farbe zu verändern und weißgelbe zu werden, durchstreicht ein jeder guter Wirth seine Felder täglich zweimal, und merket sich, welche Flecke zuerst anfangen zu reifen. Er wartet mit dem Ausschneiden solcher reifenden Ackerstücke nicht so lange bis das Getraide völlig reif geworden. Die Körner sind öfters noch zur Hälfte weich, wenn die erste Sichel angesetzt wird; allein es hat nichts zu bedeuten; denn wenn das abgeschnittene nur eine Nacht in Schwarten ausgebreitet, auf dem Acker gelegen hat, so ist das Korn völlig



lig hart und zum Einführen reif genug. Des folgenden Tages werden von dem des vorigen Tages noch ganz weich abgeschnittenen Weitzen kleine Garben zusammengebunden, und des Abends nach Sonnen-Untergang in die Mieten gebracht. Die Schnitter bücken sich beim abschneiden des Getraides nicht gerne allzusehr, und also bleiben die Stoppeln wohl einen Fuß lang auf dem Acker stehen; welches aber, weil man dennoch Stroh genug bekommt, nicht geachtet wird. Allein eben dadurch wird das abgeschnittene sehr kurz, und dennoch nimmt der Binder keine andre Strohbänder zu den Garben als von eben diesem Felde und Getraide. Er faßt in jeder Hand kaum 20. bis 24. Halmen, schlägt oben unter den Aehren einen halben Knoten, und legt diesen Bund um einen kleinen Haufen Getraide, drehet das Stroh unten ein paarmal zusammen, und sticht das Ende unter dem Bande ein. Die Garben werden also nicht dicker und stärcker, als daß man sie mit 3. Spannen umgreifen, und füglich 3. Garben unterm Arm nehmen kann. Die Gerste ist, wie bereits gesagt worden, das erste Getraide, was zeitiget, und sobald diese eingeärntet ist, welches gemeiniglich kurz vor den Weihnachts-Feyertagen geschehen ist, so zeigen sich auch schon auf den hochliegenden Aeckern gelbe Flecke in dem Weitzen. Diese werden sodenn zuerst ausgeschnitten, des folgenden Tages gebunden und in die Mieten gebracht. Die sich jedesmal um diese Zeit einstellende Aernte kann man nicht ganz unrecht der afrikanischen Bauern ihre Weihnachts-Feyer nennen; denn da kann

niemand von ihnen in die Kirche kommen: und da in unserm teutschen Vaterlande sich um diese Zeit die Kinder auf ein sogenanntes Christbescherfel freuen, so pflegen die afrikanischen Kinder dagegen zu weinen, weil sie sehr zeitig aufstehen und den ganzen Tag auf dem Felde arbeiten müssen. Inzwischen gelangen alle Felder zur Reife; und derjenige Bauer, der nicht viel Sklaven und Kinder hat, giebt sich in Zeiten alle Mühe mehrere Leute zum Eindrnten zu bekommen, damit ihn nicht die Arbeit übereile und das Getraide aussfalle. Diejenigen, welche nicht gar weit von der Stadt wohnen, bekommen wohl von denen Bürgern einige Sklaven geliehen, und zahlen ihren Herrn entweder für die ganze Aerntezeit, oder auf einen völligen Monath 4. rthl. Verstehet sich dabei von selbst, daß die Sklaven darneben gespeiset und mit Toback versorgt werden müssen, auch noch wohl nach vollendeter Aernte ein kleines Douceur bekommen. Einige wenige arme Kolonisten vermiethen sich auch wohl zum binden, aber nicht zum schneiden, und bekommen nebst Essen und Trinken täglich einen Kapschen Gulden oder 16. Stüber Verlohn. Diejenigen Bauern hingegen, die tiefer ins Land wohnen, bewerben sich um Hottentotten, geben ihnen satt zu essen, und veraccordiren den Lohn für die ganze Aerntezeit, oder noch etwas länger, bis das Getraide, was sie der Kompagnie liefern wollen, ausgedroschen ist. Denn da das ausgedroschne Getraide alsofort auf dem Dreschflur eingesackt, auf die Wagen geladen und nach der Stadt gebracht wird, der Bauer aber gemeiniglich 2. Wagen zugleich abschickt



schickt und dazu 4. Sklaven nöthig hat; so fehlt es ihm hernach an Leuten das Dreschen fortzusetzen; denn die Ochsen- Pferde- und Schaaf-Hirten können zu keiner andern Arbeit gezogen werden.

Wann nun aber das Getraide durchgängig und fast zu gleicher Zeit, außer dem, was etwa in tiefen und schattigten Gründen oder Klüften stehet, reif wird, und die Schnitter dadurch gleichsam übereilet werden; so muß das abgeschnittene alsofort gebunden, die Garben aber allesamt mit den Aehren nach der Südostseite gelegt werden. Denn um die Aernrezeit herrschet beständig ein Südostwind, und wenn die Garben mit den Aehren nicht in den Wind liegen, sondern dieser von der Strohseite in die Garben blasen und das Stroh in die Höhe heben könnte, so würde er dieselben zerreißen und wegführen. Das Abschneiden des Getraides wird bald frühzeitig mit Anbruch des Tages vorgenommen: um 7. Uhr wird gefrühstückt, und gleich darnach noch soviel möglich damit bis längstens 10. Uhr fortgefahren. Alsdenn ist die Hitze schon zu groß, und das Getraide würde zu sehr ausfallen. Von 10. Uhr bis Nachmittags 4. Uhr wird nichts gethan, als um 12. Uhr gespeiset. Die Schnitter und Binder ruhen und schlafen bis gegen 4. Uhr; alsdenn fangen sie wieder an zu schneiden, und dies währet so lange als man sehen kann, ungefähr bis um 8. Uhr. Sobald alsdenn das Abendbrodt verzehrt ist, werden die Wägen bespannt und das gebundene Getraide in die Mieten gebracht. Dies muß zur Nachtzeit, wenn die Körner in den Hülsen einige Zähigkeit angenommen ha-

hen geschehen, sonst würde das mehreste davon ausfallen. Ja bei recht dürrer Witterung ist man zuweilen genöthiget ein Wagentuch in dem Wagen auszubreiten und die Garben darauf zu legen; da man dann viel ausgefallenen Weitzen zusammenraffen kann.

Die Mieten sind rundte Plätze mit einer Leimwand etwan 4. bis 5. Fuß umgeben; in diesen werden die Garben ordentlich in die rundte und zwar so gelegt, daß die Aehren allesamt einwärts, das Stroh aber nach außen zu liegen kommt. Man thürnet die Garben so hoch auf, als man sie vom Wagen demjenigen, der die Miete packt, aus Hand in Hand geben kann. Keine Heu- oder Korngabel kann dazu gebraucht werden, weil die Garben nicht so feste wie in Europa mit Strohseilen oder Wieten gebunden werden. Ist die Miete hoch genug, so werden die obersten Garben so gelegt, daß sie eine stumpfe Spitze formiren, und diese wird mit etwas altes Stroh bedeckt, damit bei einem ganz unvermutheten Regen, welcher doch um diese Jahrszeit höchst selten erwartet wird, derselbe nicht so sehr in die Miete und in das Getraide dringen kann.

Im platten Lande, und außer dem Gebirge, welches tief in das Land, sonderlich an die Nordostliche Seite liegt, hört man es selten, und alsdenn auch nur von weiten etwas weniges donnern. Ich erinnere mich in denen 8. Jahren meines dortigen Aufenthalts kaum dreimal einige entfernte Donnerschläge gehört zu haben. Eben so wenig pflegt es bei einem starken Platzregen zu schloßen: folglich

ha-



haben die dortigen Einwohner, Gott Dank! dafür!
von Wetterschaden und Entzündungen nichts zu be-
fürchten. Nur der bereits oben gedachte Rust thut
zuweilen — doch mehrentheils auch nicht durch-
gängig, sondern nur Strichweise einigen Schaden
an dem Weitzen. Den mehresten Getraide-Scha-
den verursachen die Vögel und die Hirsche. Die
sogenannten Kapschen Rehböcke gehen lieber in die
Gärte, werden aber auch daselbst durch Schlingen
heßlich belauret. Die Kapschen Hirsche sind zwar
zwischen der Kapstadt und dem kleinen Berg-Ri-
vier, auch wohl dießeit dem großen Berg-Rivier
nicht sogar häufig vorhanden, auch nicht über 20.
bis 24. in einem Rudel beisammen. Allein da, wo
sie in das Getraide kommen, beißen sie nur die Ae-
ren ab, und zertreten dabei mehr als sie abfreßen,
können also in einer Nacht viel Schaden machen.
Wo sie aber durch einen Schuß erschröckt und ver-
scheucht werden, da kommen sie nicht sobald wieder.
Ich habe sie selbst an einem gewissen Orte, wo sie
einige Nächte hintereinander in das Getraide ka-
men, und bereits eine eigene Bahn abgetreten hat-
ten, zu verschiedenen malen aufgelauert, aber sie
kamen nicht. Kaum war ich schon beim hellen Ta-
geslichte von meinem Standorte ab- und nach dem
Bauerhof gegangen, so wurden sie mit dem Kopf
und Hörnern in dem Getraide gesehen. Sie gehen
allezeit gegen den Wind, und also bekommen sie die
Witterung von allem, was ihnen entgegen ist. Die
soviel Schaden am Getraide verursachende Vögel,
sind die gelben Finken mit schwarzen Flügeln und
Köpfen,

Köpfen, von welchen ich schon oben gemeldet habe, daß sie sich das ganze Jahr hindurch Schaarenweise beisammen halten. Ich habe bei einem guten Freunde gesehen, daß sie ein Stück Feld, auf welchem zwei Mudden Weitzen ausgesäet war, schon lange vor der Aernte abgefressen, und die Körner, welche noch grüne waren, aber alsdenn bekanntermaßen so süße wie grüne Schooterbsen schmecken, verzehret hatten. Das leere Stroh stand da, als wenn es ganz überreift gewesen wäre, und mein Freund bekam nach vieler angewandten Mühe und Verscheuchens der Vögel kaum etwas mehr als den Saamen wieder.

Wir haben kurz zuvor das Getraide bis in die Miete gebracht: ich erinnere mich aber schon oben etwas von der Art, wie solches mit Pferden ausgedroschen wird, gesagt zu haben. Kolbe hat auf seiner ersten Kupfertafel zu pag. 112. einen afrikanischen Dreschflur mit dem auf selbigen ausgebreiteten Getraide, 6. Pferden und einem Mohr, abgebildet. Wenn nun ein vernünftiger Mensch eine solche Abzeichnung siehet, derselben einigen Glauben beimißt und mit Nachdenken betrachtet; so kann er sich wohl nichts anders dabei gedenken, als daß die dortigen Kolonisten recht thörichte Menschen seyn, und ihre Arbeit nur ins wilde Wesen hinein ohne Witz und Verstand betreiben müßten. Man kann nicht leugnen, daß Kolbe in Afrika möge Vieles gesehen, aber noch mehreres von Hörensagen, erfahren haben: aber was er gesehen, hat er ohne Aufmerksamkeit, ohne Nachdenken (und bald hätte ich gesagt

ohne

ohne Verstand) betrachtet; sich auch nicht nach dem Warum? oder nach der Ursache, weswegen eine Sache so und nicht anders behandelt werde, erkundiget; und was er nur durch Hörensagen erfahren hat, dabei kann man deutlich genug merken, daß man ihm vieles auf den Ermel geheftet habe. Doch dem sey wie ihm wolle; ich will die dortige Dresch-Manier zum Ueberfluß noch einmal vornehmen, und etwas deutlicher und ausführlicher als oben beschreiben. Vors erste ist der Dreschflur ein ebener rundter Platz, der im Diameter 35. bis 40. rheinländische Fuß hält, dessen Boden wie eine Tenne mit Leimen und Kühmist sehr derb ausgeschlagen und planiret ist. Diese Tenne ist mit einer Wand von 4. bis höchstens 5. Fuß hoch bloß zu dem Ende umgeben, damit das Vieh nicht etwan drauf laufen, verunreinigen, und bei weicher oder naßer Witterung zertreten möge. Er muß aber dennoch jährlich und vor der Aernte renovirt und ausgebessert werden. Man bedient sich aber zum Austreten des Getraides bloß der Pferde und niemals der Ochsen, weil diese, wenn sie gejagt werden, gar dünnen Mist von sich geben, und das Getraide verunreinigen.

Nun in der Dreschzeit, des Morgens früh, sobald es Tag wird, werden von einem Sklaven soviel Garben von der Miete auf den Dreschflur geworfen, als erforderlich ist den ganzen Dreschflur rund herum so breit in einem Creise zu belegen, daß 4. nebeneinander gekuppelte Pferde die Garben betreten können. Auf das ordentliche Belegen des Dreschflurs mit Garben kommt es hauptsächlich an, daß diese Arbeit

recht

recht vonstatten gehe. Daher werden vors erste zu dem zu formirenden zirkelrunden Creis einige Garben so breit queerüber, der Länge nach gelegt, als die Bahne für 4. Pferde in der Breite erfordert; denn in der Mitte des Dreschflurs bleibt ein zirkelrunder Platz um den Sklaven herum, der die Pferde regieret, leer; damit die Pferde nicht etwan wegen des kurzen Bogens schwindlich oder drehend werden mögen. Wenn nun etwa 4. oder 5. Garben nach ihrer Länge queer auf dem Dreschflur aneinander gelegt worden, so fangen die übrigen Sklaven an die Garben ordentlich aufzulegen. Die ersten werden mit den Aehren auf die queer-gelegten Garben gelegt, und nun wird nicht rechts- sondern linksherum mit dem Auflegen der Garben immer so continuirt, daß die Aehren der folgenden Lagen mit ihren Spitzen nicht weiter als bis an die Aehren der unter ihnen liegenden Garben reichen. Die Aehren also, weil sie aufwärts und etwas höher zu liegen kommen, als das andre Ende der Garbe, allwo nur Stroh ist, welches auf der bloßen Tenne und niedriger zu liegen kommt, liegen allesamt oben auf dem Stroh; und wenn der ganze inwendige Zirkel an der Wand des Dreschflurs ganz belegt ist, so daß noch etwan 2. oder 3. Reihen Garben anzulegen seyn, so werden die erst in der queer gelegten Garben wieder weggenommen, die darauf gelegte aber in die Höhe gehoben, und die letzt anzulegenden unter die zuerst angelegten und jetzt in die Höhe gehobenen Garben untergeschoben. Auf solche Weise siehet man auf der ganzen Tenne nichts als oben aufliegende Aehren,

und

und fast gar kein Stroh, ja man wird auch weder Anfang noch Ende des Kreises gewahr, weil die letzten Garben soweit, als nöthig war, unter die ersten geschoben worden, damit die Aehren aneinander zu liegen kommen. Auf Kolbens Kupfertafel hingegen sind die Aehren ganz verkehrt und allesamt nach der Mitte der Tenne gelegt, welches zum Austreten eine ganz ungeschickte Lage giebt. Wenn der Dreschflur auf solche Weise völlig belegt, und gleichsam mit lauter Getraide-Aehren geschmückt zu seyn scheinet, so bleibt alles also liegen, damit die Sonne die Feuchtigkeit, welche das Getraide in der Miete etwa angezogen hat und davon zähe geworden ist, austrocknen und zum Austreten geschickter machen möge. Um 8. Uhr wird sodann mit einer ordentlichen Mahlzeit gefrühstückt, und bald darauf werden 8. Pferde in 2. Kuppeln, 4. und 4. nebeneinander gehalftert und an 2. Stränge gebunden, in den Dreschflur gelassen, und von einem in der Mitte des Dreschflurs stehenden Sklaven, mit einer kleinen Peitsche in der Hand, auf das Getraide herumgetrieben, doch so, daß sie nicht galoppiren, sondern nur in einem beständigen Trapp laufen dürfen. Das Herumlaufen der Pferde muß ebenfalls mit Ordnung geschehen; denn da wie gesagt, die Garben linksherum angelegt seyn, so müssen die Pferde nicht rechts, sondern linksherum und denen Aehren entgegen getrieben werden, damit sie solche vors erste vom Stroh abtreten oder abbrechen mögen. Denn da die Aehren voran und etwas aufwärts auf den Garben in die Höhe gerichtet liegen, so sind sie,

wenn

wenn die Pferde kaum 20. mal herumgetrieben worden, fast insgesamt von dem Stroh abgezwickt, und da die Pferde mit ihren flachen unbeschlagenen, untern vollen Huf, immer auf die oben aufliegende Aehren treten, und diese dadurch sich bewegen und gleichsam ausgerieben werden, so müssen die Körner so rein ausfallen, daß nichts davon in den Aehren bleiben kann. Wenn die Pferde etwan 2. Stunden also herumgelaufen seyn, so werden sie aus dem Dreschflur gelassen, um sich etwas zu verblasen, und inzwischen wird das bereits halbzertretene Stroh mit hölzernen Korngabeln aufgeschüttelt und umgewandt; damit die ausgetretenen Körner zwischen durch auf die Tenne fallen, die noch nicht ausgetretenen Aehren aber so viel möglich in die Höhe kommen mögen. Nachher werden die Pferde wieder in den Dreschflur gebracht, und etwan noch eine Stunde lang herum getrieben. Unterdessen nahet der Mittag heran, alles bleibt liegen, wie es liegt, und man speiset zu Mittage. Inzwischen erhebt sich um diese Jahrszeit (welches besonders zu bewundern ist) der Südostwind alle Tage etwas weniges; selten viel stärker, als mit einer angenehmen Sommerkühlung. Nach Tische wird sodenn das Stroh mit hölzern Korngabeln aufgeschüttelt, und der Wind nimmt das mehreste Stroh mit fort; es sey denn, daß der Landmann dichte an dem Dreschflur einen Schuppen angebauet hat, dessen Seitenwand gegen Südosten oberwärts offen ist; denn alsdann jagt der Wind das mehreste davon in den Schuppen herein, und wird zur Streu in den Dünger aufgehoben. Hat der Bauer keinen

sol-



solchen Schuppen am Dreschflur, und er will doch gerne etwas Stroh zum Einstreuen aufheben, so müssen es die Sklaven auf dem Dreschflur mit den Händen zusammenraffen, ausschütteln und dahin tragen, wo es aufgehoben werden soll, welches gemeiniglich, wie eine Miete aufeinander gepackt wird. Ich habe aber nirgends auf dem Vorgebirge vernommen, daß das Hornvieh ein anderes als Gersten-Stroh, und auch dieses nur zur höchsten Nothdurft, und wenn es bei der dürren Jahrszeit gar wenig Futter im Felde findet, gefressen hätte. Denn das Weitzen-Stroh ist wegen Gedeihlichkeit des Ackers zu stark und zu hart; wenn es aber klein gehackt oder zu Siede und Hechsel geschnitten ist, so fressen es die Pferde mit unter die Gerste. Auf dem Lande jedoch bekommen der Bauern Reit- oder Wagen-Pferde, wenn sie im Stalle gefuttert werden, mehrentheils Kaff; das ist: die Hülsen, in welchen der Weitzen als in einer kleinen Schoote oder Schale wächst, unter die Gerste gemengt; welches auch deswegen, wenn der Weitzen geworfelt und rein gemacht wird, sorgfältig zusammen gehalten und aufgehoben wird. Ich will den geneigten Leser mit Erzehlung, wie es mit dem Worfeln und rein machen des Getraides gehalten wird, nicht behelligen; denn es lauft mit der teutschen Behandlung des Getraides immer auf eines heraus. Ich will dagegen noch eine andre auf dem Vorgebirge sehr gewöhnliche Art zu dreschen beschreiben; sie ist diese: wenn der Bauer zur Bedachung seiner Gebäude viel oder wenig Deck-Stroh nöthig hat, so wird dasjenige Stück Feld dazu aus-

gesucht, auf welchem das längste Stroh gewachsen ist. Daselbst müssen die Schnitter sich etwas tiefer bücken, und das Stroh kurz über der Erde abschneiden, damit es recht lang bleibe. Die davon gebundene Garben werden besonders und so lange aufgehoben, bis das andre Getraide völlig ausgedroschen ist. Alsdenn werden auf dem Dreschflur ein paar Stellagen von Brettern, wie zwei lange Tische gemacht; die Sklaven nehmen aus den Garben nur immer soviel Halme, als sie mit der Hand fassen können, und schlagen die Körner auf den Tischen aus den Aehren heraus; legen das ausgedroschene Stroh ordentlich weg, und binden es in Stroh-Schoben, nicht stärker als man mit beiden Händen umspannen kann, zusammen. Auf solche Weise bleibt das Stroh ganz, wird nicht wie mit dem Dreschflegel zerquetscht, und dennoch reine ausgedroschen. Die Bänder um die Garben, und was sonst etwan an kurzen und krummen Stroh abfällt, bleibt auf dem Dreschflur liegen, und wird nachgehends mit Pferden ausgetreten.

Sobald nun so viel Getraide ausgedroschen und reine gemacht, auch gemessen und eingesackt worden, als zu einer Lieferung auf einen oder zwei Wagen erforderlich ist, so wird es auch in der folgenden Nacht sofort nach der Stadt abgeschickt, und entweder der Kompagnie oder einem Bäcker abgeliefert; denn damit das Vieh bei Tage sein Futter suchen könne, müssen alle dergleichen Fuhren des Nachts geschehen. Das zum Säen und der Broderei destinirte Getraide bleibt bis auf die letzte; und diejenigen, welche recht

gute

gute Wirthe seyn wollen, lassen zum Brod-Getraide gerne eine kleine Miete bis nach geendigter Regenzeit stehen, und dreschen es erst im Monath November aus; weil sie es entweder aus der Erfahrung wissen, oder in dem Vorurtheile stehen, daß alsdenn kein Kornwurm (Klander) in das Getraide kommen soll. Man wird sich selbst vorstellen können, daß während der Dreschzeit die trockneste Jahrszeit einfalle, und das wenigste Viehfutter auf dem Felde gefunden werde: allein, abermals ein afrikanischer Widerspruch! anjetzo wird das Hornvieh fett, und in bessern Stand gesetzt, als es das ganze Jahr über gefunden wird: denn sobald ein Stück Feld abgeschnitten und vom Getraide entblößt ist, so wird das Rindvieh darauf getrieben; und da beim Abschneiden, Binden und Aufladen die Weitzenkörner häufig ausfallen, so leckt das Vieh solche auf, und wird gleichsam mit reinem Weitzen gemästet. Die Schaafe hingegen, welche die Weitzenkörner bis zum bersten einfressen würden, müssen so lange vom Acker wegbleiben, bis das Rindvieh, wo nicht alles, doch das mehreste an Körnern und etwanigen grünem Futter aufgefressen hat. Ueberdem hält man auch in diesem Lande dafür, daß das Rindvieh daselbst nichts fressen wolle, wo die Schaafe hingelorbert haben. Von der Fruchtbarkeit des Landes im Allgemeinen etwas zu erwähnen, so ist es zwar unstreitig wahr, daß der Feldbau durchgehends weit einträglicher als in Teutschland ist. Allein Kolbe, der alles vergrößert, berichtet auch hiervon handgreifliche Unwahrheiten. Daß Erbsen und Bohnen, die

 man

man mehrentheils in die Gärte, oder wenigstens in solches Erdreich aussäet, welches zu Gartenfrüchten dienlich wäre, zwanzig- bis dreißigfältige Früchte liefern, will ich nicht widerstreiten; denn auch in unserm teutschen Vaterlande, sind es die ergiebigsten Feldfrüchte: daß aber der Weitzen 30. bis 40. — Gerste 50. bis 60. — und Korn 40. bis 45. Mudden von einer Mudde Aussaat einbringe, ist der Wahrheit ganz und gar nicht gemäß. Die ordinäre Aernte in dem nach dortiger Art geringen Felde, ist gewöhnlich Zehen für eines. Im mittelmäßigen Acker, habe ich selbst gesehen und erfahren, daß ein Bauer von 32. Mudden Aussaat nach der Aernte 300. Mudden an die Kompagnie lieferte; ebenfalls wieder 32. Mudden zu Saamen behielt, und Brodkorn für seine Haushaltung die mit Sklaven, Sklavinnen und den Kindern 24. Personen ausmachte, auf das ganze Jahr übrig hatte; von welchen noch 4. Mudden feines weitzen Mehl ausgesiebt und für die Küche aufgehoben worden.

Im Schwarzlande, im Drackensteinschen, an der franzschen Huck, auf einigen Aeckern in den Tygerbergen, in Hottentotts-Holland und um Stellenbusch, auch in einigen Gegenden des warmen Bock-Landes, wo dennoch überall, der Boden mag so gut seyn wie er wolle, verschiedene Erdstriche von guten, mittlern und geringern Aeckern untereinander vermengt liegen, werden auf den vorzüglichsten besten Aeckern, in recht fruchtbaren Jahren wohl 20. bis 24. Mudden von einer Mudde Aussaat gewonnen: allein das ist auch nur auf den fettesten

und

und fruchtbarsten Aeckern zu verstehen; und wenn die übrigen Aecker dazu genommen und der Gewinn durch die Bank überhaupt gerechnet wird, so ist der Landmann wenn er 15. oder 16. Mudden für eine bekommt, sehr wohl vergnügt, und hat auch Ursache genug, Gott für einen solchen Segen zu danken. Daß es aber demungeachtet Bauern giebt, die auf ihrem Guthe 6. bis 700. Mudden Getraide gewinnen, hat seine vollkommene Richtigkeit und auch seine gute Ursachen: denn entweder, wie schon oben erwähnt worden, hat mancher Eigenthümer der in einer abgesonderten Gegend wohnet, ein größeres Terrain als die gewöhnlichen 60. Morgen ausmachen; oder er hat mehr fruchtbares Getraide-Land, hält weniger Vieh, und ackert fast sein ganzes Land um; wozu er in der Saat- und Dreschzeit mehr Vieh von seinem Viehplatz holen und kommen läßt. Weil ich bereits einigemal gesagt habe, daß mancher Bauer mehr Land als andre habe, und doch durchgehends nur 60. Morgen für jeden Bauer ausgesetzt sind, so muß ich dieses deutlicher auseinander setzen. Man stelle sich eine wüste, sandige Gegend von verschiedenen Meilen lang und breit vor, wo niemand wohnen kann. Mitten in dieser Wüste aber liegt ein Stück Land von 70, 80 oder 90 Morgen, welches gutes Erdreich hat und sehr fruchtbar ist. Dieses Land besitzt ein Bauer, der zwar nur 60. Morgen besitzen soll, weil aber nur 10, 20, oder 30. Morgen übrig sind, die kein Bauerguth ausmachen, so kann kein anderer Bauer neben ihm wohnen; und also bleibet es ihm unverwehrt, das übrige

Land, über die gewöhnlichen 60. Morgen eben-
falls zu benutzen.

Ich habe oben eines Bauern gedacht der auf dem Bottelarey-Berge ein Stück Land beurbaren ließ, und ungemein schönes Getraide daselbst ein-ärntete. Eben dieser Bauer hatte nur ein abgemessenes Land, und davon konte er kaum die Hälfte zum Ackerbau emploiren: die andre Hälfte bestand aus einem dürren mit kleinen Steinen vermengten Lande, auf welchem nur Rhinoster-Sträuche wuchsen, zwischen welchen nur eine ganz magre Weide für das Rind- und Schaaf-Vieh war. Nichts desto weniger hatte er über 100. Ochsen und mehr als 600. Schaafe. Allein das Guth lag nah an dem Bottelarey-Berg, hinter welchem auf etliche Meilen Weges kein Bauern-Guth befindlich war, weil die sandige Tyger-Valley daran stieß. Er konnte sich also dieses Berges wenigstens zur Hüthung des Viehes bedienen, und Niemand hätte es ihm verwehren können, wenn er auch den ganzen Berg besäet hätte. Er that es auch (wie oben bereits erzehlet worden) und machte auf eine ziemliche Fläche einen Versuch, allwo er auch eine überaus reichliche und gewiß mehr als zwanzigfältige Aernte genoß: allein die Beschwerlichkeit alles auf diesen Berg hinauf und herab zu bringen, gestattete es nicht damit fortzufahren.

Was übrigens vorgegeben wird, daß die Hottentotten den Land-Bau besser als die Europäer verstehen sollten, ist ohne allen Grund, und verdient nicht widerlegt zu werden. Denn der Ankunft

der



der Holländer, haben sie weder Getraide noch andre europäische Gesäme und Früchte gesehen, und seit dieser Zeit hat sich noch keiner derselben die Mühe gegeben, das mindeste von Erde umzugraben und etwas auszusäen. Können sie aber etwas Getraide von denen Kolonisten bekommen, oder auf dem Felde abschneiden, so zerreiben sie es zwischen zwei Steinen und backen mit Wasser vermengt einen dünnen Fladen davon, den sie in der heissen Asche unter einem darauf angezündeten Lohfeuer backen. Nur jenseit dem von Stades-Rivier, hat Herr Sparrmann zwei Hottentotts-Kraale, vom Geschlecht der Gonamacquas angetroffen, welche einiges Getraide nehmlich Sorg-Saamen (Holcus-Sorgum) angebauet und kleine Brodte davon unter der Asche gebacken haben.

Das zehnte Kapitel.

Vom Wein- und Garten-Bau.

Schon im ersten Theile dieser Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung haben wir, von der ersten Anlage des Weinbaues, so viel voraus gemeldet, daß die ersten Reben der Weinstöcke theils aus Teutschland vom Rheinstrom, theils aus Persien und zum Theil auch aus Spanien, herzugeschafft worden. Wir haben auch gehört, daß es mit der Fortpflanzung der Weinstöcke anfänglich sehr langsam hergegangen sey; bis endlich ein Teutscher den Kolonisten gelehret hat, wie man die abgeschnittenen Ranken in kleinere Stücke, etwan eines Fußes lang zerschneiden, in die Erde stecken und zur Fortpflanzung kann Wurzeln faßen lassen. Es kann zwar nicht schaden, den Geneigten Leser an das was bereits erzehlt worden, gelegentlich zu erinnern; umständlich aber zu wiederholen, würde unangenehm seyn; weswegen ich denselben auf das dritte Kapitel des ersten Theils zurückweise.

Damit nun aber ein jeder Weinbauer, entweder statt der eingehenden alten Stöcke, neue junge Reben bei der Hand habe; oder falls er Land genug hat, seinen Weinberg von Zeit zu Zeit vergrößern könne, so legt er alle Jahre im Monath August, wenn der Weinstock beschnitten wird, einige Hundert abgeschnittene Reben, wo möglich allernächst einem

Kri-

kleinen Bächlein, deren es mehrentheils auf allen Bauergüthern, wenigstens in der Regenzeit giebt, in die Erde; und zwar ganz dichte neben einander. Nur selten gehen einige davon bei der trocknen Jahrszeit verloren; die übrigen treiben gar bald kleine Wurzeln aus, und gewinnen Blätter; Ja, ich habe gesehen daß einige von solchen eingesenkten Fäsern, nach einigen Monathen kleine Trauben getragen haben; zuverläßig, weil die Anlage dazu schon voriges Jahr in den Reben vorhanden gewesen. Nachdem der Eigenthümer des Weinberges solche neue Schößlinge, mehr oder weniger, eher oder später bedarf; hebt er nach zwei Jahren die besten davon aus, und verpflanzt sie dahin, wo sie dienlich sind. Wenn nicht im andern, doch zuverläßig im dritten Jahre nach der Verpflanzung, kann man die ersten Früchte davon erwarten. In denen drei darauf folgenden Jahren aber ist der Weinstock am fruchtbarsten. Wird er älter, so trägt er zwar nicht so reichlich, aber die Trauben und der Wein werden besser.

Man hat auf dem Vorgebirge auch wilde Wein-Ranken, die nicht weniger sehr wohlschmeckende Beeren haben; aber die Trauben sind nicht so voll von Beeren, als die gezogenen. Die Beeren hängen an den wilden Trauben noch viel einzelner als an den Muscateller-Trauben, ja mehrentheils haben sie nur 15. oder 20. Beeren an einer Traube, und kaum 4. oder 6. Trauben an einem Stock. Dergleichen wildgewachsene Weinreben erzeugen sich bloß aus denen Kernen, die in den Beeren als Saam-Körner befindlich seyn, und beim Verspeisen mit ein-

geschlungen werden. Wenn denn ein Mensch sich auf einen gedeihlichen Ort niedersetzt und sich seiner natürlichen Leibeslast entlediget; so geschiehet es wohl, daß ein solches Saamkörnlein fruchtbar wird, eine kleine Pflanze austreibet, und wenn diese ungestöhrt bleibt, zur vollkommenen Größe gedeihet und mit der Zeit Früchte trägt. Diese Reben schlingen sich nur gar zu gerne um die Bäume, und in dem kleinen Walde auf der Kompagnie Buyten-post dem Paradiese, habe ich verschiedene gesehen, die von dem dortigen Posthalter sehr geschonet wurden; weil der Herr Gouverneur dergleichen Trauben lieber aß, als die aus den Weinbergen. Die Weinberge auf dem Vorgebirge sind eigentliche Weingärte, wie denn Monf. de la Caille ganz recht davon schreibet: „Man pflanzt hier die Weinstöcke in den Grund, „und säet das Getraide auf die Anhöhen." Es geschiehet aber nicht ohne Ursache. Denn wolte man den Weinbau auf die Berge anlegen, so müßte es doch auf der nordlichen Seite, das ist: nach der Mittagssonne zu, geschehen; und da alsdenn die haißen Sonnenstrahlen gegen die schräge liegenden Berge in sich selbst mehr zurückprallen und die Hitze verdoppeln, als auf den horizontalen Flächen in der Ebene, so würden die Weinstöcke auf denen ohnedem dürren Bergen gar bald vertrocknen und eingehen. Man wählet nur gar zu gerne ein Stück Land dazu aus, welches etwas tief und wo möglich in eine Kluft gegen die nördliche oder Mittagsseite liegt, recht guten und etwas feuchten Boden hat, und nicht weit von einer Quelle liegt; die man, obschon

nur in einem ganz kleinen Bächlein, welches hie und dort, durch den Weingarten leiten kann. Mit dem Getraide auf den Anhöhen hat es nichts zu bedeuten; denn dasselbe mag auf den Bergen, Hügeln, erhaben oder niedrig gesäet werden, so ist es einerlei; das Klima bringt es schon mit sich, daß es nach dem Monath October bis im April oder May gar nicht, oder doch nur selten, und alsdann nur sehr wenig regnet. Dabei trocknet alles Land ohne Unterscheid aus; und also ist es einerlei, das Getraide, welches weder bei der Blüthe noch beim reifen einigen Regen bekommt, stehe auf den Bergen oder in der Ebene; nur das jenes etwas eher zeitiget als dieses; welches aber dem Landmanne sehr lieb ist, weil ihn auf solche Weise die Aernte nicht allzuschleunig und auf einmal überrascht.

Wer einen Weinberg anlegt und den Acker vorhero wohl umgegraben, von Unkraut und Steinen gut gereiniget und gedünget hat; der legt diejenigen Stecher, welche gute Wurzeln gefaßt haben, nicht so unordentlich ein. Die Weinstöcke werden alle in geraden Linien 4. Fuß voneinander eingesenkt, und wenn eine Reihe davon gepflanzt ist, so wird wenigstens ein 4. oder 5. Fuß breiter Gang zwischen diesen und der folgenden Reihe freigelassen; damit man bei der Weinlese gemächlich durchhingehen, und die Trauben, ohne die Stöcke selbst zu beschädigen, abschneiden kann. Der Weinstock selbst wird über der Wurzel und der Erde, er mag auch so alt werden, wie er will, nicht über anderthalb Fuß, am liebsten aber nur einen Fuß hoch gelassen; und wenn im

Mo-

Monath August die alten Reben, welche Trauben getragen haben, abgeschnitten werden, so werden unten am Stamm nicht mehr als 2. höchstens 3. Augen an jedem Zweig oder Rebe gelassen, damit er daselbst neue Ranken oder Reben austreibe. Der Südostwind selbst gestattet es nicht die Weinstöcke an Pfähle zu binden und in die Höhe gehen zu lassen; man kann auch keine Pfähle dazu bekommen, daher muß man sie soviel als möglich niedrig halten, und wenn die Reben gar zu lang werden wollen, oberwärts abtoppen. Außerdem wäre es freilich wahr, daß man viel mehr Trauben an den Pfählen und Spalieren bekommen würde; und ich habe schon in dem ersten Theile von einigen außerordentlich großen Weinstöcken in dem Vorhofe der Frau von Berg ihrer Wohnung geredet: und in einigen Gärten, wo die Weinstöcke an einer Mauer gegen die südliche Seite, oder daselbst an einigen Spalieren in die Höhe gezogen und auf den Seiten ausgebreitet werden, findet man eine Menge Weintrauben, daß man es bewundern muß. Ebenfals gebietet der Südostwind die Weingärte nicht auf den Anhöhen der Berge, sondern vielmehr unter ihnen in der Ebene oder Thälern anzulegen, damit sie von dem Berge geschützt und für dem Winde bedeckt werden. Im Monath August, als dem rechten Frühlings Anfang, wird der Weinstock beschnitten. Im September brechen die Blätter aus, und im October zeigen sich die kleinen Trauben; da man denn alsbald gewahr wird, ob viel oder wenig Wein zu hoffen sey. Bevor die jungen Knospen ausbrechen und die Blätter heraustreten

und



und sich entwickeln, leidet der Weinstock die erste und meiste Gefahr. Denn sobald der Stock gethränet hat, und die jungen Knospen austreten, so findet sich ein kleiner Wurm oder Insekt, welches die Einwohner Zuyger, zu teutsch Sauger nennen. Dieser, welcher, weil er einigermaßen einem kleinen zusammengelaufenen vertrockneten Blätchen eines Weinblatts ähnlich, nicht leicht wahrzunehmen ist. Dieser läßt sich zwar den ganzen Tag nicht sehen, begiebt sich aber in der Früh und mit Anbruch des Tages auf die Weinstöcke, und frißt sich in die ersten Knospen, an die beim Beschneiden übrig gelassenen 2. oder 3. Augen ein: und wenn man dieses nicht in Zeiten wahrnimmt, so frißt er die ganze Knospe aus, und die zu erwartende Frucht-tragende Ranke wird dadurch vernichtiget. Der Stock treibt hernach wohl andre neue Knospen und Ranken aus, allein diese sind im vorigem Jahre noch mit keiner Fruchtbarkeit angeschwängert, und also tragen sie in diesem Jahre selten einige wenige Früchte. Ein guter Wirth muß also, sobald der Weinstock beschnitten ist, die Erde um selbigen umgraben, und wo nöthig, düngen lassen; welches leztere zwar nur alle 3. Jahre, aber dennoch, wie man in Frankreich dafür hält, zu ofte geschiehet und den Geschmack des Weins verdirbt, oder wenigstens verundelt. Ist das Umgraben des Erdbodens verrichtet, so pflegt die junge Knospe gar bald zum Vorschein zu kommen, und nun ist es Zeit, des Morgens früh, sobald es Tag wird, mit gesammter Hand den obgedachten Saugerwurm aufzusuchen, abzulesen und mittelmäßig

in

in ein kleines Gefäß zu thun, bis man ihn hernach zu Hause vernichtigen kann. Sobald aber die Sonne aufgehet, so verbirgt sich der Sauger wieder, oder er hat sich schon in die Knospe eingefreßen, und das Ablesen ist versäumt. Ich muß jedoch dabei nicht vergeßen zu melden, daß nicht alle Weingärte dergleichen Besuch von den Saugern bekommen. Mir sind viele bekannt gewesen, die nichts davon litten: ob sich aber dergleichen Ungezieser, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, nachher vermehrt und weiter im Lande ausgebreitet habe, kann ich nicht sagen: denn wahrscheinlich wird sich auch dieses Insekt in Zwiefalter verwandeln, welche umherfliegen und ihre Brut in andre Gärten ansetzen.

Nach dieser Arbeit hat der Weinbauer bis zur Weinlese keine andre Geschäfte in dem Weingarten vornehmen zu lassen, als etwan um die Zeit, wenn der Regen ein Ende hat, das Gras zwischen den Weinstöcken wegschürfen zu lassen, damit solches nicht überhandnehme und den Weinstöcken nicht zu viel Kraft entziehe. Stellen sich etwan gar zu viel Raupen ein, so müssen sie ebenfalls abgelesen werden; doch geschiehet solches selten, und sie thun auch mehr den Blättern als den Trauben Schaden. Inzwischen siehet man es doch auch nicht gerne, daß die Reben gar zu sehr von Blättern entblößt werden; weil man als etwas Besonders angemerkt hat, daß diejenigen Trauben, welche ohne von Blättern ganz unbedeckt zu seyn an die Sonne hängen, nicht so zeitig und auch nicht so völlig reif werden, als die, welche unter oder zwischen den Blättern hangen. Dieses

ses beruhet auf kein Vorurtheil; ich habe die Wahrheit davon erfahren, da einmal ein Landwirth mit seiner Familie kurz vor der Weinlese verreisen muste, und dieserwegen die Weinlese gerne verschieben wolte. Zu dem Ende liess er alle Blätter vor die Trauben abblättern, und erlangte dadurch das, was er suchte. Kolbe schreibet zwar, daß der mehrgedachte Sauger auch die Blüthe des Weinstocks verzehre: Er mag aber wohl ein besserer Weintrinker als Weinpflanzer gewesen seyn; ja auch wohl nicht einmal gewußt haben, wenn und wie der Wein blühe. Liesse man den Sauger solange und bis um die Zeit leben, da die Weinblüthe herzukommt, so würden wohl keine kleine Trauben und keine Blüthe erscheinen. Denn bekanntermassen blühet der Wein erst alsdann, wenn die jungen Weinträger oder Stiele sich schon auseinander gegeben haben, daß die Beeren Platz bekommen, sich nach der Blüthe an ihren kleinen Stielen zu formiren und an einander zu wachsen; folglich, und da der Sauger alsobald die Knospen verdirbt, so können aus denen ausgefressenen Knospen weder Blätter, noch Ranken, noch Weinträger, noch Blüthen erwartet werden. Wir haben noch etwas Zeit bis zur Weinlese vor uns; und also wollen wir inzwischen uns noch um einige andre Umstände des Weinbaues bekümmern; denn sobald die Trauben anfangen zu reifen, so stellen sich ihre Feinde oder vielmehr ihre Liebhaber ein. Diese sind die Vögel und die Hunde. Vorhero fallen auch wohl zuweilen einige Mehlthaue auf die Trauben; allein diese verursachen nicht soviel Schaden

als

als jene, und die Beeren werden nur davon so fle-
ckigt als wenn sie von Fliegen beschmissen wären.
Wo sich hingegen viele Vögel in einen Weingarten
hingewöhnen, da müssen den ganzen Tag Knaben
und Sklavenkinder angestellt und angefrischt werden,
mit langen Peitschen auf- und abzugehen, zu knallen
und die Vögel zu verscheuchen. Wenn diese dann
auch die Stelle der Vögel vertreten und die reifwer-
denden Trauben kosten; je nun! so genüßen es doch
Menschen. Wenn um die Zeit da der Wein reifet,
annoch spätausgesäete Erbsen im Felde stehen, deren
Schoten noch grüne seyn; so habe ich angemerkt,
daß die Vögel sich lieber in den Schoten als in den
Weinbergen aufhalten; und ebendieses gab mir ein-
mal Gelegenheit, obangezeigter massen, in einem
Tage soviel Vögel zu schiessen, womit 2. große Pa-
steten angefüllt werden konnten. Ich ließ mir neben-
sich an einen Acker worauf noch spätgesäete Erbsen
grüneten, eine kleine Hütte errichten; setzte zu bei-
den Seiten einen dürren Ast von einem Baume in
die Erde, nahm 2. mit Vogelschroot geladene Ge-
wehre mit in die Hütte, und legte auf jeder Seite
der Hütte eines mit der Mündung herauswärts.
Ich nahm ferner 2. Knaben mit, welche sich auf
jene Seite des Ackers verbergen und dann von Zeit
zu Zeit, auf mein Pfeiffen, mit ihren langen Peit-
schen knallen mußten. Die Vögel flogen sodann aus
die Erbsen und setzten sich auf die dürren Zweige,
und auf welchem Zweig die mehresten saßen, pürschete
ich jedesmal zu 10. und 12. Stück auf einmal herab.
Allein, wie nachher das Erbsen-Stroh aufgehaben

und

und eingeärntet wurde, fand man noch weit mehr blessirte und gestorbene Vögel, als ich zu den Pasteten abgeliefert hatte. Die Hunde welche niemals von ihresgleichen angeführet worden, die Weintrauben zu fressen, sind, wo sie in die Weingärte kommen, fast mit keinem Prügel davon abzuhalten. Am Tage treiben sie die Knaben mit ihren langen Peitschen zwar wohl heraus, aber des Nachts, woferne sie nicht angebunden oder eingesperret werden, fressen sie sich so dicke daß sie kugeln möchten, und das was sie abfressen ist das wenigste, denn so wie sie von den Trauben ein Maul-voll abreißen, so fallen die übrigen reifen Beeren herab auf die Erde und verderben. Die Sklaven essen zwar auch wohl gerne reife Weintrauben; allein weil sie um diese Zeit ebenfalls einige bekommen, und währender Weinlese so viele frei essen mögen als sie immer wollen, so seyn sie eben nicht so lüstern darnach, als nach dem neuen Most und dem Doppen-Bier, welches von den Weintrebern und Wasser gemacht wird. Bevor wir noch zur Weinlese schreiten, wollen wir erst die vorzüglichsten Arten der Weintrauben bekannt machen. Mir ist zwar wohl bekannt, daß man in Teutschland weit mehrere Sorten Trauben namhaft macht, und daß manche Sorten davon auch in Afrika vorhanden seyn; allein man hat daselbst keine besondre Wein- und Obst-Gärtner, die jede Sorte mit einem französischen oder italiänischen Namen belegen, oder so unterscheiden wie die Blumisten die Nägel-Blumen. Man wird mirs nicht verargen, wenn ich von meiner Lieblingstraube den

Anfang mache. Sie wird aber nicht gekeltert, giebt auch keinen Wein. Es ist die sogenannte Haanen-Kloote (Hahnen-Testicul) von dem afrikanischen Frauenzimmer aber Haanen-poote genannt. Dieser Trauben Beeren sind länglich, zwar größer, aber eben so gestaltet wie die länglichen Knöpfe der Husaren auf ihren Dollmanns. Ihre Beeren wachsen auch nicht so dichte beisammen, wie an den andern Weintrauben, sondern hangen noch einzelner an den Stielen, als die Muscatellerbeeren. Diese Traube wovon ich rede, wird bei der Weinlese nicht mit abgeschnitten, sondern man läßt sie fast überreif und recht brandgelbe werden. Sie ist nicht sehr saftig sondern mehr fleischig, und in diesem Stück mehr den recht überreif gewordenen Pflaumen oder Zwetschen gleich. Mit einem Worte, es ist diejenige Traube, von welcher die großen Rosinen oder Cibeben gemacht werden; und um hiervon nicht noch einmal etwas zu wiederholen, so will ich alsobald beschreiben, auf was Art man auf dem Vorgebirge die Rosinen zubereitet, nehmlich: wenn diese Traube recht reif und eingesammlet worden, so wird ein großer Kessel mit Holzasche und Wasser über das Feuer gehangen und gekocht. Mit einem durchlöcherten großen Schaumlöffel wird eine Parthey dieser Trauben in die kochende Lauge solange gehalten, bis sie etwas erwellt worden; worauf sie heraus genommen und an der Sonne abgetrocknet werden. Es mag aber den ganzen Tag ein Sklave mit einem Fliegenwedel oder Strohgebündel in der Hand, dabeistehen und die Wespen, Hummeln und anderes

der-

dergleichen Geschmeis davon abhalten, sonst höhlen diese die Trauben aus. Des Nachts werden sie mit Matten oder Tüchern zugedeckt. Wenn diese Trauben völlig abgetrocknet worden, so werden sie in kleine Fässel gethan und mit Steinen beschwert; da sie sich dann einige Jahre gut erhalten. Auf dem Vorgebirge hat man aber nur die einzige Art welche man blaue Rosinen nennt, und inwendig Kerne hat. Die andern Sorten, besonders die türkischen ohne Körner, sind weit besser. Eine andre Traube, welche aber allda ebenfalls nicht zum Weinpressen genommen — oder wenigstens nicht absonderlich gepreßt wird, ist die kleine schwarzrothe, wovon auf der Insel Zefalonia die kleinen Corinten getrocknet, in Spanien aber der Vinotinto gekeltert wird. Diese kleine aber sehr delicate Traube, ist heutiges Tages sehr wenig mehr vorhanden; denn weil man keinen hinlänglichen Vorrath davon gehabt hat, um entweder kleine Rosinen oder Weintint davon zu machen, so hat man sie nicht sonderlich geachtet; nach und nach eingehen lassen und an ihre Statt andre Sorten angepflanzt.

Die rothe Muscateller-Traube, von welcher vorzüglich auf Constantia der rothe Wein gemacht wird, ist unstreitig auch zum essen die allerangenehmste Beere, aber es muß ein sehr guter Freund seyn, der einige Trauben davon bekommt. Die weiße Muscateller-Traube kommt jener zwar im Geschmack sehr nahe, aber doch nicht völlig bei. Diese weiße Traube aber wird auf Constantia nicht ganz absonderlich, sondern unter andern Sortimenten mit gepreßt.

preßt. Der weisse Muscateller-Wein aber, der in andern Weingärten, blos von dieser Sorte Trauben ohne mit andern vermengt zu werden, gemacht wird, ist für einen jeden, der vom Weintrinken keinen mechanischen Handwerksgebrauch macht, ein sehr angenehmes liebliches und herzstärkendes Getränk. Ob ich für meine Person, veritablen Muscat-Wein von Frontignan oder Lunell getrunken habe, kann ich nicht sagen. Aber statt denen Muscateller-Weinen, die in Teutschland unter solchen Namen öffentlich verzapft werden, wähle ich mir den Kapschen. Dieser hat neben dem lieblichen recht feinen Muscatgeschmack noch die Tugend, daß er nicht so schläfrig und berauscht macht, wie diejenigen welche in den hiesigen Weinhäusern unter den Namen der Muscat-Secte verkauft werden; von welchen diejenigen die sich darinn berauscht haben, des andern oder folgenden Tages, zum Sterben krank seyn. Die blaue Traube giebt zwar auch einen rothen Wein und ist eben nicht zu verachten, aber die völlig rothen die zwar keinen Muscateller- aber dennoch sehr angenehmen und süßen Geschmack dabei in ihrem Safte etwas haben, was die Finger zusammen klebt, sind jenen noch vorzuziehen.

Unter den weissen Trauben hat es außer dem Muscateller noch mancherlei Sorten, die zwar nicht mit besondern Namen unterschieden werden, aber doch immer in einer Art vorzüglicher für andern seyn, und nach ihren guten Geschmack beurtheilet und geschätzt werden. Die größten und mehr gelb als weiß scheinende sind immer die besten. Diejenigen Trau-

ben welche ihrer Blätter wegen, die im Grossen so gestaltet seyn wie im Kleinen die Petersilie, und deswegen Petersilien-Wein genennet werden, und dann der Stein-Wein, dessen Beeren klein und hart, auch sehr dicht in einander gewachsen seyn, sind von allen die schlechtesten, werden wenig geachtet und dieserwegen nach und nach ausrangiret. Eine andre Art von Trauben welche bereits Anfangs Januarii zeitig werden, sind zum Wein nicht recht tauglich, und werden daher nur von Liebhabern der Weintrauben und die gerne die ersten Früchte geniessen wollen, verspeiset.

Von denen verschiedenen Sorten der Weine, unter denen der von Constantia den ersten und vorzüglichsten Rang behauptet, der aber welcher um die Tygerberge wächst der geringste und schlechteste ist, haben wir schon oben das nöthigste angezeigt. Der zu Schwellendamm gewonnene Wein, soll zwar dem Kapschen noch lange nicht beikommen, er ist mir aber auch gar nicht bekannt, und der dortige Weingarten ist erst neuerlich angelegt worden, und also kann ich nicht davon urtheilen. Vielleicht bessert er sich mit der Zeit, wenn man ihn besser behandelt, oder dermaleins ein Wein-verständiger Winzer ihn besser zu bereiten, abzuwarten und zu verpflegen, verstehet: denn das was der Abt de la Caille schreibet, daß die Kapschen Einwohner ihre Weine noch nicht recht zu behandeln wißen, hat seine völlige Richtigkeit. Wir werden, nach der von uns noch zu beschreibenden Wein-Aernte, einige Mängel anzeigen.

 Die

Die ersten Weintrauben also, die zum Weinmachen gesammlet werden, sind die rothen und blauen Trauben, welche am ersten zeitigen. Läßt man sie aber solange an den Weinstöcken verbleiben, bis sie anfangen einzuschrumpfen, so geben sie alsdann zwar etwas wenigee aber auch viel bessern Wein, sowohl am Geschmack als an der Farbe. Mit dem rothen Wein wird man am ersten und geschwindesten fertig. Wer ihn recht gut haben will, der läßt die Beeren insgesamt von den Stielen abpflücken und sodenn treten; denn da er nach dem Zerquetschen einige Tage auf den Hülsen und Stielen stehen bleiben muß, bevor er in die Fässer gefüllt werden kann, so nimmt er den herben Geschmack davon an. Man läßt aber die auf solche Weise mit den bloßen Füßen zertretene und zerquetschte rothe Weintrauben vier bis fünf Tage in einem Gefäße ohne weitere Behandlung stehen, damit die ganze Brühe mit den Hülsen in eine kleine Gährung, oder ich möchte sagen in eine Art von Fäulung gerathe, und die kleinen rothen Aederlein die in der Hülse der Beere befindlich seyn, aufzuspringen und ihren rothen Saft von sich zu lassen, gezwungen werden. Dieser in denen feinen Aederlein der Hülse befindliche rothe Saft ist es, der den Wein roth färbet. Außerdem ist der ganze Saft in den rothen und blauen Beeren, weiß wie in andern Trauben, und ohne dieses Mittel, wodurch ihm der rothe Saft aus den Adern mitgetheilet wird, würde der aus rothen Trauben gekelterte Wein, eben so weiß wie von blanken Trauben, bleiben. Wenn man nun bemerket, daß sich der

Wein

Wein nach Beschaffenheit der warmen oder kühlern Witterung, nach 4. oder 5. Tagen, recht roth gefärbet hat; so wird er, entweder mit der Preße, oder welches bei diesem Weine besser ist, mit einer Quetsche ausgepreßt; weil diese nicht so sehr die Feces ausdrückt. Wer aber weder Preße noch Quetsche hat, läßt alles nur mit den Händen ausdrücken, bekommt aber alsdann auch weniger Wein, und kann das übrige was in den Trebern bleibt, nicht anders als zu Brandtwein gebrauchen. Wenn nun wie gesagt, der rothe Wein ausgepreßt, ausgequetscht oder ausgedrückt wird, so werden nach Größe des Faßes, ein oder zwei Muscaten-Nüße an einen eisern etwas gebogenen Drath gestochen, angezündet, in das Faß gehangen, und der Spund etwas los, damit die Muscaten-Nuß zum brennen etwas Luft behalte, auf des Faßes Spundloch gelegt. Sobald die Nüße ausgebrannt seyn, wird der Wein in das Faß gethan und fest zugespundet, und in Ruhe gelassen. Geschwefelt darf der rothe Wein oder eigentlicher zu sagen, das Faß worinnen er aufbehalten wird, nicht werden, weil dieses dem Weine die rothe Farbe benehmen würde. Dieserwegen sind auch die reinen unverfälschten rothen Weine die gesundesten, und werden auch denen Kranken von denen Medicis zu trinken erlaubt. Der also angefüllte rothe Wein wird nach Verlauf von ein Paar Tagen, wenn er die Hefen etwas hat fallen lassen abgezapft und in ein ander Faß, in welchem abermals eine oder zwei Muscaten-Nüße verbrannt worden, übergestochen. Dieses wird noch einigemal wiederholet,

 bis

bis man siehet, daß er recht klar geworden, alsdenn wird, wenn das Faß nicht übrig voll ist, noch eine Muscaten-Nuß über den Wein angezündet, und der Dampf davon mit stetem Blasen gezwungen in dem Fasse über den Wein zu bleiben; worauf das Faß fest zugespundet wird. Man läßt den Wein nunmehro einige Wochen still liegen, bis man ihn entweder verkaufen oder zum eigenen Gebrauch in kleinere Gefäße abziehen will. Auf dem Vorgebirge selbst wird wenig rother Wein konsumiret, und ich weis nicht, ob wohl gegen 100. Legger weissen 1 ein Legger rother Wein verkauft wird.

Einige Landes-Einwohner machen auch zu ihrem eigenen Gebrauch, insbesonder für das Frauenzimmer, aus den zerquetschten rothen Weinbeeren, sobald er sich recht gefärbet hat, einen gekochten Wein; das ist, sie kochen ihn ab, quetschen die Hülsen aus und füllen ihn in ein Gefäß, auch wohl nachgehends auf Bouteillen; Zu diesen Wein müssen aber die Beeren allesamt bevor sie ausgetreten werden, von den Stielen abgepflückt seyn, sonst würde ein unangenehmer Geschmack aus den Stielen gekocht werden. Ein solcher gekochter Wein bleibt sehr süße und ist sehr lieblich zu trinken; aber wehe dem, der zu viel davon trinkt; er bekommt des andern Tages so heftige Kopfschmerzen, daß er zu vergehen glaubt, und nicht anders vermeinet, als daß ihm der Kopf zerspringen müsse. Weil dieser gekochte Wein auch zu keiner rechten Gährung kommt, dicke bleibt und alle Cruditäten in ihm bleiben, so kann er nicht anders als ungesund seyn, und die kleinen Durchgänge

die

die er bei der Verdauung pasiren muß, verschleimen und verstopfen.

Wenn nun endlich die rechte Wein-Aernte mit dem weißen Wein angehet, welches zu Ende Februarii oder Anfangs Martii anhebet, und, ob nicht bei jedem, doch überhaupt genommen bei allen Weinbauern insgesamt, den ganzen Monath März durch währet; so siehet man wieder lustige Menschen und fleißige Hände. Ein jeder der dabei geschäftig ist, es sey Knecht, Kind oder Sklave, hat die völlige Freiheit so viel Weintrauben zu essen als ihm beliebt. Sie wählen aber niemahlen die schlechtesten, und bei denen täglichen gewöhnlichen drei Mahlzeiten, haben alsdann Fleisch und Brod wenig Anfechtung. Aber es ist auch die Wahrheit, und ich, der ich selbst einmal zum Vergnügen einer Weinlese beigewohnt und einige Tage Trauben abgeschnitten habe, muß es selbst gestehen, daß man sich nicht enthalten kann, von denen auserlesensten Trauben, die man nicht schöner malen und zuweilen kaum in der Hand fassen kann, immer einige der größten und schönsten Beeren abzupflücken und zu kosten. Durch die Länge der Zeit aber genießet man in einem Tage soviel einzelne Beeren, daß man keine andre Speisen verlanget, aber des andern Morgens auch einige Uebelkeit verspüret. Ein jeder der bei der Weinlese Trauben abschneidet, hat einen kleinen Tragkorb von dünnen und gespaltenen spanischen Rohre geflochten, neben sich stehen, und wenn dieser voll ist, wird er von einem Sklaven in das Preßhaus, oder wie es dort mit Unrecht genannt wird, in den Keller getragen;

denn es ist nur ein Gebäude zur gleichen Erde, ohne Fenster, und der Eingang liegt gegen Süden, damit die Sonne nicht hinein scheinen kann. Eine Balie oder ein Faß, gemeiniglich die eine Hälfte von einem in der Mitte voneinander geschnittenen Legger, welches im Boden und auf den Seiten mit vielen Löchern in der Größe eines halbzölligen Bohrers, durchlöchert ist, stehet auf einem Kreuzgestelle in einem andern größeren Gefäße, welches weiter keine Löcher als ein großes Zapfenloch hat, wodurch der ausgetretene Most in einen untergesetzten Eimer oder Faß abgelassen wird. Ein Sklave stehet in dem durchlöcherten Faße, hält sich oberwärts an ein ausgespanntes kurzes Seil fest, und zertritt mit bloßen Füßen die darein geschütteten Trauben, von welchen bei einigen Wirthen die Beeren ebenfalls von den Stielen abgepflückt, bei andern aber daran gelassen werden. Hat der Eigenthümer eine Preße oder Quetsche, womit die zertretenen Trauben ausgequetscht oder gepreßt werden können, so bekommt er unstreitig mehr Wein, als wenn solcher nur mit den Händen aus den Hülsen gedrückt werden muß; und es kommt bei dem weissen Wein auch eben nicht so sehr drauf an, ob die Beeren von den Stielen abgepflückt worden oder nicht. Nur der Reinlichkeit wegen ist es angenehmer wenn keine Spinnweben oder Spinnen selbst, die zwischen den Stielen unter den Beeren sitzen, mit in die Kelter kommen. Wenn aber diejenigen welche weder Preße noch Quetsche haben, die, mit den Händen ausgedrückten Hülsen zusamt den Stielen in ein Faß thun, Waßer drauf gießen,

ver-



vergähren lassen und sodenn Brandtwein davon abziehen; so bekommt derselbe von denen herben Stielen, einen höchstunangenehmen widrigen Geschmack, und kann auch nur an die schlechtesten Sklaven oder an Hottentotten verkauft werden. Wenn er aber auch nach der Abklärung, oder nachdem er zweimal über die Blase gezogen werden, zum drittenmale mit Gewürze und andern Ingredienzien abgezogen und mit gekochten Zucker versüßt wird; so behält er dennoch etwas Unangenehmes an sich, wofür man sich schaudert. Es würde sich aber mancher Bauer gern, wonicht eine Preße, doch wenigstens eine Quetsche anschaffen und dadurch mehr Wein bekommen, auch nicht erst nöthig haben schlechten Brandtwein zu brennen, welches ohnedem auf manchen Bauerplätzen wegen des Holzmangels sehr beschwerlich ist; wenn er nur Weinfässer genug hätte. Allein diese sind zu seltsam und zu kostbar. Es gehen alle Jahre viel hundert Fässer mit Wein nach Holland und nach Batavia; Von Batavia kommen keine andre zurück, als solche, worinnen ostindischer Arrak überschickt wird. Dergleichen Fäßer sind zwar gut den Wein zu konserviren; allein, weil sie von braunem Thiatenholze seyn, so bekommt auch der erste Wein, der nach dem Arrak darinn gefüllt wird, eine braunröthliche unangenehme Kulör. Das aus Holland kommende Staffholz ist sehr theuer, und da keine andre Reiffen als eiserne um die Gefäße gelegt werden, so kommt ein neues Legger beynahe so hoch zu stehn, als der Bauer für seinen Wein bekommt; wiewohl er nach Verlauf einiger Monathe, längstens gegen die Weinlese,

lese, seine Gefäße von den Weinhändlern zuverläßig wieder bekommt, und dieselben viele Jahre gebrauchen kann.

Nun weiter zu gehen; so habe ich schon gelegentlich gesagt: daß gute Wirthe ihre Gefäße vor der Weinlese mit Pfirsichblättern und kochenden Wasser ausbrühen lassen, und wer wird denn kein guter Wirth seyn wollen? Der ausgepreßte Most wird alsofort in ein zuvor stark geschwefeltes Faß oder Legger gegoßen. Das Schwefeln aber geschiehet auf folgende Weise: Ein Stück baumwollene Leinewand wird etwas weniges mit Wasser angefeuchtet, und durch zerlaßenen Schwefel gezogen. Hiervon wird ein Stück etwan ½. Zoll breit und 2. Zoll lang abgeschnitten und an einen gekrümmten Drath wie an einem Haken befestiget, welcher, wenn der Schwefel angezündet worden, bis auf die Mitte des Faßes eingehangen, das Faß aber mit dem Spunde und einem naßen Lappen fest zugespundet. Wann zuviel Schwefel angezündet worden, so trägt es sich zuweilen zu, daß von dem starken Schwefel-Dampf nicht nur der Zapfen aus dem Boden des Faßes, sondern auch wohl der eine Boden selbst ausgesprenget wird; dieserwegen darf bei dieser Arbeit Niemand auf der Seite vor die beiden Faßbodens stehen bleiben, weil er, wenn der Zapfen oder der Boden herausfährt, leicht Schaden nehmen kann. In einem also stark geschwefelten Faß nun wird der neue Most gegoßen, das Faß aber nicht ganz vollgefüllt und der Spund offen gelassen, damit bei der Gährung die aufgetriebenen Hülsen und andre Feces, so der Most

aus-

ausstößt, herauslaufen können; denn außerdem würde das Faß zerspringen. Schon des folgenden Tages nach der Einfüllung ist der Most in völliger Gährung; und wenn man den Wein gerne milde und süße haben will, so muß er bald wieder abgelassen und auf ein anderes neugeschwefeltes Faß gestochen, auch mit dem Ueberstechen so lange täglich continuiret werden, bis der Wein ruhig wird, und nicht mehr gähret, sondern die rechten Weinhefen sinken läßt. Man kann dieses gewahr werden, wann man das eine Ohr auf das Spundloch hält, und der Wein sich nicht mehr hören läßt; denn so lange er noch nicht völlig ruhig ist, so kriebelt es in dem Faße, als wenn Krebse drinnen wären. Insbesondere geschiehet das öftere Ab- und Umstechen auf andre Fäßer, am mehresten und innerhalb 24. Stunden wohl 3. bis 4. mal mit dem sogenannten stummen Wein, welcher gar nicht zur Gährung gelassen wird, sondern sobald er sich auf vorbesagte Art hören läßt, muß er sofort wieder abgezapft und in ein anderes stark geschwefeltes Faß übergestochen werden. Weil aber nicht ein jeder dergleichen stummen Wein verfertigen kann; so glaube ich wohl, daß noch ein anderer Handgrif dazu nöthig sey, wonach ich mich, weil mirs zu nichts dienen konnte, nicht erkundiget habe. Dergleichen stumme Weine sind wegen ihrer recht widerlichen Süßigkeit nicht zu trinken; werden aber von denen Weinpächtern und Händlern viel theurer bezahlt, und die rothen, granden und herben, besonders Tygerbergschen Weine damit versüßet, oder nach der Wahrheit zu reden, verfälscht; denn

wenn

wenn solche Weine nicht bald hintereinander ausgezapfet werden, so gehen sie wieder in die Gährung, schlagen um und verderben. Eben so verfahren die Weinpächter mit dem alten herben und rohen Wein, den Niemand wegen seines granden Geschmacks trinken kann. Ein solcher Wein, wenn er mit stummen Wein versüßt worden, ist alsdenn ein rechter Kopfbrecher, und macht die Trunkenen recht wütende. Denn es ist zu wissen, daß nicht alle Kapsche Weine tauglich seyn ein gehöriges Alter zu erlangen. Was von Natur und Art kein guter Wein ist (oder wie ich dafür halte, nicht recht zubereitet worden) wird durch das längere Liegen nicht verbessert, sondern nur, wie man es dort nennet crass und grande gemacht. Recht gute, wohlzubereitete und wohlgepflegte Kapsche Weine aber werden je älter je besser; nur fehlet das Gefäß dazu sie lange aufzubehalten: dennoch habe ich bei einigen Weinreichen Bauern so große Weinfässer gesehen, die 8. ordinäre Legger, das ist: 48. Berliner Eimer hielten, und die sie blos dazu halten, um ihre Weine darinnen alt werden zu lassen. Ein Bauer, Namens van der Liet, der etwan 10. oder 12. Stunden von der Stadt wohnte, hatte das größte von Batavischen Chiatenholz verfertigen lassen, welches noch mehr enthielte.

Wenn nun vorgedachtermaßen die Weine in die Gährung kommen, so muß der Keller oder das Preßhaus Tag und Nacht offen stehen, auch wo ein Fenster angebracht worden, eine Zugluft zuwegegebracht werden; sonst dürfte sich kein Mensch wagen zu den Wein zu gehen, weil er alsobald des Todes

wäre,



wäre, und ersticken müßte. Allzeit um den andern oder dritten Tag werden alle Weine abgezapft und in andre neugeschwefelte Fäßer gethan; daher muß ein jeder Bauer, wenn er auch zu seinen überflüßigen Wein kein Gefäß mehr hätte, dennoch ein Legger übrig behalten, um immer ein Legger nach dem andern abzustechen und in ein neugeschwefeltes Faß zu gießen; jedoch verstehet sich dabei von selbst, daß jedes Faß vorher, ehe es geschwefelt werden kann, rein ausgeschweift und gebrühet werden muß. So lange das Umstechen des neuen Weins währet, so findet man in denen abgestochenen Fäßern immer schon einige niedergesunkene reine Weinhefen, die schweren Hülsen und Stiele aber stößt der Wein oberwärts über sich aus: und nun darf ichs wohl nicht verschweigen, daß es heißt: Mutter backt Kuchen! und dies fast alle Tage. Denn die frischen Weinhefen sind gar vortreflich, sowohl zu denen gewöhnlichen Eyer- als auch andern Kuchen, und treiben den Teig in die Höhe, daß er so leichte wie Federn wird. Gute Wirthinnen und Liebhaberinnen von allerlei Backwerk heben auch etwas abgeschnittene und wohl getrocknete Weinreben dazu auf; denn dieses Holz giebt vortrefliche Kohlen zu dergleichen Bäckerei.

Ist nun der Wein oft genug geschwefelt, übergezogen und zur Ruhe gebracht, so läßt man ihn einige Wochen stille liegen, und giebt ihm darauf das Bereitsel (die Zubereitung) das ist: er wird auf ein reines Faß gezogen, und in jedes Faß soviel kleingeschnittene, in Wein geweichte und darinnen zerlaßene auch wohl

wohl zerquerlte Hausenblase gegossen, als ungefähr ½ Berliner Quart beträgt. Ein 3. Fuß langer Stock, an dessen einem Ende einige kleine Querhölzer übers Kreuz durchgebohrt und durchgestochen seyn, wird in das Spundloch gestochen und der Wein damit sehr stark durcheinander gequerlt. Wenn nachher die Hausenblase alle noch übrige leichtere Feces mit sich auf den Grund des Faßes genommen hat, so wird nach Verlauf von ein paar Wochen der Wein abermals auf ein reines Faß gezogen und dem Käufer abgewähret. Will der Wein sich von der Hausenblase nicht recht bezwingen und klar machen lassen, so thut man auch wohl reingewaschenen feinen Sand, auch wohl geschabte Kreide und Asche von verbrannten Weinreben darein, aber dergleichen Künste sind nur Flickwerke und für einen solchen Wein als palliative Mittel anzusehen, die eine Zeitlang helfen und nachmals übel ärger machen. Dieses ist nun die ganze Manier wie der Wein auf dem Vorgebirge der guten Hofnung behandelt wird, und ein jeder nachdenkender Mensch wird wohl selbst vermuthen, daß zu einer guten Weinbereitung noch etwas mehreres, als das, was davon gemeldet worden, erfordert werde. Allein es ist nun nicht anders, und wenn man davon spricht und zweifelt, ob der Wein nicht noch mehrere andere Zubereitungen erfordere, so lautet die Antwort immer einerlei: Ich wüßte nicht was man mehr dabei thun könnte! ja freilich, mein Freund! weißt du es nicht, sonst würdest du die Sache anders angreifen: denn es ist kein Zweifel, daß manche Kolonisten auf dem Vorgebirge das Ge-

heimniß

heimniß einen guten Wein zu bereiten gar wohl wissen, und daher auch Weine gewähren, die die Probe halten, und je älter je besser werden: aber sie sind keine solche Thoren, daß sie das Handwerk verrathen und dadurch die guten Weine gemeiner machen sollten. Denn wären alle Weine von einerlei Güte, so würde keiner vorzüglicher seyn und theurer bezahlt werden als der andre. Dieses endlich weis ein jeder Bauer wohl, daß wenn er Weine in seinem Keller liegen hat, er solche gut zuspundet; von Zeit zu Zeit darnach siehet, auffüllet, zur Zeit der Weinblüthe das Faß auslüftet, absticht und aufs neue schwefelt; der Wein aber nach diesen sich etwas verändert.

In minder warmen Gegenden des hohen Gebirges wird zwar auch Wein gebauet, aber selten von der Sonne recht gekocht und zu einer solchen Reife gebracht, daß er recht trinkbar werde. Nichts destoweniger lösen die Eigenthümer eben soviel daraus, als wenn der Wein denen an den Tygerbergen gewachsenen Weinen gleichkäme. Denn die Eigenen machen Weineßig daraus, den sie in der Stadt eben so theuer verkaufen können. Es wird eine unglaubliche Menge Weineßig auf dem Vorgebirge verconsumirt, und die Schiffe nehmen auch viel dergleichen mit. Nach Batavia aber wird nichts davon versendet; denn man hat daselbst andre Sorten Eßig, die von Palmwein und andern Vegetabilien gemacht werden. Wenn ein Landmann nur einmal recht guten Weineßig in einem Faß gehabt hat, so wird, wenn es ausgeleert ist, dergleichen schlechter



und an sich selbst saurer Wein in solchem Fässe gar bald wieder zu Eßig und so scharf, daß diejenigen, welche ihn vereinzeln, immer von Zeit zu Zeit etwas abgekochtes Wasser dazu giessen können. Dieses, wenn es nur in gehöriger Quantität und also geschiehet, daß der Eßig das Wasser überwinden kann, verlängert das Maaß ungemein und bringt dem Händler grossen Gewinn.

Was nun die Gärte und Gartenfrüchte auf dem Vorgebirge anbetrift; so haben wir schon in dem ersten Theile vernommen, daß die Kompagnie in ihren 3. grossen Gärten 3. Ober- und 7. auch wohl, wenn sie vorhanden sind, mehrere Unter-Gärtner hält. Die andere Besitzer der Gärten bei der Stadt sowohl als die Landbauern sind selbst ihre Gärtner, und bestreiten alles mit ihren Sklaven. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein jeder das beste Fleckes Land, das er nach dem Weingarten auf seinem Guthe hat, zum Gartenbau auswählet. Um das Wild, besonders die Kapschen Rehböcke, wie auch das Hausvieh aus dem Garten zu halten, muß solcher umzäunet werden. Aber wo nehme man Zaunpfähle, Latten, Planken oder Bretter her? Dieser Mangel wird bald ersetzt. Von selbst aufgeschossene Pfirsich- und Quitten-Sträucher sind überall zu bekommen. Man pflanzet sie statt eines Zauns um den Garten, und nach Verlauf von ein paar Jahren hat man einen Fruchttragenden Zaun. Die Quitten werden wenig genutzt, die Pfirschen aber grün verspeist, zum Theil auch abgebacken und die schlechtesten davon den Sklaven und Schweinen überlassen. Auch

habe

habe ich bereits im ersten Theile angezeigt, daß ich
an einem gewißen Orte, tiefer in das Land, einen
ganz undurchdringlichen Zaun von Aloe-Gewächsen
angetroffen habe. Von den Pfirschen hat man ver-
schiedene Sorten, aber die grösten davon, welche in
der Mitte um den Kern ein hochrothes Fleisch haben,
sind außerordentlich gut, und werden in Europa
nicht beßer gefunden. Quitten, die so groß sind, daß
sie über ein holländisches Pfund am Gewicht halten,
sind gemein, werden aber, wie gesagt, wenig genutzt.
In der Stadt machen einige Frauenzimmer ein Con-
fekt davon, welches sie Marmelade nennen, und
auch in Teutschland bekannt ist. Außer zu diesem
Confekt und zu einem sogenannten Miserere, das ist:
Hering mit Baumöl und Eßig nebst ganz klein ge-
schnittenen Quitten und Aepfeln, ist mir nichts be-
kannt, wozu die Quitten verbraucht würden. Man
setzt aber wohl einige der grösten und schönsten in
die Zimmer, weil sie sehr angenehm riechen. Weil
wir einmal bei den Baumfrüchten seyn, so will ich
der übrigen zugleich Meldung thun. Die Aprikosen
sind groß, sehr gut und gesunder als in Teutschland.
Pommeranzen, Citronen und Sina-Aepfel sind
schlecht und fast noch geringer als die Portugisischen.
Aber die kleinen Chinesischen Aepfel, welche man
auf dem Vorgebirge Narretjes nennt, sind vor-
treflich, aber nicht häufig vorhanden. Ich weis es
nicht gewiß, aber ich vermuthe daß diese Frucht die
welsche sogenannte Bergamotten seyn mögen.
Mandelbäume kommen sehr gut fort, man kann ihr-
er, so viel man haben will, leichtlich anziehen; sie

wachsen aber nicht sehr hoch und groß. Die dünnschäligen werden Krakkamandels genennt, und sind vollkommen gut. Von Aepfeln und Birnen hat man mancherlei Sorten, aber wenige die gut seyn; halten sich auch durchgängig nicht lange, sondern faulen bald an, dahero man am besten thut, wenn man sie bald abbäckt. Unter den Aepfeln sind die weissen Borstorfer und die Renetten — unter den Birnen aber die Bergamotte und die Malvasier oder bon Chretiens die besten. Die andern Sorten zu benennen wäre undienlich, weil man ihnen dort andre unbekannte Namen beilegt. Eine ungemein große Art ganz grüner Birnen habe ich gesehen, deren jede zwischen ein- und anderthalb holländische Pfund wog, aber nicht anders als gekocht zu essen, und dennoch von schlechtem Geschmack war. Pflaumen und Kirschen werden darum nicht sehr geachtet; weil die Vögel beide Früchte nicht zur völligen Reife kommen lassen, sondern sobald sie nur die rothe Farbe zeigen, anbeissen und verderben. Doch habe ich an einem Orte ganz gute und völlig reife Pflaumen gegessen, die ein geschickter Landwirth erhalten und vor den Vögeln dadurch behütet hatte, daß er, um die Zeit da sie anfingen zu reifen, einige Vögel geschoßen und solche mit einem Beine an einen Bindfaden über den Baum oder dessen höchsten Zweigen aufgehangen hatte. Wenn hernach eine Schaar Vögel von weitem her angekommen und auf diesen Baum einfallen wollen, aber die aufgehangenen todten Vögel gesehen, hatten sie ein entsetzliches Geschrei gemacht und waren darüber weggeflogen.

Man

Man könnte in unserm teutschen Vaterlande auf solche Art die Probe an den besten Sorten der gepfropften Kirschen ebenfalls und vermuthlich nicht ohne Nutzen machen. Welsche Nüsse hat es genug, die auch grün zu essen ganz gut seyn; wenn sie aber aufgehoben werden, gar bald öhlicht und ranzig werden. Man könnte viel und gutes Oehl davon machen, aber man weis es nicht zu gebrauchen; und wer weis ob auch jemand außer den Apotheker Wissenschaft damit umzugehen, habe. Von Feigen hat man verschiedene Arten, unter welchen die grosse Adams-Feige die beste ist; zumahlen wenn man sie schält, und einige Tage an der Sonnen und in der Luft liegen läßt; sie kommt aber doch denen türkischen großen und getrockneten nicht bei. Wer kleine Sorten von Feigen verspeisen will, der muß sich sehr in acht nehmen, daß ihm der, zwischen der Frucht und dem Stiel befindliche weiße Milchsaft nicht an die Lippen kommt: er brennt ärger als Wolfsmilch. Die Pisang-Feige ist ebenfalls nicht zu verachten, aber wenig zu bekommen. Wer ein Liebhaber davon ist, und sich die Mühe giebt die vortreflichen rubinrothen Kerne der wahren Granatäpfel, aus einem harten und gallenbittern Fleische auszuklauben, der kann keine beßre Art davon als hier auf dem Kap finden. Der um den Kern sitzende rothe Saft ist von einem ausnehmenden Geschmack; aber das Messer womit man den Granatapfel voneinander schneidet und die Kerne ausnimmt, wird von dessen gallenbittern Saft alsobald so schwarz wie eine Kohle, und bitter wie Galle. Ich habe mir

selbst einmal die Mühe gegeben und einige Kerne ausgeklaubet, aber es war mir zu mühsam, und die Bitterkeit des Messers zu unangenehm. Es wird aber der Granatapfel nicht wie Mr. de la Caille schreibt Gujave oder eigentlich Guajavos genennt: Diese ist eine ganz andre und zwar aus Ostindien hergebrachte Frucht. Sie gleichet einer kleinen runden Birne, die Schale ist grün ins Gelbe, das Fleisch ist gelbe, schmeckt etwas nach Mußkus und hat viele kleine steinigte Kerne, soll zwar sehr gesund seyn, ich habe aber niemals einen guten Geschmack daran gefunden: sie soll aber auch auf dem Vorgebirge bei weitem nicht so gut seyn als auf Batavia. Johannisbeeren sind gut, besonders die fleischfarbigen; weil man sie aber nicht achtet so findet man wenige Sträucher, und Stachel- oder Kreiß-Beeren erinnre ich mich nicht, gesehen zu haben; Hingegen sind die auch in Teutschland an rothen mit vielen Dörnern besetzten Ranken, wild wachsende Krahn- oder Rahmbeeren, die man aber auf dem Vorgebirge in die Gärten und Weingärten setzt und über die Mauren oder Hecken laufen läßt, nicht allein sehr groß, sondern auch sehr delicat, und mit etwas Zucker bestreut, einer Confiturenfrucht sehr gleich am Geschmack. Rothe und schwarze Maulbeeren sind sehr groß und ausserordentlich, ja, bis zur Widerwärtigkeit süße. Der Mispelbaum trägt gute Früchte, ist aber nicht häufig zu finden. Castanienbäume wachsen sehr groß, tragen auch reichliche Früchte, die sich aber nicht lange gut halten, und also bald gegessen werden müssen oder verderben.

Lam-

Lamberts-Nüße hat man auch etwas in den Gärten, aber nicht zu häufig. Pisang habe ich nur in der Kompagnie Garten am Kap und zwar sehr schlecht gesehen.

Man muß überhaupt bekennen, daß die Landes-Einwohner sehr wenig auf Obst halten. Besonders schätzen sie diejenigen Fruchtbäume sehr wenig, deren Früchte nur zur Näscherei dienen; worunter vorzüglich der Granat- Maulbeer- Mispel- Castanien- und Guajavos-Baum, zu rechnen seyn.

Ganz anders ist es mit dem Gartengewächs bewandt. Außer denen in den entlegensten Gebirgen wohnenden Viehbauern, wäre es ein schlechter Wirth, der keinen Garten und darinnen nicht alles zum Ueberfluß hätte, was er in seiner Haushaltung gebraucht. Faul und unachtsam wäre er auch zu nennen, wenn er nicht von allen Sorten der Gartengewächse selbst eigenen Saamen einsammlete; es wäre denn, daß ihm die Vögel von einer oder der andern Sorte allen Saamen gefressen hätten. Der Kapsche Garten-Saamen von allen Gewächsen artet niemalen aus; und die französischen Schiffe nehmen gar zu gerne Kapsches Garten-Gesäme nach Bourbon, Isle de France und Pondicherie mit; wie denn auch von allen Gartengewächsen die auf Batavia und in ganz Indien, zu gedeihen pflegen, Kapscher Saamen begehret wird. Mr. de la Caille ist ganz unrecht berichtet worden, oder hat sich selbst getäuscht, wenn er geglaubet: daß die Melonen aus im ersten und zweiten Jahre, nachdem man deren Saamkerne aus Europa bekommen, gut wären, im



dritten Jahre aber schon auskamen. Der Autor ist hintergangen worden: denn man hat auf dem Vorgebirge zweyerlei Arten, nehmlich die rechte große Melonen, die auswendig auf der Schale sehr viele durcheinander laufende Adern haben, welche wie aufgerißen oder von Würmern durchfressen zu seyn, scheinen. Diese Melone ist vortreflich am Geschmack, wird mit Zucker gegessen, und ist nicht so ungesund wie in Teutschland. Die andre Art, welche auswendig nicht so viele Adern hat, aber der Länge nach desto tiefer eingekerbt und gleichsam abgetheilet ist, wird spanischer Speck genennt und mit Pfeffer und Salz verspeiset: ich habe mich aber niemalen daran gewöhnen können, sondern jederzeit Zucker dazu nehmen müssen. Man hält sie ebenfalls nicht für ungesund. Ueberhaupt hält man die Gartenfrüchte so wenig als das Obst für ungesund, und hält es auch nicht für schädlich wenn man ein Glas Wasser darauf trinkt.

Ajurkges, oder grüne Gurken werden in Menge gezeugt, und sowohl zum Sallat als zum Einlegen und saure Gurken davon zu machen, verbraucht. Als ich einsmalen auf dem Lande bei einem Bauer einsprach, um mich bei der damaligen großen Hitze etwas zu erfrischen, und mein Pferd etwas verschnauben zu lassen; kamen bald darauf einige Kinder aus dem Garten und hatten sich grüne Gurken abgepflückt; Ein jedes von ihnen nahm etwas Salz in die linke Hand, tunkten die grünen Gurken in das Salz und verzehrten sie mit dem größten Appetit. Ich verwunderte mich darüber und fragte: ob eine solche

rohe

rohe Speise den Kindern nicht schädlich sey? O! nein, antwortete die Mutter, wenn sie nur bald Wasser darauf trinken. Ich für mein Theil wüßte nicht ob ich es wagen dürfte, meinem Magen ein dergleichen rohes Gerichte anzuvertrauen. Aber dieß kann ich öffentlich bezeugen, daß ein Sallat von Gurken mit Baumöhl und Weineßig, Salz und Pfeffer, unausgepreßt weit wohlschmeckender und gesunder ist, als wenn er zuvor eingesalzen und gepreßt worden. Seitdem ich in Afrika erfahren und befunden habe, daß der Gurkensallat, nach dortiger Manier, das ist ungepreßt, weit wohlschmeckender und gesunder ist, als wenn der Saft zuvor ausgepreßt worden, so habe ich in meiner Wirthschaft keinen mehr pressen lassen: und jedermann dem ich diese Manier angepriesen habe, hat mir nach der ersten damit gemachten Probe, Dank dafür gewußt, weil man auch nicht einmal eine Empfindung des Aufbrechens vom Baumöhle davon zu befürchten hat. Auf dem Vorgebirge pflegt man sogar ein Glas frisches Wasser auf den Gurkensallat zu trinken, und hält es für sehr gesund; aber diese Probe zu machen habe ich niemals wagen wollen. Zuverläßig aber ist es, daß nichts schädlicher sey, als wenn man Brandtwein drauf trinkt. Die afrikanischen Einwohner behaupten, "daß Gott darum so viele Feuchtigkeit in dieses Gewächs geschaffen habe, damit die vielen Kerne welche einen kalten Saamen enthielten und auch das fleischige Theil der Gurke, welches viel Schädliches habe, verbessert werde. Preßte man also die Feuchtigkeit zuvor aus,

 so

so wäre es alsdenn besser man würfe das übrige Laub weg, als daß man es genösse. Von Gartengewächsen sind ferner auf dem Vorgebirge vorzüglich alle Sorten von Kopf- und andern Sallaten, Endivien, Portulak und wie sie immer genennt werden, ganz ausnehmend gut; und man kann das ganze Jahr hindurch, bald die eine bald die andre Sorte auf dem Tisch haben.

Kraut, sowohl weisses als rothes ist ausnehmend wohlschmeckend, und wächst sehr groß. Man legt davon viel Sauerkraut ein, und verschickt es nach Batavia. Das Legger wird ohne das Faß mit 10. Rthl. bezahlt; eben also ist es mit dem

Karviol oder Blumenkohl, welcher allhier so gut fortkommt, daß man ihn nirgends besser antrift. Es wird vieles davon eingesalzen, nach Batavia verschickt, und das Legger davon ebenfalls für 10. Rthl., ohne das Faß, verkauft.

Gelbe Rüben oder Möhren sind zweierlei Sorten in Ueberfluß vorhanden. Die blaßgelben werden nicht so sehr geachtet als die rothgelben, welche man Hoornsche Möhren nennt, und süßer von Geschmack seyn. Weiße Rüben oder sogenannte französche Raapges sind nur klein, ganz rund, aber sehr wohlschmeckend. Kleine sogenannte märksche oder teltowsche Rüben hat der Herr Kapitän Allemann in seinem Garten angezogen, und den Saamen dazu von seinem Bruder dem Herrn General von Ahlemann bekommen, kamen auch gut fort. Außerdem hat man keine andre Gattungen von Rüben.

Pas-

Pastinackwurzeln hat man im Menge, wie auch eine andre Art dieses Geschlechts, welche man Chatzencalen oder Zuckerwurzeln nennt, die viel süßer, aber an Fleisch zu kochen gar zu niedlich sind. Etwas davon in Suppen gethan, läßt sich noch eher genießen.

Rothe Rüben sind so schön und so groß, wie in Teutschland. Sie werden gekocht, geschält und mit etwas klein geschnittenen Meerrettig in Weineßig gelegt; da sie denn auch auf den Schiffen sehr gerne gekauft, und als eine gesunde Speise, besonders wider den Skorbut verzehret werden.

Der Meerrettig ist nicht so scharfbeißend, wie in Teutschland, die andern Rettige aber, besonders die schwarzen, gerathen sehr wohl, werden sehr groß, und sind denen Erfurter Rettigen völlig gleich. Die Radiesges, sowohl die langen mit rothen Köpfen, als die kleinen rundten, sind häufig zu bekommen.

Artischoken sind zwar gut, aber man ist nicht gewohnt sie als eine ordentliche Speise auf die Tafel zu setzen. Man läßt sie öfter zwischen den Mittags- und Abend-Mahlzeiten kochen, und verzehrt das wenige Fleisch an ihren Blättern in zerlaßene Butter getunkt, zur Vesperzeit und zum Zeitvertreib. Bei vornehmern Personen werden zuweilen nur die rein gemachten untern Stiele davon in Suppen geschnitten und gegeßen.

Weiße und rothe gemeine Zwiebeln sind sehr gemein, und werden sehr häufig auf die Schiffe verkauft. Der weißen Zwiebel schreibt man die Eigenschaft zu, daß sie gebraten wider den Schlangen-

Biß

dien dienen soll. Ja! wider den Biß einer kleinen schwarzen Garten-Schlange habe ich die Probe davon gesehen; aber wider den Biß anderer grössern Schlangen, besonders der Coper-Capel, hilft sie soviel wie nichts.

Petersilien hat man zwar in großer Menge, aber die rechten Petersilien-Wurzeln gerathen selten wohl, und werden bald holzig.

Esparges oder Spargel ist nur sehr schlecht und schwach von Stengel. Allein ich habe auch kein einziges recht ausgegrabenes, beschlagenes und mit Dünger ausgefülltes Spargel-Bette gesehen; und das mag wohl die Ursache davon seyn, daß er nicht viel taugt. Wie denn auch die Sellerie-Wurzel nichts nutzet. Grüner und blauer Kohl wird nicht sonderlich geachtet, folglich auch nicht viel davon angepflanzt.

Die Suppen-Kräuter, als Spinat, Kervelkraut, Garten-Dragon, Bourre-Bollen, Fette-Henn und mancherlei andre, sind vorzüglich in denen ersten Frühlings-Monathen sehr gut und gesund; daher sie auch in abgetheilten Portionen zu 2. Stübern zum Verkauf häufig herumgetragen werden. Man hält sie zu dieser Zeit für eine Art von Medicin, und man thut nicht unrecht dran.

Batatas gerathen daselbst durch Fortpflanzung der Batatas-Mutter oder der Wurzel ziemlich wohl, doch nicht in allen Erd-Arten und auf allen Bauer-Plätzen. Man verwechselt die in Deutschland anjetzo sehr Mode gewordene aus Amerika herübergebrachte weiße Erd-Birnen damit, und einige Schrift-

steller behaupten es sogar, daß diese Erd-Birnen die Batatas seyn. Es kann seyn, daß sie in Amerika so genennt werden; aber das kann ich versichern, daß wenigstens die afrikanischen Batatters oder Batatas ein weit anderes Gewächs, viel süßer und von angenehmern Geschmack seye. Sie sind zwar nicht so groß, doch gleichen sie dem Gewächs nach, mehr unsern Unter-Kohlrüben als den Erd-Birnen.

Zucker-Schoten kann man zur Gnüge bekommen, wie auch die Fasol-Schoten von denen weißen Bohnen; man findet aber, wie schon im vorigen Kapitel gedacht worden, nur niedrig wachsende Zwerg-Bohnen. Auch hat man kleine ganz schwarze Bohnen, diese pflegt man, wenn sie gekocht werden mit Weineßig und zerlaßener Butter, wie einen Sallat zu speisen, und sind ganz gut.

Von Wasser-Melonen giebt es zweierlei Sorten. Die eine hat weißes Mark und weiße Kerne, und ist die schlechteste. Die andre hat schwarze Kerne, und das eßbare Mark ist roth. Die Wasser-Melonen gleichen völlig denen grünen Kürbißen, sind eben so groß, haben auch unter der grünen Schale eben ein solches Fleisch. Was aber eßbar daran ist, ist dasjenige Mark, in welchen an den Kürbißen die weißen Kerne eingehüllt seyn. Dieses Mark gleichet an denen Wasser-Melonen, besonders an denen, die inwendig roth sind, einem rothgefärbt halbgefrornen Schnee; ist in warmen Tagen, sowohl eine kühlende als gesunde und erquickende Frucht, welche den Durst beßer und geschwinder löscht, als Wein, Bier oder Wasser. Um versichert

zu

zu seyn, daß die Wasser-Melone die gehörige Reife habe, schneidet man vorher, ehe man sie von der Pflanze abschneidet, ein drei- oder viereckigtes Loch durch die Schale bis auf das Mark, hebt das Ausgeschnittene heraus und siehet darnach; ist die Frucht noch nicht recht zeitig, so legt man das ausgeschnittene Stück wieder in das Loch, läßt die Frucht noch einige Tage liegen, bis sie recht reif geworden, und schneidet sie alsdann ab.

Die Garten-Erdbeeren sind groß und wohlschmeckend; aber doch bei weiten nicht so gut als die wilden, welche in Teutschland in den Wäldern von selbst wachsen. Diese Sorte aber ist in Afrika so wenig als die Heidel- und Himpelbeeren zu finden.

Hanebutten, Mehlhosen, Schleedorn und Ahl-Kirschen erinnere ich mich nicht daselbst gesehen zu haben.

Ananas und Bananesse sind sehr schlecht, auch nicht häufig vorhanden.

Von Fenchel, Majoran, Garten- oder Citronen-Melisse, Salbei, Thimian, Laktuke, Bibenell, Dillen, Ehrenpreiß, Saurrampf, Krausemünze, Garten-Kresse, Kümmel, Rebunde und dergleichen bekannte und gemeine Kräuter findet man überall einen Ueberfluß; und bei dem Apotheker des Hospitals habe ich einen weitläuftigen Catalogum von medicinischen Kräutern gesehen, welche daselbst von Monath zu Monath nach ihrer Jahreszeit durch die Sklavinnen müssen eingesammlet werden.

Mohn (Papaver) weisser und blauer, sonderlich derjenige, dessen Blühte sehr buntfärbig und gefüllt ist,

ist, wird hin und wieder nur um der Blühe und nicht des Saamens wegen, also nur zur Zierde der Gärte ausgestreuet.

Den spanischen Pfeffer lieben die afrikanischen Frauenzimmer sehr, und thun ihn nicht allein zu allen eingemachten Atgar oder Aschar, es sey von Blumenkohl, kleinen Gurken, kleinen Fasolen-Schoten und dergleichen, sondern sie legen auch die grünen Schoten davon in Weineßig, lassen sie darinnen eine Zeitlang maceriren, und verspeisen sie sowohl beim gebratenen Fleische, als auch bei getrockneten und auf dem Roste gebratenen Fischen. Wenn sie einen Fremdling, der die Pfeffer-Schoten nicht kennt, damit anführen können, so daß er sich den Mund damit zu verbrennen glaubt, und die Schoten wieder herausnehmen muß, so ist es ihnen eine besondre Freude und belachen es herzlich. Sie selbst aber können ein halb Dutzend dergleichen Schoten ohne Maulrümpfen verspeisen. Diese grüne Schoten conserviren den Aschar, daß er nicht verschimmle. Zucker-Rohr und türkischer Weitzen oder Mais wird nicht allgemein angepflanzt; nur einige junge Leute unterhalten einige Pflanzen davon hin und wieder zu ihren Vergnügen.

Von ausländischen und fremden Bäumen, die aus Indien oder aus Europa hiehergebracht worden, findet man folgende: Der Kampfer-Baum kommt daselbst gut fort, und dienet zu Hecken um die Parterren in den Gärten. Ob es der wahre Kampfer-Baum sey, oder nur weil sein Blatt nach Kampfer riecht, also genennt wird, weis ich nicht gewiß. Ich ver-

vermuthe das letztere, denn er treibt oder schwitzt keinen Kampfer aus. Catjebyring oder eigentlich Katschebyring ist ein kleiner Baum, wie in Teutschland die Orange-Bäume. Er trägt viel Blumen, die den gelben Narzißen gleichen, und nehmlichen Geruch haben. Sobald sie aber verwelken oder nur mit den Händen gedrückt werden, so ist ihr Geruch häßlicht und unangenehm.

Myrrten-Bäume von der großen Art, wachsen ziemlich hoch, und geben gute Einfaßungen um die abgetheilte Parke in den Gärten.

Den Dattel-Baum findet man auch hin und wieder, aber niemals Früchte daran; obschon beide Geschlechte davon dicht nebeneinander gepflanzt seyn.

Daß die Eichen-Bäume am besten fortkommen, ist schon mehrmals gesagt worden.

Einige Tannen-Bäume, oder wie man sie anderer Orten nennet, Kiefern, hat man zur Besaamung und Vermehrung auch dahin gebracht, ja sogar einige davon in dem großen Garten der Kompagnie, bei der Stadt, gepflanzt. Sie sind auch hoch genug in die Höhe gegangen, tragen aber keinen Saamen.

Der Roßmarin wächst so hoch, daß man sie in die Gärte um die Parke zum Schutz wider die Winde pflanzen kann.

Der Hollunder-Baum ist ebenfalls allhier zu finden, wird aber nicht genutzt.

Oliven-Bäume sind einige von der Kompagnie dahin geschickt worden, weil man sie aber nicht recht zu verpflanzen und das Oel aus den Oliven



zu pressen gewußt hat, so sind sie wieder eingegangen.

Zimmet-Bäume, wiewohl ihn Kolbe pag. 263. beschreibet, sind so wenig als andre Gewürz-Bäume, jemals hieher verpflanzt worden. Man weis auch, daß die ostindische Kompagnie aus politischen Ursachen dergleichen Verpflanzungen an andern Orten nicht gestattet.

Sabina oder Seeven-Bäume sind nur wenige vorhanden, man bekümmert sich auch nicht darum, ob sie fortkommen oder eingehen. Tamarisken- oder Tamarinden-Baum, ist Kolbens Vorgeben entgegen, niemals vorhanden gewesen; oder wenigstens bald wieder eingegangen.

Von denen afrikanisch-einländischen wilden unfruchtbaren Bäumen etwas zu melden oder sie zu beschreiben, sehe ich keinen Nutzen ab. Sie sind noch zu unbekannt und zu unbeträchtlich, weil sie nur ein schlechtes Feuerholz abgeben. Erst dann, wenn die neuerlichst entdeckten großen Waldungen geöffnet und durchsucht worden, wird es der Mühe werth seyn, neuen Bäumen neue Namen zu geben, zu beschreiben und sie bekannter zu machen. Soviel kann ich, als einer dessen Geschäfte es mit sich brachten, verschiedene Holzlieferungen zu besorgen, versichern, daß sehr wenig Bäume gefunden wurden, deren Rinde den Rothgerbern und Schuhmachern einigermaßen zum Ledergerben dienen konnten; Daher sie auch für ein kleines Fuder Rinde, oder vielmehr nur Bast, Fünf Rthlr. bezahlen mußten: und eben dieserwegen das Sohlleder nur halb gahr machen konnten.

ten. Nicht länger als 8. bis 10. Wochen liessen sie es in den Pfundgruben liegen, und also waren nur die beiden Seiten des Leders auswendig angebeizt, in der Mitte aber war ein roher Streifen: und wenn man mit denen davon verfertigten Schuhen etwas im Naßen ging, so traten sich die Sohlen aus und wurden breiter als der Schuh. Kolbe meldet zwar daß die Rinde von dem Kröpelbaum, welches eigentlich nur ein Knieholz ist, dazu verbraucht werde. Ich kann aber mit Wahrheit versichern, daß diese Rinde so wenig dazu tauglich sey, als die trockenen Borcke von unsern großen kiehnichten Tannen oder Kiefern.

Daß es auf diesem Vorgebirge unzählbare, sowohl medicinische als andre curiöse Gewächse, Stauden und Blumen gäbe, die sich auf- am mehresten aber in den Thälern zwischen den Gebirgen, selbst fortpflanzen, davon kann der Herr Doktor Sparrmann und Thunberg, wie auch der englische Gärtner Maßon das beste Zeugniß geben. Selbst der Herr Gouverneur Tulbagh hat nicht allein wie schon gedacht worden, den Thiergarten und das Naturalien-Cabinet des Herrn Prinzen von Oranien Königl. Hoheit sehr bereichert, sondern auch anderwärts mancherlei rare Pflanzen und Gewächse nach Europa geschickt. Unter andern hat der bekannte Herr von Justi eine von gedachtem Herrn Gouverneur Tulbagh überschickte Blume, die er dem Herrn Herzog von Braunschweig zu Ehren, Brunsvigia nennet, in seinen kleinen Schriften bekannt gemacht, abgezeichnet und in Kupfer stechen lassen. Diese

Blume,

Pflanze, welche sich auf dem Vorgebirge weit prächtiger ausbreitet, als sie noch der Abbildung in Teutschland gethan hat, wird von dortigen Landes-Einwohnern Konings-Kandelaar, das ist, des Königs Leuchter oder der Königliche Leuchter genennt. Sie giebt keinen Geruch von sich, hat aber mehr als hundert kleine weiß und rothe Blumenkelche, die denen Tillen an den Wandleuchtern gleichen, und sich in die Runde wie eine Kugel ausbreiten. Man bricht sie alsdenn, wenn sie in ihrem völligen Flor ist, gerne ab, und hängt sie in den Zimmern an der Decke oder an einen Balken, ihrer Zierde wegen auf; und sie conserviret sich lange Zeit, ohne ihre Blätter abfallen zu lassen. Wenn diese Blume aber auf dem Felde stehen bleibet, so bricht sie endlich der Südostwind von ihrem Stiele ab; und da sie, wie gesagt, mit ihren vielen Blumen, eine kugelrunde Figur formiret, so führet sie der Wind mit einer grossen Schnelligkeit zuweilen mehr als eine Meilweges fort, bis sie endlich gegen einen Strauch kommt und darinnen liegen bleibt.

Von dem neuerlich erst entdeckten Wachsbaum, hat der Prediger auf dem Kap Herr Bode, dem Herrn Prediger A. Burtt in Amsterdam, einen Zweig mit seinen reifen Wachsbeeren überschickt; dessen Abbildung haben wir dem Herrn Professor Allamand in Leyden und dem Herrn Doctor Klockner in Amsterdam zu danken. Herr Professor Sparrmann hat seinem Berichte nach, in dem nordöstlichen Theile des Vorgebirges, in Houtniqualand und mehrern andern Gegenden, viele dergleichen Wachsbäume ge-

gefunden. Er soll die Höhe eines kleinen Kirschbaumes erreichen, und die Gestalt eines Myrthenbaums haben; Von denen Botanikern wird er Myrica cerifera genennt.

Nun solte ich auch wohl denen Blumisten zu Gefallen, etwas von denen afrikanischen Blumen-Gärten schreiben, und melden; wievielerlei Sorten Nägelein, jede unter ihrem besondern Namen; wie mancherlei bunte Tulpen und Monstrosen, Aurikeln, Jonquillen, Tuberosen und dergleichen wohlriechende Blumen mehr auf diesem Vorgebirge vorhanden sind; allein die dortigen Kolonisten sind in dieser Sache die würklichen Antipoden von denen Harlemschen Blumen-Liebhabern. Sie sehen eine hübsche Blume wohl gerne, pflücken sie auch ab und riechen dran; aber sie anzupflanzen, zu verpflegen, abzulegen und fortzupflanzen, ist ihr Geschäfte nicht; ein einziger guter Weinstock ist in ihren Augen mehr werth als hundert Ableger von Nägelblumen, wenn sie auch Kaiser Augustus, Cleopatra, Aurora aurata, und wer weis wie? genennt würden.

Es ist nicht zu läugnen, daß die vielen auf dem Vorgebirge in der Wildheit wachsende Sträucher, saftige und holzartige Kräuter, besonders bei stiller Abendszeit und wenn kein Wind wehet, einen ungemein starken Duft und Geruch von sich geben; allein daß dieser Geruch so gar lieblich seyn solte, kann ich nicht sagen. Mir ist er wenigstens wenn ich zur genannten Zeit im Felde gegangen oder geritten bin, nicht gar zu angenehm gewesen. Der unter einander von so mancherlei stark ausdunstenden

Ge-

Gewächsen, untermischte Geruch ist viel zu penetrant und nimmt den Kopf und die Geruchsnerven viel zu sehr ein, als daß man ihn lieblich nennen könnte. Es hat freilich lieblich riechende Kräuter mitunter, aber die stärker riechende unterdrücken jene, und es kommt ein Gemenge untereinander, daß man keines von andern unterscheiden kann. Ich bin kein Botaniker und kann weder die Kräuter benennen, noch beschreiben, noch ihren Nutzen den sie in der Medicin haben, anzeigen. Soviel aber weis ich wohl, daß Kolbens Kräuter-Catalogus nur ein ausgeschriebenes Werk ist. Ich will jedoch etwas von zwei wohlriechenden, auf einen Rasenboden gerne wachsenden Blüthen erwähnen, welche einem jeden sehr angenehm sind. Die eine wird mit dem hottentottischen Namen Krukimekranki benennet. Sie hat nur Vier weiße etwa 1¼ Zoll lange schmale Blätter, welche in der Mitte nach der Länge, noch schmalere carmoisinrothe Streifen haben; sie liegt mit ihren ausgebreiteten Blättern unmittelbar auf die Erde, und ohne Stiel an ihre Wurzel. Die Wurzel wenn man sie ausgräbt, gleicht der Gestalt nach, einer kleinen Steckrübe, ist aber weiß und etwas durchsichtig, so daß man ihre vielen kleinen Saamen-Kernlein die sie in sich hat, deutlich sehen kann. Sie hat darneben einen angenehmen Honigähnlichen Saft in sich, der von den Kindern sehr geliebt und aufgesucht wird. Diese Blume breitet nach Sonnen-Untergang einen Duft um sich aus, der dem Geruch einer Tuberose sehr gleich kommt. Eine andre Art von kleinen Blümlein, welche sich

auf dem Rasenboden an kurzen Stielen sehr weit ausbreiten, werden darum Abendblümlein genennt, weil man ihren Geruch erst nach Sonnen-Untergang empfindet. Sie sind von denen in Europa ebenfalls so benannten Abendblumen merklich unterschieden, und gleichen unsern sogenannten Stiefmütterlein. Man kann sich keinen angenehmern Geruch einbilden, und man kann sich an ihm nicht ersättigen, sondern wünschet ihn immer noch empfindlicher an sich zu ziehen. Wenn eine Gesellschaft des Abends beim Spazierengehen dergleichen antrift, so halten sie sich nur gar zugerne dabei auf und lagern sich auf der Erde nieder, um sich an dem, den Violen- und Jesmin- weit übertreffenden Geruch zu ergötzen. Eine Art gewisser ins wild wachsende Blume wird Feldschuh genennt. Sie hat nur 2. halbrunde einer Hand grosse Blätter; diese liegen mit ihren geraden Seiten dicht neben einander ganz unmittelbar flach auf der Erde, und zwischen beiden wächst ein zwölf Zoll langer Stengel heraus, der oben eine Blume trägt, welche der Blüthe an einem Granatbaume völlig ähnlich ist. Dieß Gewächs ist sehr curiös, weil es aber ganz keinen Geruch von sich giebt, so wird es nicht geachtet.

Zugabe.

Ich habe in diesem Kapitel auch der gemeinen, geringern und sehr bekannten Gartenkräuter und unter diesen auch der Dille, gedacht. Würklich ich hätte alle diese Namen füglich können weg-

lassen,

lassen, ohne daß der Geneigte Leser etwas dabei verloren hätte; ich will also zur Schadloshaltung der dabei verlornen Zeit und Mühe, eine Entdeckung bekannt machen, die manchem Leser vieleicht sehr dienlich und also auch sehr lieb seyn möchte. Erst im abgewichenen Sommer und ganz zufälliger Weise habe ich befunden, daß die ebengedachte Dille ein vortreflliches Remedium wider das stinkende Ungezieser der Wanzen ist. Ganz von ohngefähr und blos aus dem Geruch der Dille, urtheilte ich, daß dieses Kraut ein rechtes Gegengift wider gedachtes Ungeziefer seyn könte. An einer Probe war nichts verloren; und da ich kurz vorher eine Wohnung bezogen hatte die mit solchen heßlichen Insekten überflüßig angesteckt war, so berieb ich nicht allein mein und meiner Frauen Bettstellen mit einer Handvoll grüner Dille, sondern ich legte auch in jedes Bettgestelle eine gute Handvoll dieses Krauts, unter die Federbetten. Siehe da! auch in der ersten darauf folgenden Nacht hatten wir keine Anfechtung von diesem Geschmeis, und seitdem haben sie sich gänzlich auch aus der Stube verloren, so daß man nur selten eine einzelne an den Wänden verspüret. Ich wünsche einem jeden der es nöthig findet die Probe damit nachzumachen, eben den guten Effekt davon den ich gehabt habe: Allermaßen ich aber wie gesagt, die erste Probe davon im abgewichenen Sommer mit gutem Erfolg gemacht habe; so kann ich nicht sagen, ob es ein immerwährendes Mittel dawider bleiben werde, oder ob man möchte genöthiget werden dasselbe alljährlich zu wiederholen.

Doch dieses würde auch noch zu übersehen seyn; denn dieses Kraut kann man ja in Ueberfluß bekommen, und wo es einmal ausgesäet worden, da besaamet es sich so, daß es nicht wieder auszurotten ist, es sey denn daß man bevor es Saamen gewinnt, mitsamt der Wurzel ausjäte. Die Dille ist zwar in ganz Teutschland bekannt genug, wann es aber doch an manchen Orten einen andern Namen führen könnte, allwo man dann nicht wüßte was es für ein Kraut wäre, so sage ich, daß es dasjenige ist, was man zu denen sauern Gurken einzulegen pflegt: und auf lateinisch Anethum heißt.

Das eilfte Kapitel.

Von der Vieh-Zucht.

Der Wein- und Gartenbau hat mir in dem vorherigen Kapitel viel Stoff an Hand gegeben, etwas weitläuftig zu seyn, ich verhoffe aber, der geneigte Leser werde damit nicht ganz unzufrieden seyn. Das gegenwärtige Kapitel befürchte ich, möchte dagegen etwas magerer seyn. Die afrikanische Vieh-Zucht ist von der europäischen nicht viel unterschieden, und ich würde derselben Beschreibung lieber gar ausgelassen haben, wenn ich nicht befürchten müßte, daß der geneigte Leser ein Vieles zu entbehren glauben würde, wenn ich von einem Lande, das mit zahmen Haus-Thieren angefüllt ist, nichts von seiner Viehzucht erzehlte. Ich werde also zwar das Merkwürdigste davon, aber doch in möglichster Kürze aufsetzen, weil sich ohnedem diejenigen, die keine Landwirthe seyn, nicht gerne mit einem Discours vom Rindvieh, Pferden, Schaafen und Schweinen amusiren. Denn dieses sind diejenigen Gegenstände, von welchen wir anjetzo zu sprechen haben.

Das Rind- oder Hornvieh vors erste ist etwas klein, und denen in Teutschland fallenden Ochsen und Kühen nicht völlig gleich. Einige Schriftsteller haben zwar gemeldet, daß die afrikanischen Ochsen einen kleinen Buckel, denen Kameelen gleich, auf dem Rücken hätten, aber das ist falsch. Nur allein

die sogenannte Schufft zwischen dem Halse und dem eigentlichen Rücken, oder das lezte Wirbelbein zwischen dem Hals und dem Rücken ist etwas weniges stärker und höher, als an teutschen Ochsen; und mit dieser Schufft, soll der Afrikaner Meinung nach, das Thier, wenn es eingespannt ist, seine mehreste Kraft gegen das Joch sezen: es ist aber augenscheinlich falsch, und wenn das arme Vieh bei einem Regenwetter im Joche liegt, so wird die Schufft gar geschwinde wund, und wie man sich leicht vorstellen kann, nicht ohne große Schmerzen. Wenn ein Ochse 3. Jahre alt ist, so wird er zum Ziehen angelernt und eingespannt. Dies ist für das arme Vieh eine üble Schule. Vors erste wird ein solches junges Thier, welches noch niemals angebunden gewesen, eingefangen. Das heißt: an einer langen Stange wird eine Schleife von einem Strange gehangen; ein Sklave beschleicht damit das Vieh von hinten, wirft ihm die Schlinge über die Hörner, und wo möglich, auch über den Kopf und um den Hals, und da der Strang lang genug ist, so wird dessen anderes Ende von andern Sklaven gar bald ergriffen, und der Ochse dahin geleitet, wo er neben einen alten Kameraden unter einem Joche eingespannt werden soll. Gemeiniglich geschiehet dieses zu der Zeit, wenn der Dünger auf das Feld gefahren wird, damit der Lehrling wegen der schweren Ladung um desto eher ermüde, und sich sodenn leichter behandeln lasse. Da das junge Thier sich in das Joch zu schicken und neben seinem Gespann in gerader Linie zu laufen und zu ziehen, ganz unwissend und ungeschickt ist, so liegt

Z 3 die

die mehr als zehn, zwölf Ellen lange Peitsche ihm beständig auf dem Fell, und in der That, man siehet es mit Erbarmung an, wie die lange Geissel bei jedem Hieb die Haare wegnimmt, die Schwülen auflaufen und öfters das helle Blut durchdringt: wodurch aber auch das Vieh so marode und mürbe gemacht wird, daß es sich nach Verlauf von 3. oder 4. Tagen, wiewohl mit Zittern und Beben, ganz geduldig fangen und einspannen läßt; sodann aber hat auch die allzustrenge Belehrung ein Ende. Die jüngstangelernten Ochsen werden sowohl vor dem Wagen als vor dem Pflug paarweise in die Mitte, die ältern und stärksten an die Deichsel, und diejenigen, die am besten auf den Zuruf ihres Namens Acht haben, ganz vorne eingespannt. [1] Ein jeder Ochse bekommt seinen eigenen Namen, und bei dem Fuhrwesen hört man einen beständigen Zuruf des Fuhrmanns, z. E. Stuurmann hot, Bootsmann hare, oder umgekehrt, und man muß sich wundern, wie das dumme Vieh sich alsofort auf diesen Zuruf rechts oder links wendet. Dieser Zuruf geschiehet aber nur alsdenn, wenn kein Sklave vorangehet, der die Ochsen leitet; denn auf einer Reise setzt sich derjenige, der die Ochsen leitet, sobald er von Hause ab auf einen gebahnten Weg kommt, um nicht zu ermüden, auf den Wagen, damit er des folgenden Tages die Ochsen auf der Weide hüten könne. Ein paar Mittel-Ochsen werden nicht höher, als das Stück zu 8. Rthl. — Ein paar gute Hinter- oder Vorochsen aber wohl das Stück zu 10. bis 12. Rthl. verkauft. Die Ochsen kommen bei denen Kolonisten

so

so wenig wie bei den Hottentotten, weder Sommers- noch Winterszeit unter ein Dach oder in einen Stall, sondern müssen auf einem mit einer leimen Wand umgebenen offenen Platz unter freyen Himmel verbleiben. Die einzige Güte, die man ihnen erzeigt, bestehet darinnen, daß man Winterszeit den vom Regen naßgewordenen Dünger zuweilen mit frischen trocknen Stroh bestreuet. Man will behaupten, daß die Ochsen des Nachts nimmals schlafen, sondern nur liegende ihre Knochen ausruhen lassen; soviel kann ich davon sagen, daß so oft ich gelegentlich des Nachts bei einem solchen Kraal, worin die Ochsen gesperrt seyn, gekommen bin, dieselben sich jedesmal ganz munter bezeigt, wiederkäuet, oder sonst bewegt haben: weiter hat sich meine Naturforschung nicht erstreckt. Außerdem was das Hornvieh, es sey in der trocknen oder fruchtbaren Jahreszeit auf dem Felde findet, bekommt es kein Futter. Einige derselben fressen wohl zu mancher Zeit etwas Gersten, niemals aber Weitzen-Stroh, und viele begehren auch jenes nicht zu versuchen. Man darf sich nicht einbilden, daß die afrikanischen Ochsen, wenn sie vor dem Pflug oder Wagen eingespannt seyn, so langsam fortschreiten wie die europäischen. So lange sie, es sey vor dem Pflug oder Wagen, von einem Sklaven oder Hottentotten geleitet werden, laufen sie zwar nicht geschwinder, als sie geleitet werden; sobald sie aber in das rechte Geleiß gebracht seyn, und der Leiter sich auf den Wagen setzt, so traben sie so weit, als sie gehen sollen, in einem Stücke fort, oder werden mit der langen Peitsche gar unbarm-



barmherzig dazu angetrieben; wobei denn das hinterste Paar von dem hin- und herwankenden Deichselbaum gar vieles leiden muß, und zuweilen kein Wunder wäre, wenn das an der Deichsel festgemachte Joch beiden Ochsen zugleich die Hälse bräche. Ich erinnere mich nicht, daß jemals ein Ochse, der geschlachtet werden sollen, vorhero wäre gemästet worden. Man nimmt zu dem Ende ein junges Stück Vieh aus der Heerde, führet es etwas vom Hause ab, und schießt es vor den Kopf. Dies ist der sicherste Todesschlag, der, weil man ihm die Mündung des Gewehrs vor die Stirne hält, auf den rechten Fleck trift, und ich habe einmal selbst mit angesehen, daß die Kugel in dem Herzen des Ochsen wieder gefunden wurde. Sogleich nach dem Schuß wird dicht hinter dem Kopf das Genicke mit einer Axt entzweigehauen, und denn der Hals aufgeschnitten und das Blut abgezapft. Alles, was die Fleischhauer zu den Kaldaunen rechnen, wird den Hunden vorgeworfen: das Geschlinke aber für die Sklaven zugerichtet. Aus den Füßen macht man sich wegen des fetten Schmeeres, so darinnen ist, und in Teutschland Spiecke genennt wird, eine besondre Delikatesse: jedoch wenn ein Rind, welches die Lähme oder Laam-Siekte bekommen hat, und eben dieserwegen geschlachtet werden muß, so wird auch diese Delikatesse den Sklaven überlassen. Da die Familien niemals so stark seyn, daß sie einen frischgeschlachteten Ochsen in kurzer Zeit aufzehren können; so wird das mehreste Fleisch, es sey im Sommer oder Winter, eingesalzen, und dann zum Theil geräuchert,

zum

zum Theil nur an der Luft getrocknet, von welchem letztern ich schon oben angemerkt habe, daß, wenn es gekocht worden, eine wunderliche Farben-Vermischung zeige. Zwar wird wohl niemals ein geschlachtetes Rind gewogen, dem Augenschein nach aber würde es was Außerordentliches seyn, wenn eines mehr als 600. Pfund Fleisch, Haaken-rein hielte. Die Rindleder wissen die Landleute mit mehrern Vortheil selbst zu gebrauchen, als an die Gerber oder Schuhmacher, die nicht gerne mehr als 1. Rthl. für jedes geben wollen, zu verkaufen. Sie schneiden vornehmlich aus dem Fell, welches an die Hinter- und Vorderfüße um die Hessen oder Knie sitzet, für sich und ihre Söhne die Feldschuh, und aus dem andern Leder dergleichen für die Sklaven. Aus dem übrigen schneiden sie Riemen, die sie sehr stark mit Fette einschmieren, damit sie etwas linde werden; behalten aber auch beständig einiges übrig und in Vorrath, um im Nothfall eine gebrochene Deichsel, Wagenleiter oder anderes Holzwerk damit zu verbinden.

Die Schuhmacher bekommen also zwar das wenigste, doch wegen der Menge des geschlachteten Viehes leiden sie auch keinen Mangel daran.

Zu ihren außerordentlich langen Peitschen haben die Landleute eine ganze Kuhhaut nöthig. Wenn diese vorher eine Zeitlang im Wasser gelegen hat, daß man die Haare abschaben kann, und nachhero wieder getrocknet worden, so wird sie so stark und so ofte mit zerlassenem Fette eingeschmieret und eingerieben, bis sie geschmeidig genug ist. Alsdenn wird

ein einziger Riemen in der Runde nach einer Schneckenlinie abgeschnitten. Dieser Riemen ist oben etwan 3 Finger breit, unten oder zulezt um die Hälfte schmaler. An dem schmalen Ende, was unten an die Peitsche kommen soll, wird ein noch schmalerer Riemen etwan einer Ellen lang und $\frac{1}{4}$. Zoll breit gelassen, sodann aber wird der erstgeschnittene Riemen in 4 gleiche Theile durchaus gespalten, und die Peitsche davon geflochten. Der vorgedachte vorne oder unten an der Peitsche gelassene schmale Riemen wird der Achterschlag genennt, und an selbigen wird noch ein schmalerer etwan anderthalb Ellen langer Riemen, gemeiniglich aus einem Rehbocksfell zubereitet, angeheftet, welcher der Vorschlag heißt. Mit diesen zwei Riemen wird die Peitsche um soviel länger, dringet heftiger durch, und man kann ungemein stark damit knallen.

Die Kühe werfen meist alle Jahre und mehrentheils in der Regenzeit ein Kalb, sehr selten zwei, und noch seltener im Sommer oder der trockenen Jahreszeit. Es scheinet ihrer Natur schon eingepflanzt zu seyn, sich zu einer solchen Jahreszeit zu rindern, damit das Kalb nicht zu einer Zeit gebohren werde, wenn die Kuh kaum soviel Fraß zu ihrer eigenen Erhaltung auf dem Felde findet, und das Kalb dabei umkommen müßte. Denn da in diesem Lande keine Stallfütterung statt findet, den Kühen auch weder Morgens, Mittags noch Abends einiges Futter vorgelegt wird; so würden bei der dürren Sommerszeit und bei der magren Weide Kühe und Kälber verderben müssen. Das afrikanische Rindvieh

hat

hat einigermaßen die Art der zahmen Büffel, wie auf Batavia, an sich. Ihr Fleisch kommt dem europäischen Rindfleisch bei weiten nicht bei; und das wenige niemals überflüßige Fett ist sehr talchig oder Inselthaftig. Die Kühe besonders haben zwei garstige Fehler an sich. Einige lassen sich gar nicht melken, wenn sie nicht mit dem Kopf kurz angebunden und beide Hinterfüße zusammengeknebelt seyn. Außerdem stoßen sie mit den Hörnern und schlagen mit den Hinterfüßen um sich herum, daß man ihnen nicht beikommen, und die Milch ohne Gefahr und ohne sie zu verschütten, ausmelken kann. Insgesammt und durchgehends aber giebt keine Kuh bei dem Melken einige Milch von sich, wenn nicht das Kalb vorhero die Eiter oder Striche angesogen hat. Kein Kalb sauget länger als 8. oder 10. Wochen, sondern wird sodenn abgesetzt oder gewöhnt sich selber ab, und frißt Gras; es sey denn, daß man es anbinde und also länger zu saugen zwinge. Denn eben so lange als das Kalb sauget, währet die Milchzeit; und wenn das Kalb nicht mehr saugen will oder saugen soll, so läßt auch die Kuh keine Milch mehr von sich, und vertrocknet. Diesemnach ist es kein Wunder, daß Mons. de la Caille auf einem Landhause bei der grünen Kluft, wo er sich einige Tage aufgehalten hat, und wo mehr als 200. Stück Hornvieh waren, die Milch zum Koffee eine halbe Stunde von dort mußte holen lassen; weil daselbst keine saugende Kälber mehr vorhanden, und die Milchzeit vorbei war. Weil die Kühe, wie gesagt, wenn die Kälber abgewöhnt seyn, durchgehends keine Milch mehr

von

von sich melken lassen; so möchte ein Naturforscher nachsinnen, ob es möglich sey, daß ein Thier die Milch nach Gefallen an sich halten und nicht fliessen lassen könnte — Ich zweifle daran. — Das Kalbfleisch wird auf dem Vorgebirge nicht geachtet; die Kälber zur Zucht sehr geschonet, und nach dem Sprichwort: **wenn der Bauer ein Kalb schlachtet, so ist gewiß der Bauer oder das Kalb krank;** sehr selten eines geschlachtet. Daher hat es während der Milchzeit eben keine Noth mit dem Melken; denn wenn das Kalb nur einige Züge an die Striche des Euters gethan hat, so bekommt man Milch genug und läßt etwas für das Kalb zurück. Wenn aber etwan ein junges Kalb verunglückt und crepirt, so ist alles Melken vergebens. Kolbe schreibt zwar, man müsse sodenn das Fell von dem todten Kalbe auf ein lebendiges Kalb legen und die Kuh daran riechen lassen. Ich habe kein Exempel davon gesehen, erinnre mich auch nicht etwas davon gehört zu haben, kann es also weder behaupten noch verneinen: glaube aber schwerlich, daß ein Bauer sich die Mühe geben werde, die Haut von einem krepirten Kalbe abzuziehen. Dieß aber weis ich für gewiß und bezeuge es, daß die Hottentotten in diesem Fall, nehmlich, wenn sie um ein Kalb gekommen, welches der Löwe, der Tyger oder die Hyäne getödtet hat, ein anderes Mittel um von der Kuh noch eine Zeitlang Milch zu bekommen, zur Hand nehmen, wodurch die Kuh gezwungen wird, die Milch von sich zu lassen. Nicht wie Kolbe unwahrhaftig berichtet, daß der Hottentotte mit dem Maule dahinein blase, wo das

Kalb heraus gekommen. Kolbe muß die Anatomie schlecht verstanden haben, sonst würde ihm bekannt seyn, daß in dieser Scheide die hineingeblasene Luft nicht sehr weit dringen und einige Würkung thun könne. Der Hottentotte gegentheils nimmt ein hohles Bambus- oder anderes Rohr von beliebiger Länge, bindet der Kuh die Hinterfüße zusammen, sticht das Rohr der Kuh in den Mastdarm, und bläst auf solche Weise der Kuh die Luft in den Leib, wovon sie aufgeblasen wird, sich krümmet und die Milch fast selbst ausdrücket. Dieses ist nun wie mich däucht, eben kein ganz unnatürliches Verfahren, und scheint mir eben das zu seyn, was man bei der Cavallerie, wenn ein Pferd nicht misten kann, mit dem Einblasen des Tobackrauches, unternimmt. Ueberhaupt kommt es wohl auf eines heraus, ob man den Athem durch ein Rohr in den Leib einer Kuh oder in einer frischausgenommenen Rind- oder Schweinsblase, einbläset. Indessen wird dieses Luftclistier von denen Kolonisten oder ihren Sklaven niemalen appliciret. Ich will es bei dieser zweifelhaften Materie für keine Hypothesin ausgeben; allein nach meiner wenigen Kenntniß und Physik, urtheile ich, daß die afrikanischen Kühe bei Abwesenheit ihres Kalbes die Milch, nicht mit Bewußtseyn, wissentlich, vorsätzlich, oder aus Widerspenstigkeit zurück halten. Denn ich habe niemals von einer Frau vernommen, daß sie alsdenn wenn man ihre Brüste gemächlich ausdrücket, die Milch dennoch zurück halten könne. Viel glaubwürdiger scheint es mir, daß die Röhrlein und Oefnungen, aus welchen die

Milch

Milch kommt, so construiret seyn, daß sie nicht blos durch Streichen und Melken mit den Fingern, sondern zuvorher durch Ansaugung des Kalbes müssen geöfnet werden. Es käme auf eine Probe an, daß man bei dergleichen Vorfall einmal eine Sklavinn dahinbrächte, einen Eiterstrich von der Kuh in den Mund zu nehmen, und bevor sie mit den Fingern dran streicht, anzusaugen: ich glaube gewiß, die Kuh würde sich nachher melken lassen und Milch geben.

Es ist ebenmäßig ungegründet, wenn man ohne Unterscheid meldet, daß die Sklaven durchgängig die Kühe melken müßten. Wenn auf einem Viehplatz viele Kühe zu gleicher Zeit melkende sind, so daß die Sklavinnen das Melken nicht allein bestreiten können, so helffen ihnen wohl diejenigen Sklaven die damit umzugehen wissen, und zuweilen aus ihrem Vaterlande die Wissenschaft mitgebracht haben, das Melken besser zu verrichten als manche Sklavinn. Außer diesem Fall ist es jederzeit eine Beschäftigung der Sklavinnen, und selbst die Töchter der Kolonisten machen sich ein Vergnügen aus dem Melken, und man hört zuweilen daß sich die jüngern mit den ältern Töchtern zanken, wenn diese jenen das Melken nicht gestatten wollen. In der Stadt zwar, wo sehr wenige und zuweilen gar keine Kühe gehalten werden, geben sich die Jungfern gar nicht damit ab, sie gehen daselbst nicht barfüßig und besudeln sich auch nicht gerne die Schuhe. Auf den nächstgelegenen Güthern um die Stadt werden ebenfalls wenig Kühe unterhalten, man kann daselbst

 das

das Erdreich besser als zur Viehweide nutzen, aber gemolken werden sie auch nur von Sklavinnen; denn diese nahe gelegenen Plätze gehören mehrentheils denen städtischen Einwohnern, und wenn auch die Eigenthümer derselben selbst darauf wohnen, so schätzen sich doch ihre Töchter denen Stadtjungfern gleich und meiden den Kuhstall. Ueberhaupt kann man sagen, daß von der Kap-Stadt an, westlicher Seite bis an das kleine Berg-Rivier und nord- und nordöstlich bis an die 24 Riviere, keine eigentliche Rindviehzucht gehalten werde. Wenige Bauern halten in diesen Gegenden einige Kühe auf ihren Güthern zur Zucht. Die mehresten Bauern in diesen Gegenden die Viehzucht halten und einige hundert Stücke Rindvieh haben, besitzen jenseit benannten Flüßen besondre Viehplätze, auf welchen sie einen Knecht und einige Sklaven und Hottentotten halten, welche die Wirthschaft besorgen. Die recht Vieh-reichen Landwirthe aber, die ihr Hornvieh zu Hunderten und die Schaafe zu Tausenden zählen, wohnen selbst tief ins Land auf ihren eigenen Viehplätzen; haben darneben wenig Ackerbau und noch weniger — oder auch gar keinen Weinbau. Auf denen Landgüthern zwischen der Stadt und gedachten beiden Flüßen, können die Landwirthe nicht füglich Kühe — oder wenigstens nicht länger als die Regenzeit währet, unterhalten: denn sie bekommen von dem daselbst wachsenden Unkraute gar leichte entweder die Verlähmung oder die Pißkrankheit mit Verstopfung des Urins. Diejenigen also die um diese Jahreszeit gern frische Butter und Milch haben

wol-



wollen, lassen 3. oder 4. neumelkende Kühe nebst ihren Kälbern, von ihren Viehplätzen holen, behalten sie ein paar Monathe bei sich, und schicken sie alsdenn wieder zurück. Was der Abt de la Caille vom Buttermachen erzehlet, hat zwar in so weit seine Richtigkeit: daß die Frauen die Milch, sobald sie gemolken ist, in ein groß Buttersaß schütten, einige Tage stehen lassen bis das Faß etwan halbvoll ist, und alsdann ohne Umstände Butter schlagen; allein der Abt hätte sich darneben auch besser nach den Wirthschafts-Umständen erkundigen sollen, so würde er andre Ursachen entdeckt haben, als daß er den Einwohnern aufbürdet, daß sie von Natur zu träge darzu wären, die Butter nach europäischer Manier zu machen. Denn vors erste, ermangelt es daselbst an kühlen Behältnissen besonders an Kellern, die Milch ohne sauer werden zu lassen, aufzuheben und länger stehen zu lassen, sodann aber erst die Saane abzurahmen. Vors andre sind die Gefäße darzu, nicht so leichte und so überflüßig zu bekommen wie in Europa. Man kann nicht nach dem Büttner oder Töpfer laufen um Gelten oder Milchreinel zu kaufen. Beiderlei Profeßionisten, sind außer denen die die Kompagnie salariret, nicht vorhanden. Vors dritte aber ist die Hauptursache diese: daß die Einwohner nicht so sehr die Menge der Butter, als die Güte der Buttermilch achten. Die Buttermilch wird in diesem Lande für sehr gesund gehalten und sie ist es auch in der That, und wird jedem Kranken zu geniessen nicht allein erlaubt, sondern auch angepriesen und verordnet. Noch mehr: die entlegenen

Viehbauern haben keinen Wein, ihre mehresten Speisen bestehen in gekochten und gebratenen Fleisch; Buttermilch ist ihr Labsal, und unstreitig ist sie auf besagte Weise weit besser, als wenn die gemolkene Milch lange stehet, sauer und die Saane davon abgenommen wird.

Die Stutterei der Pferde wird auf dem Vorgebirge nicht so in Obacht genommen und hochgehalten wie in Europa. Die ersten Pferde sind, wie schon im ersten Theile erwähnt worden, aus Persien gekommen. Es ist also eine Persianische Race, aber durch das Klima, Fütterung, Weide und Stallung unter freyen Himmel, ziemlich aus der Art geschlagen, und anjetzo nur als Bastarde davon anzusehen. Ob eine Stutte trächtig sey oder nicht, das ist des Bauern geringster Kummer, er hat Pferde genug. Wirft die Stutte ein Füllen, je nun! so ist eines mehr. Niemand achtet es groß. Ist es ein Hengst-Füllen, so legt es der Bauer nach zwei Jahren selbst und selten mislinget der Schnitt. Ist aber das Hengst-Füllen von schöner Farbe, wohlgestaltet, und hat es überhaupt ein schönes Gebäu, so läßt es der Bauer ungelegt, widmet es zu einem Beschäler, und der alte Beschäler muß dran und wird castriret. Jeder Bauer hat wenigstens zwei- wo nicht drei oder vier Pferde zum reiten. Eines für sich, eines für die Frau und Töchter, und eines oder noch mehrere für die Söhne. Sie müssen aber alle mit den übrigen Pferden die nur zum Dreschen und Eggen dienen, ihr Futter im Felde suchen und bekommen kein Stallfütter, es sey denn, daß der Bauer, oder einer von den Seinigen

eine

eine kurze oder lange Reise vornehmen will; so bekommt das Reitpferd des Abends und des Morgens vorher etwas Kaff und Gerste. Jedoch werden alle Reitpferde über Nacht in den Stall gebracht und angebunden; alle übrigen Pferde aber müssen das ganze Jahr hindurch unter freyen Himmel bleiben, und werden des Morgens nebst den Reitpferden, bevor sie auf die Weide getrieben werden, geknie-halset; das ist: es wird ihnen ein Strang um den Hals festgemacht, und mit dem andern Ende desselben der linke Vorderfuß so weit in die Höhe gebunden, daß das Pferd nur auf drei Füßen gehen oder den Kopf so tief hinunter halten muß, damit es auch mit dem vierten Fuß schreiten könne. Dieses geschiehet zu dem Ende, damit sich kein Pferd von den übrigen zuweit entfernen, oder wenigstens bald wieder eingeholet und zurück getrieben werden kann. Nur wenige Bauern halten sich Wagenpferde, die Sklaven wissen mit diesem Fuhrwerke nicht wohl umzugehen, und sollen sie selbst den Kutscher abgeben, das ist ihnen zu beschwerlich. Diejenigen aber die sich der Zugpferde bedienen, unterhalten sie wie die vorgedachten Reitpferde, das heißt, sie müssen sowohl wie die andern Pferde ihr Futter auf dem Felde suchen, und wenn sie eingespannt werden sollen, bekommen sie etwas Gerste und Kaff. Es würde diesen Pferden zuverläßig dienlicher oder gedeihlicher seyn, wenn die Gerste zuvor eingeweicht und gequellt würde, aber das würde denen Herren Bauern zuviel Mühe machen. Die Pferde-Wagen sind eben so gebauet wie in Teutschland die ordinären

ren Postwagen, und ein solcher Wagen mit 4. zugelernten Pferden kostet nebst dem Geschirr und Riemerzeug, gemeiniglich 1000. Kapsche Gulden oder 143½ Ducaten. Diejenigen Pferde welche nur zum Dreschen und Eggen gebraucht werden, gelten das Stück kaum 8. oder 10. Reichsthaler; auf öffentlichen Auctionen bekommt man zuweilen 2. oder 3. Stück für ebendieses Geld; denn weil ein jeder Landwirth selbst so viel anzieht als er nöthig hat, so ist wenig Nachfrage darnach; es sey denn, welches sich zuweilen ereignet, daß auf einem oder dem andern Guthe die Pferdeseuche sich einfinde und dieselben wegraffe. Es darf aber kein Bauer ein altes untaugliches Pferd todtschießen oder auf andre Art tödten lassen; Ein altes Verboth, welches bei der Anlage der Kolonie dawider gegeben worden, ist noch nicht wiederruffen und behält also noch seine Kraft. Wenn die afrikanischen Pferde von einem verständigen Reiter zugeritten werden, so lernen sie gar leichte einen bequemen Paß gehen; und ich habe selbst Pferde geritten die 6. oder 7. Stunden bei diesem Gange aushalten konnten, und keinen Schritt, Trapp oder Galopp gehen wollten. Man gewöhnet sie auch mit leichter Mühe, daß sie vor einem Hause wo man absteigt, stehen bleiben und sich nicht davon entfernen, wenn man ihnen nur den Zaum über den Sattel legt. Nichtsdestoweniger haben meist alle, ja ich kann füglich sagen, alle afrikanische Reitpferde ihre eigene und besondre Mucken oder Fehler: Ein unvergleichlich bequemer Paßgänger den ich verschiedene Mal geritten habe, konnte nicht vertragen,

daß

daß man ihn beim Aufsteigen den Zaum anhielte; man mußte sich nur blos beim Kamm anhalten, und sobald man den linken Fuß im Steigbügel hatte, gehen lassen, sonst hob er sich in die Höhe und schlug sich rückwärts über. Ein anderes litte weder Mantel noch Mantelsack, ja nicht einmal einen ledigen Quersack hinterm Sattel; und wenn man nur das geringste hinten an den Sattel so angebunden hatte, daß es des Pferdes Kreuz gar nicht berührte, so tobte und wüthete es solange bis Hinter- und Vorder-Gestelle und der Gurt in Stücken sprang. Ein anders war nicht 10. Schritte in einem Wagengeleise oder in dem Fuhrwege zu halten, sondern wich jedesmal auf die Seite aus, man mochte es strapaziren wie man wolte. Andre wollen wenn man unterwegs absteigt nicht wieder aufsteigen lassen. Manche blasen sich beim Satteln auf, oder wollen sich nicht satteln lassen. Einige sind hart- andre weichmäulich, und werden vom Gebiß, wenn es auch nur eine Trense ist, bald wund. Einen ganz außerordentlich schöngebauten hellbraunen Hengst mit dunkelbraunen Apfelflecken habe ich gekannt, der niemanden aufsitzen ließ, ob man ihm gleich Kandare, Kappzaum und eine Schlinge mit einem Strange um das Maul, und auch einen kurzgeschnallten Sprungriemen anlegte. Auch der beste und geschickteste Reiter mußte herunter. Ja, als er auch nachher gelegt und ihm nicht der geringste Muth gelassen wurde, half es doch alles nichts, und er ließ auch keinen andern Hengst zu den Stutten kommen, sondern biße sie zuschanden. Manche ar-

 beiten

beiten mit den Vorderfüßen auf die geschickteste Weise und traben bis in die Steigbügel, sind aber mit den Hinterfüßen ungemein faul, oder gehen sehr enge damit: außerdem aber gehen sie dennoch sehr sicher, ohne Anstoßen oder Stolpern. Auf vielerlei andre Weise hat fast jedes Pferd einen besondern Fehler. An Traversiren, kurzen Galopp und andern Kunstmäßigen Schulen darf man gar nicht gedenken, denn es ist ihnen so wenig beizubringen als denen teutschen Universitäts- oder Philister-Pferden; sie sind auch nicht größer von Wachsthum als diese. Ihre Farbe ist durchgehends hellbraun, dunkel- und schwarzbraun. Nur ein einziges ganz weißes Pferd habe ich allda gesehen, aber keinen Rappen. Da man die Pferde den ganzen Tag, wie vorgedacht, gekniehalset auf die Weide gehen läßt, so gewöhnen sie sich die Köpfe niedrig zu halten oder strecken ihn gerade aus. Der Hals ist auch nicht etwas gebogen auf Schwanenart, und da die Afrikaner in dem Vorurtheil stehen, daß eine große starke Mähne dem Pferde das Ansehen eines Löwen gebe, so lassen sie solche auf beiden Seiten über und wild durcheinander wachsen. Das Beste an ihnen ist, daß man sie nicht beschlagen darf, sie haben einen harten dauerhaften, nicht zu hohen und auch nicht zu platten Huf: der Schweif aber ist nicht sonderlich. Ich habe keinen eingebornen afrikanischen Bauer angetroffen, dem die Jahrzeichen eines Pferdes an den Zähnen bekannt gewesen wären; und sie staunten mich an, wenn ich ihnen sagte, wie alt ihr Pferd sey. Die Jahrszeichen der Flecke,



wenn die Pferde über 7. Jahre alt sind, treffen bei den afrikanischen Pferden noch sicherer ein, als bei den europäischen, ich glaube, es kommt daher, weil sie keine oder nur wenige Körner zu fressen bekommen, und daher die braunen Flecke nicht sobald mit dem Abnutzen der Zähne verlieren. Das Sonderbarste an dieser Race Pferde ist, daß zuweilen recht schön gebauete Füllen fallen, obschon weder der Beschäler noch das Mutterpferd schön zu nennen waren. Wenn man ein solches wohlgebauetes Füllen alsobald zu einem Stallpferde machte, so würde es den Kopf hoch tragen, und man könnte ein gutes Reitpferd anziehen; aber sobald es von der Mutter verlassen oder nicht mehr getränkt wird, so wird es geknieha1fet, und dann gewöhnet es sich den Kopf niedrig oder gerade voraus zu tragen, wie die pohlnische Juden-Pferde. Zum Galoppiren und Hautlaufen werden die Pferde von denen Landbauern nicht angehalten: sie pflegen sie nicht gerne zu überjagen, es wäre denn, daß sie betrunken wären; inzwischen hat auch dieses seine Ausnahme; denn, obgleich das beste und zum Paßgehen zugerittene Reitpferd nicht über 50. höchstens 60. Rthl. bezahlt wird, so würde doch mancher Bauer sein Reitpferd nicht um noch eins so viel Geld verkaufen. Ich verstehe hierunter solche Männer, die tief ins Land wohnen, wo es eine gute Wildbahn hat, und die Liebhaber der Jagd seyn; daher gemeiniglich Elephanten-Jäger genennt werden. Diese, wenn sie ein Wild, es sey eßbar oder nicht, erlegen wollen, springen vom Pferde, knien mit einem Beine nieder und legen das schwere Gewehr

wehr auf eine kleine Wicke oder auf den Ladestock an. Haben sie nun ein Pferd, das vor dem Schuß nicht schen ist, sondern stehen bleibt, damit sie sich bei einem Fehlschuß alsobald wieder in den Sattel schwingen können; das Pferd aber so stark laufen kann, daß sie einem angeschoßenen Büffel, Rhinozeros, Seekuh, Löwen oder Elephanten, welche Thiere, wenn sie nicht tödtlich bleßirt sind, auf ihren Feind sehr wütende abgehen, entlaufen oder entreiten, und sich auf eine steile Anhöhe retiriren können, so ist ihnen ein solches Pferd für kein Geld feil, und das ist ihnen nicht zu verargen, denn ihr Leben hängt in diesem Fall an ein gutes Pferd: wie sie denn auch überdem zuweilen ein angeschoßenes Wild, Kudus, Gemsbock, bunte Bock oder andre Gazelle verfolgen und einholen müssen; die Elend-Thiere aber erst müde zu jagen, und alsdenn vor den Kopf zu schüßen pflegen.

Vom Schaafvieh ist bereits im ersten Theile so viel gedacht worden, daß die ursprünglichen Einwohner, die Hottentotten, schon damals, als die Holländer das Vorgebirge in Besitz nahmen, reichlich damit versehen waren. Weil aber diese Schaafe keine gute Wolle, sondern mehr wilde Ziegenhaare als Wolle haben; auch zu besorgen stand, daß, wenn man denen Hottentotten gar zu viele abnehmen und auch viele davon schlachten wolle, die Schaafzucht nicht sehr zunehmen möchte; so wurde auch eine beßre Art Schaafe aus Persien committiret. Ob man dabei auf beßre Wolle, und um mit der Zeit Woll-Manufacturen anzulegen, Rücksicht genommen

men habe, weis ich nicht, zweifle aber daran, weil noch bis dato keine Anlage dazu versucht worden. Der Gouverneur W. A. v. d. Stell aber, der gewiß ein weit aussehender guter Wirth war, ging weiter; und wiewohl die Engelländer öffentlich nicht gestatten, daß von ihren Zuchtschaafen und Mutterpferden oder Stutten einige außer Landes gezogen werden, so fand dieser Gouverneur doch Mittel dergleichen aus Engelland zu practisiren und zu bekommen. Er nahm auf seinem angebaueten Hottentots-Holland so wenig als auf seinen auswärtigen Viehtriften kein einziges Schaaf von der hottentottischen Race. Allein wo er in Erfahrung brachte, daß von der persianischen Race Mutterschaafe vorhanden wären, die noch nicht ausgeartet waren, und noch reine Wolle trugen, die nahm er denen Kolonisten, theils mit Güte, theils mit List und zum theil mit Gewalt weg, und ließ sie von engelländischen Schaafböcken bespringen. Auf diese Weise brachte er nach Verlauf von einigen Jahren eine Heerde Wolletragende Schaafe zusammen, die sich auf 20,000. Stück belief; wie ich solches aus der Contradeduction, welche die Kapsche Burgerschaft pendente lite wider des Gouverneurs Deduction, der Cammer von siebenzehen gedruckt übergeben hat, ersehen habe; und die Wahrheit davon sich auch nach des Gouverneurs Abreise beim Verkauf des Viehes erwiesen hat. Gedachter Gouverneur ließ also seine Schaafe nach europäischen Gebrauch alljährlich scheeren, überschickte die Wolle nach Holland an die ostindische Kompagnie, und sie wurde ihm gut bezahlt. Seitdem aber dieser

Gou-

Gouverneur nach Holland berufen worden, und die engelländischen und persianischen Schaafe und ihre Lämmer sich mit denen hottentottischen begattet und vermengt haben; sich auch Niemand die Mühe gegeben hat dieselbe zu scheeren; so ist alles Schaafvieh aus seiner Art geschlagen, und man kann sie nicht anders als Bastarte von ihren ursprünglichen Geschlechtern erkennen. Der Hottentotten Schaafe haben lange magre Schwänze wie die Füchse; die persianischen sehr fette und schwere, aber kürzere wie die engelländischen. Anjetzo sind alle aus der Art geschlagen, und die jetzigen Schaafschwänze sind zwar oben breit, fett, scheinen fast dreieckigt zu seyn, und haben unten eine dünne magre Spitze. Unter den Schaafen giebt es auch welche, die Hörner — andre aber, die keine Hörner haben. Die feine Wolle ist auch nicht mehr vorhanden, sondern mit vielen wilden Ziegenartigen Haaren vermengt, daher sie auch nicht ästimiret, abgeschoren und verarbeitet wird. Dennoch verstand einstmal ein Huthmacher, wie schon gedacht worden, die unter den Haaren befindliche gute Wolle von den wilden Haaren zu scheiden, und ganz taugliche Hüthe davon zu verfertigen. Wahrscheinlich rühret die schlechte und haarige grobe Wolle daher, daß die Schaafe gar nicht geschoren werden, sondern die Wolle jährlich von selbst ausfällt, und daher von Jahr zu Jahr gröber, stärker und haariger wird. Wenn man aber die Schaaf-Scheer einführte, und die Wolle zu benutzen suchte, so könnte es seyn, daß sie sich verbesserte und verfeinerte, oder wenigstens von wilden Haaren gereiniget wür-

würde. Daß die größten Schaafschwänze 16, 18, bis 20. Pfund am Gewicht halten solten, ist eine Unwahrheit; 4, 5, bis 6. Pfund wägen die schwersten und fettesten zwar wohl, über dieses Gewicht aber ist es eine Seltenheit. Es könnte jedennoch wohl seyn, daß sie größer und schwerer werden möchten, wenn man die Schöpse, wie in Teutschland, drei Jahre alt werden ließe; doch dies geschieht auf dem Vorgebirge nicht; sie werden zwischen ein und dem zweiten Jahre geschlachtet. Ihr Fleisch ist in diesem Alter am wohlschmeckendsten, und die ungeheure Menge des Fleisches, welches hier consumiret, an die Schiffe geliefert und an fremder Nationen Schiffe verkauft wird, gestattet es nicht, die Schöpse älter werden zu lassen. Wäre dieses aber nicht, so würden die auf 100. oder 120. Meilen weit von der Stadt wohnende Viehbauern ihre Schöpse nicht einmal loß werden und verkaufen können. Dermalen aber halten die gepachteten Fleischlieferanten verschiedene Fleischerknechte, die überall im Lande herumreiten und die Schöpse aufkaufen; da sie ihnen dann die entlegensten Bauern entweder entgegenbringen oder bis auf eine verabredete Gegend gewähren müssen: denn bei einem diesjährigen Verkauf wird schon auf das folgende Jahr Bestellung gemacht und verabredet, zu welcher Zeit und an welchem Orte künftig die Ablieferung geschehen soll. Freilich ist dieser Viehhandel sowohl dem Käufer als dem Verkäufer beschwerlich, und dergleichen abgelegene Bauern bekommen niemals so viel Geld für ihr Vieh als die nahegelegenen, denn von diesen

erhan-

erhandeln die bürgerlichen Privatschlächter das Vieh, und geben, weil sie es in der Nähe haben, ein mehreres dafür als die Pachtlieferanten. Jene Schöpse hingegen werden durch den weiten Weg bis zur grünen Kloof, besonders wenn sie durch das magre kalte Böckefeld und durch die sandigen Gegenden des Carro-Landes getrieben werden müssen, sehr abgetrieben, und müssen sodenn erst wieder gemästet werden.

Ich habe so eben gesagt, daß einige Bauern 100. bis 120. Meilen von der Stadt wohnen. Viel weiter wird wohl keiner, und zwar nur gegen Nordosten, zwischen dem Camdebo-Feld und dem würklichen Caffraria wohnen. Dahero, wenn der engelländische Gärtner Maßon in den engelländischen Philosophical-Transactiones erzehlet, daß die Vieh-Krankheit, welche den Ochsen den Huf oder das Horn von den Klauen ablöset, denen Bauern, die 500. oder 600. Meilen tief ins Land wohnen, grosen Schaden und beschwerliche Reisen verursache; so muß man bedenken, daß er als ein Engelländer, engelländische Meilen verstehe, deren drei auf eine teutsche Meile gerechnet werden; und er dennoch wohl die Berechnung seiner Reise, nach dort gewöhnlichen holländischen Stunden, welche nur halbe Meilen betragen, reduciret habe.

Mehr Besonderes kann ich von dem Kapschen Schaafvieh nicht erzehlen, weil ich schon im ersten Theile erzehlet habe, daß die Kolonisten die Schaafe weder melken, noch die Schaafböcke unter die Heerden lassen, und also jährlich von jedem Mutterschaafe

nur



nur ein Lamm bekommen; Wogegen aber die Hottentotten den doppelten Lämmerwurf zu Nutze machen. Nichtsdestoweniger ist die afrikanische Schaafzucht so beträchtlich und fruchtbar, daß eine Heerde von 1000. Stück Schaafen nur eine Kleinigkeit ist. Die mehrerwähnten Herren Thunberg und Masson logirten im Docklande bei einem Viehbauer Namens Klaaß Losper, der 3000. Stück Rinder und über 120[illegible] Stück Schaafe besaß.

Ich schre[illegible] also zur letztern Vieh-Art, nehmlich den Schweinen, und ob ich schon oben gelegentlich erwähnt habe, daß es hier Zweyerlei Arten von Schweinen gäbe, nehmlich ordinäre wie in Europa, und andre oder Chinesische welche Klauen wie die Hunde haben, so werden doch diese letztern nicht eigentlich zur Zucht gehalten, weil ihr Fleisch sehr niedlich, der Speck aber sehr weichlich ist und beim Räuchern ausläuft oder abtröpfelt. Wenn also einige auf das Vorgebirge gebracht werden, oder wie schon mehrmalen geschehen ist, bei einer Schiffstrandung an das Land geschwommen kommen (denn sie können gar ausnehmend, auch durch die stärksten Brandungen schwimmen) so werden sie bald geschlachtet oder auf andre Schiffe gegeben.

Von der europäischen Art Schweine aber, erziehet sich ein jeder Bauer nur so viel als er in seiner Hauswirthschaft nöthig hat: und weil sie jährlich zwei- bis dreimal so wie in Europa 5, 6, und mehr Ferkel auf einmal werfen, so werden viele davon, bevor sie noch halbwachsend seyn, geschlachtet, in Stücken zerlegt, etwas gekocht und sodann in Weinessig

eßig gelegt und kalt verspeiset. Außer in der Nähe der Stadt werden keine Schweine zum Verkauf gemästet. Sie werden nicht sehr begehrt, und weil sie sich auch nicht auf Wagen fahren lassen, sondern eher unterwegs krepiren, so wäre ein einzelnes Schwein dorthin zu treiben, eine Mühe die nicht sehr belohnt würde: ganze Heerden aber zum Verkauf nach der Stadt zu treiben, wäre vergeblich, weil Niemand, außer die Garköche, Schweine einschlachtet. Die geräucherten Schinken und Köpfe von den Schweinen aber werden, wenn sie nach der Stadt gebracht werden, gar bald verkauft; wiewohl sie wegen des Rauchens, bei der mehrentheils gemäßigten Witterung, denen europäischen Schinken lange nicht beikommen. Wer sie aber gut conserviren will, der löset vor dem Rauchern, den Marcksknochen aus, und stopft etwas Salz in die Höhlung ein. Die europäischen Kolonisten machen auch recht gute Blut- aber keine Leberwürste. Sie hacken das ganze Geschlinke zusammen und mengen noch vieles etwas erwelletes Fleisch, welches sie aus den Dünningen des Bauches ausschneiden, mit unter das Blut und zerhackte Geschlinke. Wenn nun dergleichen Würste etwas aufgekocht und nachher wieder kalt geworden, so werden sie zwar geraucher und sind nicht zu verachten; können aber dennoch wegen der gemäßigten Witterung beim Rauchern, nicht so lange dauren, als wenn sie im Winter bei Frost und Schnee geräuchert würden. Die eingebornen afrikanischen Landleute wissen noch nicht recht mit dem Schweinschlachten umzugehen, und sich alles davon

zu Nutze zu machen; und unter uns gesagt, sie sind auch durchgehends noch keine recht gute Wirthe, die bei einiger mäßigen Sparsamkeit sich dennoch eine Güte thun könnten. Die Hottentotten halten keine Schweine, daher können sie auch kein Schweinefleisch essen. Diejenigen aber welche bei denen Kolonisten dienen, essen es eben so lieb wie das Fleisch von Seekühen; welches eines von ihren liebsten Speisen ist.

Wenn ich von dem kleinen Haus- oder Feder-Vieh nichts erzehle, so wird mirs wohl Niemand übelnehmen; denn dieß wäre nur eine Unterhaltung für eine gute Wirthinn. Eine gute Wirthinn aber wird nicht so neugierig seyn, sich auch nicht soviel Zeit abmüßigen eine Beschreibung von einem Lande zu lesen, das über 2000. Meilen von ihrem Viehhof entlegen ist. Daher sage ich weiter nichts als daß das afrikanische Federvieh, an Gänsen, welschen Hühnern, Enten, Tauben und Hühnern, von eben der Art und so mancherlei sey, wie in Europa: und daß die Gänse, Enten und welschen Hühner, im Fall, wenn sie nicht von ihres Gleichen sondern von Hühnern ausgebrütet worden, eben wie die europäischen zwar Eyer legen, welche ausgebrütet werden können, selbst aber keine ausbrüten.

Das zwölfte Kapitel.

Von der Jagd, dem eßbaren Wildpret und den übrigen wilden Thieren.

Es hat bereits im sechszehnten Kapitel des ersten Theils, auch an einigen andern Stellen, Gelegenheit gegeben zu melden, daß das Wildpret in der Kap-Stadt und dessen Bezirk sehr rar, und seltsam, folglich auch nicht leicht zu bekommen sey. Die Ursache davon liegt am Tage. Drei Jäger von des Herrn Gouverneurs Freiwerkern liegen beständig auf dem Lande, müssen wöchentlich ein benenntes Quantum von dieser oder jener Sorte die sie bekommen können, in die Küche liefern, und pürschen also alles weg was ihnen aufstößt; sollten sie auch das übrige auf dem Lande selbst verzehren, oder denen Landes-Einwohnern bei welchen sie bei Tage oder über Nacht einsprechen, speisen und logieren, schenken oder verkaufen. Die Jagd ist zwar überall, hauptsächlich aber in den Gegenden der benannten Distrikte Stellenbusch, Drakenstein, Schwartland und Rothen Sande nebst dem Kapschen Distrikt verbothen; aber wenn nun ein Stück Wildpret dem Bauer durch die Saat läuft, so mag er es doch wohl verscheuchen, und dann bleibt es auch wohl vom bleyern Hagelwetter liegen, und der Bauer kann es doch nicht verderben und umkommen lassen. Die Adler, Falken, der Jackhals oder Fuchs,

die

die Hyäne, der Ratel, und andre dergleichen Fleischfressende Raubthiere, fangen auch sehr vieles weg; und also ist es kein Wunder, daß das Wildpret in denen vorliegenden Distrikten ziemlich aufgezehret und dünne gemacht worden. In diesen Distrikten liegen auch die mehresten Bauerhöfe, und wo viele Menschen beständig im Felde seyn, da entfernt sich das Wild. Jenseit dem kleinen Berg-Rivier und jenseit den 24. Rivieren aber, ist das Land schon weit ausgebreiteter, und die Bauershöfe liegen auch nicht mehr so dichte beisammen. Es wird daselbst nicht so viel Ackerbau getrieben, und außer den Viehhirten siehet man nicht sehr viele Menschen auf den Feldern. Und obzwar daselbst mehr Wildschützen, ja möchte ich sagen: soviel Wildschützen als Bauern vorhanden seyn, so ist doch auch die Wildbahn ausgedehnter, und je tiefer man in das Land kommt, allwo sich verschiedene Arten der Gazellen, wenn nicht überall bei Tausenden, doch gewiß zu 50, 60, und mehrern Stücken in einem Rudel beisammen halten; so ist die Jagd desto reichlicher versehen, und um soviel bequemer und einträglicher. Jenseit beiden nurgedachten Flüßen, trift man also zwar mehr Wildpret an als diesseits denselben; es bestehet aber doch nur in Kapschen Hirschen, Rehböcken und einigen andern dergleichen Gazellen, einigem Geflügel und wenigen Hasen. Vom Elephanten-Fluß aber in Süden genommen, nach Westen bis an die See; nach Norden bis an das grüne Rivier, und nach Osten bis an das Bockefeld, das ist von 30° 30′ bis 31′ 30° welches das Land der Amac-

 quas

quas genennt wird, trift man etwas mehr großes Wild, an Hirschen, Kudus, großen Gazellen, auch an der westlichen Küste einige Elephanten an.

Die ersten Seekühe, welche der im achten Kapitel beschriebene Landzug antraf, befanden sich in dem großen Fluß, welcher auch das große Berg-Rivier wie auch Chatie und Eyn genennt wird. Auf 28° 10' südlicher Breite im Lande der kleinen Namacquas traf gedachte Gesellschaft die ersten Cameleopardales oder die Geriffa an, welches Thier in Europa noch nicht sonderlich bekannt ist. In dem Lande der großen Namacquas auf 26° 24' südlicher Breite eröfnete sich ihnen erst die rechte Wildbahn, und sie sahen in den Ebenen große Truppe von wilden Thieren; nehmlich: Rhinozeroße, Cameleopardales, Büffel, weiße wilde Pferde, Esel oder Zebras, Quaches, Kudus, Gemsböcke, Hirsche und auch Auerochsen. Von welchen allen sie in eben diesem großen Namacquas-Lande auf 28° bis 25' noch weit mehrere und in zahlreichen Truppen antrafen. Dieses ist nur von der westlichen, nordwestlichen und einigen nordlichen Gegenden zu verstehen. An der ostlichen und nordostlichen Seite des Vorgebirges hat der Herr Sparrmann um Sizikamma, Houtniquasland und dießeit den Schneebergen weit mehrere, und außer dem Cameleopardalis weit stärkere Rudels von Wildpret und wilden Thieren angetroffen; auch Jagd drauf gemacht und einige davon gefällt: wie solches im sechsten Kapitel dieses zweiten Theils gemeldet worden, und in des Herrn Sparrmanns Reisebeschreibung weitläuftiger nachgelesen wer-

werden kann. Was aber Löwen, Rhinozerosse und Tyger anbetrift, solche werden nur einzeln aufgefunden.

Ich bin kein Zoologe, und die Naturgeschichte der Thiere ist mir so wenig bekannt, als ich selbst kein Naturforscher bin: also erwarte man nicht von mir, daß ich die afrikanischen wilden Thiere ausführlich beschreiben werde. Afrika hat vor allen andern Welttheilen den Vorzug, daß es in Hervorbringung mannigfaltiger Thierarten ausnehmend reich sey. Der Herr von Büffon und andre weit gelehrtere und geschicktere Männer, als ich bin, haben in diesem Fache eine bewundernswürdige Geschicklichkeit an den Tag und einen Grund gelegt, auf welchem andre Naturforscher einen unendlichen Bau fortsetzen können, der noch viele Jahrhunderte, ja vielleicht bis an das Ende der Welt, Stoff genug an Hand geben wird, in dem Thier-Reich, zumal in denen unendlichen Geschlechtern der Vögel und andern Geflügel neue Entdeckungen zu machen. Mein Versprechen gehet nicht weiter, als eine Beschreibung des Vorgebirges zu liefern. Was sich in den Wildnißen aufhält, und von einem Ort zum andern, ja aus einem Lande in das andre ziehet, davon kann ich keine Rede und Antwort geben. Wer davon belehret seyn will, der lese obbelobte Naturbeschreiber. Inzwischen, und da sich doch nicht jedermann alle Bücher, die er gerne lesen möchte, anschaffen kann, auch mancher nicht das Genie dazu hat dergleichen Sachen zu studiren; so will ich doch dem geneigten Leser etwas von denen afrikanischen Thieren sagen und erzehlen,

 was

was dessen Neugierde im Allgemeinen etwas vergnügen kann. Nur wollen wir vorher etwas weniges von der Jagd, und wie solche von denen afrikanischen Wildschützen tractirt wird, miteinander sprechen.

Die Elephanten-Jäger und alle diejenigen, welche auf Büffel, Rhinozerosse, Seeküke und dergleichen Jagd machen wollen, rottiren sich in Gesellschaften zusammen, damit einer dem andern im Nothfall sekundiren kann. Niemals gehen sie zu Fuße, sondern reiten zu Pferde, und nehmen ihre große Elephanten-Röhre, entweder vor sich auf dem Pferde, oder lassen sie einen Hottentotten neben sich hertragen, um sich nicht damit, weil es groß und schwer ist, in den Händen zu ermüden, und dann beim Anlegen und Zielen zu zittern. Reiten dergleichen Jäger nur auf eßbares Wildpret aus, so haben sie ein Gewehr, von dessen Kugeln 8. Stück auf ein holländisches Pfund gehen. Sind sie aber gesonnen Elephanten und andre vorbenannte große Thiere zu schießen, so haben sie größere Gewehre, zu deren Ladung eine Kugel von 8. wenigstens von 6. Loth schwer erfordert wird. Von recht feinem Pulver ist die Ladung halb so schwer als die Kugel wiegt: vermuthen sie aber, daß man an diesem oder jenem Orte das Thier nicht so nahe auf den Schuß bekommen werde, so ist die Pulverladung noch etwas schwerer. Mit dem gedachten größern Rohre sind sie im Stande eines der größten Thiere auf eine Distanz von 4. bis 500. Schritte zu erreichen; allein, sie legen bei einer dergleichen gefährlichen Jagd niemals

mals auf eine solche Entfernung an; weil die Kugel unterwegs zu viel Kraft verlieret, matt wird, und nicht tief genug eindringet. Bei einem Lustschüßen hingegen schießen sie wohl auf benannte Weite ein auf einem Pfahl gelegtes Hünerey um eine Flasche Wein herunter; und weil sie alsdenn nicht zittern und sich auch Zeit genug nehmen können, so pflegen sie selten die Flasche Wein zu verspielen. Auf der Jagd ist dieser Jäger ihr liebster Schuß auf 150. Schritte, und dabei sind sie so sicher, daß es ein Unglück wäre, wenn sie ihr vorgesehenes Ziel, oder den Fleck eines Guldens groß, den sie treffen wollen, verfehlen sollten. Ihre Kugeln bestehen aus ⅓. Zinn und ⅔. Bley. Nehmen sie mehr Zinn dazu, so wird die Kugel zu hart, und springet, wenn sie auf einen Knochen trift, in Stücken: Wäre sie aber ganz allein von Bley gegoßen, so schlüge sie sich platt, und würde nicht durchdringen.

Bei einer Elephanten- oder andern dergleichen Jagd muß sich ein Wildschütze für allen Dingen auf sein Pferd verlassen können; denn wenn er auf ein solch wildes Thier anlegen will, so springt er vom Pferde, legt sein schweres Gewehr entweder auf eine kleine mit sich führende Micke, oder ist der Ladestock stark genug, so stemmt er sich mit der linken Hand drauf, kniet mit dem rechten Beine auf die Erde, legt die Mündung auf seine linke Hand auf, zielet und drückt loß. Mitlerweile muß er versichert seyn, daß sein Pferd nicht für den Schuß erschrickt und davonläuft; oder wenn er es nicht völlig trauen darf, und dießwegen den Zaum um den Arm schla-

 gen

gen muß, daß das Pferd unterdessen, da er zielet, nicht rücke. Ist nun der Schuß abgefeuret, und das Thier nicht so getroffen, daß es alsobald fällt, so wird es wütende, und gehet auf seinen Feind ab, den es gewiß ums Leben bringen würde, wenn er sich nicht, bevor das Thier an ihn kommt, in den Sattel geschwungen hätte und davonjagen können, auch ihn mitlerweile einer von seinen Kameraden durch einen andern Schuß auf das Thier sekundiren würde. Wenn es bei einer solchen Jagd nicht recht glücklich gehet, so bekommt ein solches Thier zuweilen wohl drei oder vier Schüße, ehe es fällt, und alle, die auf ihn geschoßen haben, müssen sich auf ihre Pferde schwingen und sich so weit retiriren, bis das Thier denjenigen, der nachher auf selbiges geschoßen hat, verfolget, oder so getroffen ist, daß es fallen muß. Auf der Büffel-Jagd ist es in diesem Falle am gefährlichsten, wenn nehmlich mehrere Büffel beisammen seyn. Denn wenn ein Büffel getroffen ist, er mag fallen oder nur bleßirt seyn, und die andern Blut sehen, so fällt der ganze Trupp auf den Schützen, und verfolgt ihn wenigstens so weit, bis er sich auf eine Anhöhe retiriren kann. Denn wo es an einem Berge etwas steil angehet, so bleiben sie stehen. Wenn also mehrere Büffel beisammen seyn, so ist es zwar am besten, man schießt nicht unter sie, oder aber wenn man gerne einen haben wolte, und denselben gefällt hat, daß man sich nur alsofort auf einen Berg retirire, und so lange warte, bis die übrigen den Gefällten verlassen haben, und man ihn sodenn sicher abholen und aufladen kann. Nicht soviel Ge-

fahr



fahr hat es mit einem bleßirten Rhinoceros: denn dieser ist ganz allein, er kann nicht auf die Seite und auch nicht weit vor sich sehen, und wenn man ihm nur nicht unterm Winde stehet, so kann man ihm leichter entgehen. Den Seekühen kann man zu Pferde leicht entgehen, denn sie sind zu schwerfällig. Zu Nachts pflegt man ihnen aufzulauren wenn sie aus den Flüßen auf das Land kommen. Werden sie alsdenn nicht so bleßirt daß sie auf der Stelle niederfallen, so erschrecken sie mehr für dem Bliz des Pulvers als für dem Knall, und retiriren sich wieder ins Wasser.

Nunmehro will ich von denen afrikanischen wilden Thieren dasjenige melden, was mir zuverläßig davon bekannt ist; ein mehrers als ich selbst weis, kann und wird Niemand von mir zu erfahren begehren.

Affen, giebt es außer denen großen welche Bavianen genennt werden, auf dem ganzen Vorgebirge keine; wenigstens sind sie noch nicht aufgefunden worden. Zwar habe ich aus dem Munde des Herrn Lieutenants und nachherigen Kapitäns Allemann, der Anno 1734. mit dem Herrn Gouverneur de la Fontaine zwei Tagereisen über die Muschel-Bay hinaus, einen großen Wald besucht hatte, vernommen: daß er daselbst nicht allein viel Ebenholz, sondern auch Affen und Papagayen angetroffen habe; Herr Sparrmann aber hat in dieser Gegend wohl schwarze Meerkatzen aber keine Affen angetroffen, und von denen Papagayen ist es ein Geschlecht gewesen, welche Lurys genennt werden.

Auer-

Auer-Ochsen. Diese gleichen denen zahmen Ochsen, ausgenommen daß sie grösser und von aschgrauer Farbe sind. Sie haben einen kleinen Kopf, kurze Hörner, langes krauses Haar, sowohl auf der Brust als zwischen den Hörnern, und einen langen Bart gleich den Böcken. Weil sie sehr schnell laufen können, werden sie von den Hottentotten Baas, das ist, Meister oder Herr, genennt. Das Wort Baas aber, ist kein eigentliches hottentottisches Wort, sondern von den Sklaven aus der lingua franca angenommen.

Bavian. Die größte Sorte unter allen die zum Affen-Geschlechte gezehlet werden, und ihnen sonst in allem gleich sind. Sie halten sich in denen felsigten Gebirgen auf, und kommen nicht anders herunter, als wenn sie sich etwan in den Gärten und Weingärten satt fressen wollen: da sie denn, sonderlich wenn sie nicht von Menschen oder Hunden verscheucht werden, vielen Schaden machen und mehr verderben als verzehren. Daß sie sich aber in einer Reihe und in einer kleinen Entfernung voneinander postiren, und sich die Gartenfrüchte von Hand in Hand zuwerfen, und solche auf den Bergen aufbewahren sollten, ist nur eine Fabel. Auf und um den Tafelberg haben sich ehedem sehr viele aufgehalten, sie sind aber durch das öftere Kanoniren der Schiffe und vornehmlich des Kasteels, verjagt worden, und anjetzo lassen sich daselbst noch wohl zuweilen einige hören aber nicht leichte sehen. Wenn man Jagd auf sie machen und schiessen will, so muß man sich verkleiden und Weiber-Kleider anlegen,

denn



denn vor die Weibsleute scheuen sie sich nicht zu sehr. Wenn sie aber Männer ankommen sehen, so rufen sie alsbald a-hu! und retiriren sich auf die Berge und Felsen, daß man ihnen unmöglich beikommen kann.

Böcke, sowohl zahme Hausthiere als wilde giebt es viele, und besonders von den letztern verschiedene Geschlechter welche eigentlich zu denen Gazellen gerechnet zu werden verdienen. Kolbe hat unterschiedliche benennet aber schlecht beschrieben, und man kann sich hierinnen auch wenig auf ihn verlassen. Ich will sie in etwas bekannt machen.

a) Zahme Böcke, sind denen europäischen ganz gleich, nur daß sie nicht so groß wie die europäischen, besonders wie die pohlnischen sind. Nichtsdestoweniger besitzen sie eine Stärke, die man keinem größern Bocke zutrauen würde. Ich will dieses zu behaupten eine kleine Anecdote erzehlen. Der Herr Fiscal independent M. v. d. Henghel hatte einen Sohn von 5. bis 6. Jahren, diesem ließ er eine in Riemen hangende kleine Kutsche mit Thüren und Glasfenstern verfertigen, die nach Proportion in allen Theilen einer großen Staats-Kutsche gleich und gewiß nicht sehr leichte war. Der Kutscher war ein Sklavenjunge von 16. bis 18. Jahren, und bekam blaue Livree. Anstatt der Pferde wurden zwei völlig schwarze Böcke mit beschlagenen Geschirr und Zäumen von rothen Leder versehen, und außer daß sie kein Gebiß im Maule bekamen, wie Pferde vorgespannt.

spannt. Wenn der junge Herr nach- oder aus der Schule fuhr, so saß er in dieser Kutsche und der Kutscher auf dem Bock; und obzwar des Herrn Fiscals Haus etwas hoch stand, wohin besonders von der Strandseite der Stadt, der Weg ziemlich steil in die Höhe oder Bergan ging, so zogen doch die Böcke in vollem Trabe die Kutsche hinauf. Das artigste bei dieser Equipage war dieses: daß die Böcke, um sich vor den Hörnern ihres Neben-Gespanns zu hüten, die Köpfe, einer auf die rechte der andre aber auf die linke Seite trugen; und also war es nicht anders anzusehen, als wenn zwei kleine wohl dreßierte Kutschpferde vorgespannt wären.

b) Der blaue Bock, ist so groß als ein europäischer Hirsch, außerdem aber hat er die Gestalt eines Bocks. Sein kurzes Haar ist von einer schönen blauen Farbe, die aber wenn das Thier getödtet wird, erblasset. Die Hörner sind kurz, schraubenförmig und endigen sich in einer Spitze.

c.) Der gefleckte oder bunte Bock ist mit weißen, rothen und braunen Flecken besäet. Die Hörner sind etwan 12. Zoll lang, unten bis um die Mitte rauch und oben etwas nach außen gekrümmet. Der rothe Bart ist ziemlich lang. Diese Art kann man leicht zahm machen, und ihr Fleisch ist gut.

d.) Der graue Bock ist nicht größer, wie die zahmen Böcke; seine kurzen Haare sind dunkel-

roth



roth mit grau vermischt. Die Ziege hat keine Hörner, aber des Bocks seine sind dunkelbraun, Schraubenförmig und etwan 6. Zoll lang.

e.) Der wilde Bock, dem Kolbe auf der zweiten Kupfertafel einen unbekannten Namen giebt, und den ich wegen Mangel der deutlichen Schrift nicht lesen kann, ist an Grösse und Statur den europäischen Hirschen gleich. Er hat 2. glatte umgebogene spitzige 3. Fuß lange Hörner, welche Kolbe fälschlich gerade gezeichnet hat. Ueber seinen ganzen Rücken läuft ein weisser Strich, welcher von einem andern um den Hals und von zweien dergleichen, die um den Leib laufen, durchkreuzt wird, und welche so anzusehen seyn, als wenn drei weiße Bänder um des Thieres Hals und Leib gelegt wären. Das übrige Haar zwischen denen Streiffen ist grau und fleckigt. Der Bart ist grau und lang. Sonder Zweifel hat der Herr von Büffon recht, welcher meynet, daß dieses Thier dem Kondoma sehr nahe komme.

f.) Der Taucher, oder der untertauchende Bock hat seinen Namen daher, weil er, wenn er einige Gefahr vermerket, sich bückt und sich in das Gesträuche oder Gebüsche verberget, dabei immer wieder den Kopf in die Höhe hebet und sich umschauet, aber auch bald wieder sinken läßt. Von Farbe gleichet er den zahmen Böcken, ist aber viel grösser.

g.) Gemsbock, nennt Kolbe eine Art von Gazellen, die nichts weniger als eine Gemsenart, und

auch

nicht viel kleiner ist. Die Hörner sind etwan 6 Zoll lang, aber bei weitem nicht so sehr gekrümmt wie bei den europäischen Gemsen; auch sind sie mehr nach der Seite — der Gemsen ihre aber ganz nach hinten gebogen. Vielleicht hat Kolbe das Thier beschreiben wollen, welches der Herr von Büffon Nanguer nennet.

h.) Der kleine Steinbock wird auch Klippspringer genennt. Er ist nicht viel größer als ein Hase, hat aber längere ganz dünne Beine, und ist überaus schön proportionirt. Die Hörner sind schwarz, glatt und spitzig, die Pfötchen klein und subtil. Jener bedienen sich die Schneider statt einen Pfriemen die Genkellöcher zu stechen, und diese nimmt man wohl zu Tobackstopfern. Ihr Fleisch ist ungemein zart und delikat, ja unter allem afrikanischen Wildpret das beste.

Unter dem allgemeinen Namen der Gazellen werden noch verschiedene Gemsböcke begriffen, die sehr schön an Gestalt, schnell im Laufen, lebhafte und große den Rehböcken ähnliche Augen haben. Sie unterscheiden sich aber von den Rehböcken in der Art der Hörner, welche inwendig hohl, auswendig glatt sind, und ohne sie abzuwerfen, beständig bleiben. Der Rehböcke ihre Hörner hingegen sind mehr holz- oder beinartig, inwendig wie von Würmern durchfressen, fallen alle Jahre ab, und in ihrer Stelle wachsen jährlich neue.

Manche Gazellen haben längere, andre kürzere Hörner, und diese sind bei manchen mit rundten

Rin-

Ringen, bei andern mit halben Ringen umgeben, und bei manchen runzelich.

Eine unter diesen Gazellen hat auf dem Hintertheil des Rückens nahe beim Schwanze einen weißen Streifen, von etwan 10. bis 12. Zoll lang. Dieser Streifen wird, wenn sich die Gazelle im Laufen bewegt, erweitert und in einen großen Fleck verändert. Es kommt daher, daß die mit weißen Haaren bewachsene Haut daselbst sich übereinander faltet, und weiter nichts als einige weiße Haare sehen läßt; bei der Bewegung des Thieres aber sich voneinander begiebt und breiter wird. In dem Thiergarten des Prinzen von Oranien K. H. ist eines dieser Thiere befindlich. Wo es aber hergekommen sey, und wie es genennet werde, weis ich nicht; es ist aber etwas größer als eine gemeine Gazelle oder Bock.

Büffel ist einem Stier oder Ochsen sehr ähnlich; soll ursprünglich aus Afrika in verschiedene europäische Länder seyn gebracht und zahm gemacht worden. Auf Batavia werden viele verspeiset, ihr Fleisch aber kommt dem Rindfleische nicht bei. Weder die Büffel mit denen gemeinen Kühen, noch die gemeinen Rinder mit den Kühen der Büffel, begatten sich zusammen. Wie denn auch eine Büffelkuh ein ganzes Jahr, eine ordinäre Kuh aber nur 9. Monathe trächtig bleibt. Beiderlei Kühe nehmen auch nicht die Kälber der andern Gattung an, und lassen solche an sich saugen. Die Kühe der Büffel geben viel mehr Milch, folglich auch mehr Käse und Butter als die ordinären Kühe, und diese sind in den warmen Ländern weit besser als die Milchspeisen von

ordinären Kühen. Die wilden Kapschen Büffel, von denen hier insbesondre die Rede ist, sind von dunkelrother Farbe, und viel größer als die zahmen Büffel. Sie fallen zwar ungereizt keinen Menschen an; aber wenn sie verwundet werden und nicht bald fallen, so sind sie grausam, wüthende und sehr gefährlich. Das Feuer scheuen sie und kommen ihm nicht nahe; die rothe Farbe aber können sie nicht leiden. Herr Sparrmann hat sie sehr natürlich, Kolbe aber sehr unvollkommen abgezeichnet, und nach des erstern Bericht, soll das Land von Sizikamma, Houtniquasland und die ganze östliche Küste des Vorgebirges, davon voll seyn. Ihre Hörner dienen denen Horndrechslern besser als die europäischen Ochsenhörner, und ihre undurchdringliche Haut könnte mit der Zeit einen ansehnlichen Handlungs-Articul abgeben, wenn man ihnen recht nachstellte. Coedoes (lies Kudus) nennt der Herr von Buffon, Condoma, und ist eben das, was Kolbe unter seinen vorbenannten wilden Bock, aber sehr unrichtig beschreibet. In den holländischen Cabinetten findet man Hörner von diesen Thieren, welche in gerader Linie gemessen, viertehalb Fuß und nach der Krümmung noch ein längeres Maaß halten. Die Hörner sind hohl, gedrehet, und scheinen eine sehr langgezogene Schraube von etwan anderthalb Wendungen zu machen. In dem Thiergarten des Prinzen von Oranien Königl. Hoheit ist ein lebendiges zu sehen, welches der vorigen Beschreibung des wilden Bockes gleich kommt; vom Lobo aber der wilde gehörnte Esel genennt wird.

Daß



Daßges, von welchen die Dasseh-Insel ihren Namen hat, ist ein Geschlecht der Murmelthiere, und wird wenn es eingesalzen und geräuchert worden, auf dem Vorgebirge als eine gute und gesunde Speise gegessen. Die meisten Reisebeschreiber die das Holländische nicht gründlich verstehen, dieses Thieres Namen gehört, dasselbe aber nicht gesehen haben, wollen aus der Gleichheit der Benennung, im Hochteutschen einen Dachs erzwingen. Es ist aber falsch, und auf dem ganzen Vorgebirge findet man keinen eigentlichen Dachs: Wie denn auch die sogenannten Stink-Dachse nichts an sich haben, was einem Dachse gleichet.

Elend-Thiere findet man am mehresten in denen von der Kap-Stadt gegen Nordosten entferntesten Gegenden, nehmlich, vom Buschmanns-Fluß in Quammedacka, Hinterbruyntjes-Hoghte, gegen die nordostlich liegenden Schneeberge, und gegen die Ostseite an das indianische Meer. Kolbe beschreibet dieses Thier also, daß es weder mit dem europäischen noch amerikanischen Elendthiere zu vergleichen ist. Die Beine sind dünne und hoch. Der Leib dicker als an einen Hirsch. Die Hörner sind unten geringelt und oben glatt und spitzig, eines Fußes lang. Der Hals ist dünne und schön. Die Haare aschfarbig, glatt und weich. Das obere Maul größer und länger als das untere Theil. Die Brust breit, der Schwanz kurz wie an den europäischen Hirschen. Das Fleisch ist wohlschmeckend, und wird besonders von denenjenigen geliebet, die es einsalzen, trocknen und statt des Brods zum Rind-

oder Schöpsenfleisch geniessen. Die Haut dieser Thiere wird nach Kolbens Angabe nicht auf seemische Art zu Kolletten, sondern von den Lohgerbern zu Sohlleder zugerichtet: dieses aber ist ungegründet, und wir haben oben bereits gehöret, daß die Lohgerber und Schuhmacher bei Ermangelung tauglicher Lohrinde, nicht einmal das ordinäre Rindleder welches doch bei denen afrikanischen Ochsen sehr schwach ist, geschweige denn das Elendleder, völlig gahr machen können. Kolbe schätzet ein solches Thier auf 400. Pfund schwer, M. de la Caille aber schreibet mit mehrern Grunde, daß es 8. bis 900. Pfund am Gewicht halte, indem es größer als die größten Frießländer Pferde sey.

Nichts ist lächerlicher und thörichter, als was Kolbe pag. 145. und 146. von der Art schreibet wie diese Thiere gefangen werden. Er sagt und erzehlet nehmlich, daß diese Thiere mit Schlingen gefangen würden, die an einer krummgebogenen Stange auf solche Art befestiget wären, daß wenn das Thier auf seinem gewöhnlichen schmalen Gange in die Gärte gehen wolle und auf die gelegte Falle träte, die Stange, vermöge ihrer Schnellkraft in die Höhe springe und das Thier gefangen würde. Um diese Manier seinen Lesern begreiflicher zu machen, hat er auf seiner 3ten Kupfertafel, die Abzeichnung davon dargestellt. Ist das nun nicht eine doppelte handgreifliche Unwahrheit? Denn vors erste findet man dergleichen Thiere nirgends anders als in denen entferntesten Gegenden, wo keine Wohnungen und keine Gärte anzutreffen seyn. Vors andre aber, wenn

man

man auch (welches doch nicht ist) einen solchen Baum antreffe, der mittelst seiner Elasticität eine Last von 8. bis 900. Pfund aufheben könnte, wie solte er denn von Menschenhänden in einen Bogen so krumm können gebogen werden, daß dessen Spitze bis auf die Erde reichte? er würde notorisch eher brechen, als sich auf solche Weise biegen lassen. Der Abt hat sich doch durch Kolbens Angabe, und vieleicht auch durch afrikanische falsche Erzehlungen verleiten lassen, pag. 194. der Altenburgschen deutschen Edition, Art. 16. zu melden: „Was in Kolben oder in den Auszügen und Uebersetzungen seines Buchs von der Art stehet, wie die Elendthiere „gefangen werden, hat seine gute Richtigkeit.“ Allein der Abt recollirt sich bald wieder, und schreibt pag. m. 225. folgendermaßen das Gegentheil: „Was der Verfaßer hier (pag. 145.) von der Art, „die Elendthiere zu fangen, erzehlt, ist um desto „ungereimter, da ein solches Thier gegen 8. bis „900. Pfund wiegt, und es fast gar keinen tüchtigen „Baum in der Kolonie giebt; die Bäume, welche „man hier zu Lande findet, sind sehr mürbe und „schwammigt oder poreus. Es ist zwar diese Art zu „jagen wirklich gebräuchlich, aber nicht bei Elendthieren, sondern um eine Art Gemsen von mittelmäßiger Größe zu fangen, welche 20. bis 25. Pfund „wiegen und Steinböcke heißen.“ (Diese Steinböcke wiegen kaum 10. bis 12. Pfund. der Verf.)

Elephanten. Dieses, das größte unter allen Thieren unsers Erdbodens, ist bereits so bekannt, auch schon öfters lebendig gesehen worden, also, daß

es überflüßig wäre, eine anderweite Beschreibung davon zu machen. Ich will also nur das Merkwürdigste davon, und was noch zur Zeit nicht recht ausfindig gemacht worden, berühren. Es ist nehmlich zuverläßig, daß weder das männliche noch das weibliche Geschlecht dieser Thiere, die Zeugungsglieder an dem sonst gewöhnlichen Orte, wie andre vierfüßige Thiere haben. Die Scheide des weiblichen Thiers ist unterm Bauch, und gehet nicht nach vorne sondern nach hinten zu. Das männliche Glied aber richtet sich mehr nach vorne zu, und ist nach Proportion des Körpers, etwas klein. Noch hat sie Niemand bei der Begattung überrascht und angetroffen. Daher ist es noch zur Zeit zweifelhaft, ob es liegende oder stehende geschehe. Ja man hat auch bisher geglaubt, daß die Elephanten so schamhaft wären, daß sie diesen Actum nicht allein vor Menschen sondern auch sogar vor ihres Gleichen insgeheim verrichteten, und sich um dieses zu bewerkstelligen, von der Heerde absonderten. Allein nach Herr Sparrmanns Bericht haben Zwei Bauern, welche am entferntesten von der Stadt wohnen, Zwei Stunden lang zugesehen, wie sich ein Elephanten-Weiblein, von einem Männlichen habe wollen belegen lassen, und zwar in Beiseyn mehrerer Elephanten weiblichen und Zweyer Elephanten männlichen Geschlechts: wodurch also die bisher geglaubte Schamhaftigkeit für andre ihres Geschlechts völlig widerlegt wird. Bei diesem Actu hat nach Aussage einer dieser gedachten Augenzeugen und Zuschauer, das Weiblein sich mit dem Kopfe bis auf die Erde gesenkt: die Hinterfüße bis an die

Vor-

Vorderfüße gezogen, und also den ganzen Bauch blosgegeben und gegen den männlichen Elephanten gestreckt. Weil aber die beide gegenwärtige männliche Elephanten begierig gewesen sich mit dem weiblichen zu begatten, und immer einer den andern, wenn er zum Weiblein gewollt verhindert und abgetrieben hat, so ist nichts daraus geworden; also daß beide Zuschauer nach Verlauf von 2. Stunden verdrüßlich geworden und nicht länger warten wollen, sondern ihren Weg weiter gegangen seyn.

Von der afrikanischen Jagd der Elephanten ist bereits hin und wieder etwas gedacht und in dem Vorbericht zu dem ersten Theile erwiesen worden, daß der Abt de la Caille davon sehr schlecht unterrichtet gewesen. An manchen Orten besonders in Asien, werden die männlichen Elephanten, wie bekannt, durch Weibleins verleitet und in verpallisadirte Schranken gelocket, deren Eingang sehr weit, das Ende aber sehr enge und schmal ist. Wenn ihm denn an dem schmalen Ende der Rückgang durch vorgeschobene Bäume behindert, und er auf solche Weise gefangen worden, so wird er in ein noch engeres Behältniß gebracht, und daselbst durch Hunger und Schläge zahm gemacht. Wo man sie nicht zu Hausthieren machen sondern nur die Zähne von ihnen haben will, da werden sie auch wohl in bedeckten Gruben gefangen, darinnen getödtet und das Elfenbein ausgehauen. Auf dem Vorgebirge der guten Hofnung aber werden sie von denen Kolonisten mit Feuerröhren von der Faust geschossen, wie schon gemeldet worden. Von der Elephanten-Jagd der



„mit einer neuen Lage in Form von bedeckten Gän-
„gen oder Gallerien; es geht eine geraume Zeit hin,
„ehe diese Lage so hart wird, wie das übrige: sie ist
„ungefähr einen Zoll dick. Als ich im Monath
„October verschiedene von diesen Ameisen-Hausen
„ausbrach, fand ich eine erstaunliche Menge Ameisen
„darinne, die noch weiß waren, andre waren schwarz,
„und einige, welche größer waren, hatten weiße und
„sehr lange Flügel. Die Landschweine (Erdschwei-
„ne oder Aardvarkens) machen in diese Hausen auf
„einer Seite ein Loch, ungefähr 8. Zoll im Durch-
„meßer und 6. Zoll tief; wenn sie auf diese Art einen
„Ameisen-Hausen entvölkert haben, wird er gemei-
„niglich verlassen, und bleibt ledig stehen; zuweilen
„aber beßern ihn auch die Ameisen aus und bewoh-
„nen ihn wieder." Ich kann nicht umhin dem ge-
neigten Leser durch Eröfnung meiner eigenen Ge-
danken eine unmaßgebliche Anleitung zu einigen
Nachdenken über diese Ameisen-Hausen zu geben.
Man erwäge also vors erste die erstaunliche arbeit-
same Geschäftigkeit dieses kleinen Insekts. Die
Baumaterie ist Leimen und Lättig, diese ist schwer,
und wird dadurch noch schwerer, weil sie feuchte be-
arbeitet werden muß. In der Regenzeit wäre diese
Materie zu naß, im Sommer zu trocken und zu hart,
also erwählet die Ameise ihre Bauzeit jährlich im
October und November, wenn die mehreste Feuch-
tigkeit ausgetrocknet ist, und die Materie sich am
besten behandeln läßt. Welcher Mensch wäre wohl
im Stande auszurechnen, wie viel Millionen La-
dungen eine Gesellschaft von Ameisen zu einen sol-
chen

chen Bau herzuschleppen müsse? Von denen Haufen, welche auf einem harten leimigen Boden erbauet seyn, will ich nichts sagen: aber auch auf sehr lockeren Triebsande findet man dergleichen Ameisen-Haufen in einer unzählbaren Menge; daselbst aber hat es keinen Leimen und keinen Lättig. Die Ameisen müssen also daselbst ihr Baumateriale sehr weit herholen und das — über leichten Triebsand? Was für eine unendliche Mühe und saure Arbeit muß dieses kleine Geschöpf auf sich nehmen? Vielleicht tragen die alten geflügelten Ameisen den Leimen herzu, wie die Bienen das Wachs; dies könnte möglich seyn, ist aber noch nicht erwiesen, und die Arbeit bliebe immer die nehmliche Arbeit. Die Ameisen bauen in diesen Haufen bedeckte Gänge nach Art der Gallerien; man hat aber noch nie einen Vorrath von Getraide oder dergleichen, wie in Teutschland, in ihren Wohnungen gefunden. Man findet auch nicht die geringste Oefnung, durch welche sie aus- und in ihre Gebäude kommen können; wovon leben sie? Ob sie aber unter diesen Haufen unterirrdische Gänge und Vorrathskeller haben, hat sich noch Niemand die Mühe gegeben nachzuforschen. Sind aber diese Ameisen ganz und gar unnütze Creaturen, haben Vieh und Menschen gar keinen Nutzen von ihnen zu erwarten? Nicht zu wiederholen, daß die Erdschweine ihre Nahrung davon haben, so werden sie auch von den Vögeln sehr nachgestellt. Zum medicinschen Gebrauch liefern sie ein vortrefliches Sal volatile oliosum. Außer diesen haben die Landes-Einwohner und vorzüglich diejenigen, welche in sol-

chen



chen sandigen und erdigten Gegenden wohnen, wo kein Leimen und Lättig vorhanden ist, den Vortheil von denen Ameisen-Hausen, daß wenn sie bauen wollen, sie solche bei der Hand haben, zerschlagen, und statt des Leimens oder Lättigs verbrauchen, welches sie außerdem viele Meilenwegs herzuholen müßten. Ueberall, wo der Landmann Mauerziegeln verfertigen will, bedienet er sich ebenfalls dieser Ameisen-Hausen dazu. Es ist ein Materiale zu diesem Behuf, das man sich nicht beßer wünschen kann; denn es ist von allem Unrath und den allerkleinsten Steinen so gesaubert, als wenn es geschlämmt oder durch einen Sieb geschlagen wäre.

Die Erdschweine, von denen wir durch die vorige kleine Ausschweifung abgekommen sind, graben sich in die Erde hinein wie die Füchse, werden aber zuweilen von denen bekannten Eiser-Varkens oder Stachelschweinen darausgebissen, und müssen diesen ihre Wohnung überlassen. Die Erdschweine werden ebenfalls, wenn sie geräuchert worden, gegessen, und sind sehr gut, aber auch sehr mager.

Giraffe oder auch Cameleopardales genannt, weil es in der Länge des Halses mit dem Kameel, und mit dem gefleckten Leibe eine Aehnlichkeit mit dem Panterthier hat. Unter den vierfüßigen Thieren ist die Giraffe eines der schönsten, und auch, wenn man es nach der Höhe des Kopfs nimmt, das gröste oder höchste. Wir haben in dem achten Kapitel gemeldet, daß bei Erlegung einer weiblichen Giraffe, deren Junges zwar lebendig gefangen worden, aber bald darauf krepiret sey. Die Haut davon

hat

hat der Herr Gouverneur Tulbagh dem Herrn Professor Allamand überschickt, und dieser hat sie ausgestopft, in dem Naturalien-Cabinet der Leydenschen Academie aufgestellt. Der Körper der Giraffe ist einem Kuh-Hals, der Kopf aber einem Pferde am ähnlichsten. Die Höhe des vorgedachten erschoßenen Weibleins wurde bis an den Kopf 17. Füß befunden. Die Länge des Körpers hielte noch nicht völlig 6. Fuß, daher scheint dieses Thier in Vergleichung der übrigen Glieder und ihrer wunderbaren Bewegung zu einigen Verrichtungen sehr ungeschickt zu seyn. Uebrigens ist es am Halse herab weiß von Farbe, und von vorne mit hellbraunen rautenförmigen Flecken gesprenkelt, die auf dem Hintertheil des Leibes braunlicher fallen. Vor dem Kopf hat es 2. Hörner, beinahe einen Fuß lang, gerade ausstehen, welche am Schädel fest, nicht hohl, und mit einer Haut bedeckt seyn, auf welcher schwarzliche Haare befindlich. Auf der Mitte des Nasenknochens hat es einen kleinen Höcker, welcher der Anfang eines dritten Horns zu seyn scheinet. Auch hat dieses Thier am Halse und auf dem größten Theil des Rückens schöne Mähnen. Das Männlein einer Giraffe, welches Johann Badenhorst den 17. October 1761. auf obgedachtem Landzug erschossen, hatte folgende Größe:

Die Länge des Kopfs betrug . .	1. Fuß	8. Zoll.
Die Höhe bis zu den Schultern .	10. —	= —
Von der Schulter bis auf den Kopf	7. —	= —

Also war es wie das Weiblein 17. Fuß hoch.

Die



Die Länge der Schultern nach den Kreuz	5. Fuß 6. Zoll
Vom Kreuz nach dem Schweif .	1. — 6. —
Die Höhe der Hinterklauen aufwärts nach dem Kreuz	8. — 5. —

Also ist dieses Thier in Vergleichung mit der Höhe ungemein kurz am Leibe, und gleichet in diesem Fall einem Strauße, welcher auch viel höher als lang ist.

Gerbo der große, oder die große Springratze ist auf dem Vorgebirge nicht gemein, sondern sehr seltsam. Dennoch hat Mr. Holst eine mitgebracht, die in einer großen Entfernung von der Stadt und im Gebirge gefangen worden. In dem Thiergarten des Kaisers Majestät befindet sich eine lebendige, nach welcher eine Abbildung genommen, und dem zweiten Theile der kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirges im Kupfer beigefügt worden. Der ganze Körper ist nur 1. Fuß 2. Zoll lang, der Schwanz aber noch 9. Linien länger als der ganze Leib. Die Hinterpfoten bis an den Bauch halten 8. Zoll 9. Linien: die Vorderpfoten aber nur 3. Zoll; also muß es beständig auf den beiden Hinterfüßen mit geraden Leib in die Höhe gerichtet gehen, ist aber im Stande der Freyheit vermögend, Sprünge von 20. bis 30. Fuß weit zu thun. Wenn es frißt, setzt es sich und streckt die Hinterpfoten gerade aus. Der Vorderpfoten bedient es sich statt der Hände, um seine Speise zum Maule zu bringen; auch braucht es sie um sich sehr geschwinde in die Erde zu wühlen. Wenn es schläft, setzt es sich mit ausgestreckten Hinterfüßen auf die Erde, steckt seinen Kopf beinahe ganz darzwischen, und mit seinen beiden Vorderpfoten drückt

es

es die fast 3. Zoll lange Ohren auf seine Augen, und scheint so den Kopf mit den Händen zu unterstützen und zu bewahren. Es schläft bei Tage, und ist des Nachts gewöhnlich munter. In dem Schwanze hat es eine große Kraft, und wenn man es beim Schwanz ergreift, schlägt es heftig damit.

Gnou, von den Hottentotten Xgnou genannt, wenn man nehmlich statt dem hierbeigesetzten X mit der Zunge schmatzet oder schnellzet, wie unten deutlicher und begreiflicher wird gelehret werden. Die Nachricht von diesem Thiere hat man dem Herrn Hauptmann Gordon zu danken. Es ist fast so groß als ein Esel, und nach dem Maaße von dem ersten in Europa bekannt gewordenen Thiere dieser Art, welches sich in dem Thiergarten des Prinzen von Oranien K. H. befand, ist seine Höhe $3\frac{1}{2}$. und seine Länge zwischen den Ohren abgerechnet bis zum Schweif $4\frac{1}{2}$. Fuß. Die Farbe desselben ist wie eines Hirsches, falbe mit weißen Spitzen, welches eine Schattirung von weißgrau giebet. Der Kopf ist dick, und gleichet einem Ochsenkopf. Von vorne ist es mit langen schwarzen Haaren bis unter die Augen besetzt. Der Bart an der Unterlippe gleichfalls lang, aber ganz weiß. Die Augen sind schwarz und groß, um welche die Augenlieder mit weißen Haaren einen Stern formiren, in dessen Mitte die Augen liegen. Oben auf der Stirne hat es zwei schwarze gekrümmte Hörner, deren Länge nach der Krümmung 19. Zoll beträgt. Die Wurzeln an den Hörnern berühren einander, und betragen fast 17 Zoll in dem Umfang, und sind 6. Zoll hoch. Eine aus steifen

$3\frac{1}{2}$. Zoll

3½ Zoll langen Haaren bestehende Mähne gehet vom obern Theil des Halses bis zur Schulter. Die untersten sind weiß bis über die Hälfte, die übrigen schwarz. Der Rücken, welcher einem jungen Fohlen gleichet, ist eben, und das Kreuz hat zwei fleischichte hervorragende Auswüchse, die ihm ein breites Ansehen geben. Die Beine sind geschlank wie an einem Hirsch oder Reh. Es ist wahrscheinlich, daß es wiederkäuet, denn es hat in dem untern Kinnbacken zwar 8. aber in dem obern keine Schneide-Zähne. Es wühlet zuweilen wie das Rhinozeros mit den Hörnern in die Erde; setzt sich dabei auf die Knie, und geht in dieser Stellung ziemlich weit fort. Der Schweif ist wie eines Pferdes von langen weißen Haaren; wie es denn auch nach Art eines Pferdes zuweilen galoppiret und dabei hinten ausschlägt. Es läßt zweierlei Töne oder Stimmen von sich hören. Bei dem einem brüllet es wie ein Ochse das Wort Gnou sehr lang aus; der andre aber ahmet einem Geyer nach, nur viel stärker. Seine Haare sind zum Theil sehr lang, zum Theil sehr kurz, und laufen wunderlich durcheinander. Herr Doktor Klockner hat die beste Beschreibung von diesem Thiere, in der kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirges pag. 182. seqq. geliefert, allwo sie weitläuftig nachgelesen werden kann. Der Herr Profeßor Sparrmann aber liefert bei der teutschen Uebersetzung seiner Reisebeschreibung, eine accurate Abbildung davon.

Haasen, giebt es dreyerlei Sorten. Zwei derselben sind denen europäischen beinahe gleich, nur

daß

daß die eine etwas grösser, die andre aber etwas kleiner ist. In denen vorliegenden Distrikten gegen die Stadt, bekommt man selten einen zu sehen, und tiefer ins Land sind sie auch nicht sogar überflüßig vorhanden; und es werden mehrere davon, von denen zwar grossen aber unedlen Adlern, Jackhalsen und andern Raubthieren als von den Menschen verzehret. Die kleinen Berghasen aber, welche noch lange nicht halb so groß sind, und rothe Schwänze wie die Eichhörnel haben, findet man zwar auch zuweilen unweit der Stadt, jedoch ebenfalls nur selten.

Hirsche, haben zwar viel Aehnlichkeit aber auch viel Undähnliches mit den europäischen: denn ihre Hörner haben keine Zacken, sind ungefähr einen Fuß hoch, glatt, rund un- schraubenartig; werfen sie auch niemalen ab. Herr von Büffon hat einen dergleichen unter dem Namen Guib beschrieben; in Afrika aber ist dieser Name nicht bekannt. Ihr Fleisch ist weniger gut als der europäischen; man schiest sie aber gerne weg, theils für die Sklaven zur Speise, theils, weil sie am Getraide viel Schaden thun. Ihre Haut, wenn sie auf seemisch zugerichtet worden, ist fest und dauerhaft: ob diese Hirsche aber solche Würmer, die man Enderlein nennt und sich durch die Haut fressen, bekommen, habe ich an keiner Haut verspüret.

Hunde. Ich verstehe unter dieser Benennung nur wilde; denn von den zahmen Haushunden, lohnet es nicht der Mühe vieles zu schreiben, weil es nur eine gemeine Art ist, deren Schätzbarkeit in der Wachsamkeit bestehet. Jagdhunde aber findet

man keine; ich glaube aber sie würden dienlich seyn, wenn sie von verständigen Jägern abgerichtet und gut angeleitet würden. Die wilden Hunde sind den Schaafen sehr gefährlich; sie halten sich in starken Rudeln von 30. und 40. beisammen; und wo sie unter eine Heerde Schaafe fallen, da zerreißen sie viele davon, fressen sie aber nicht auf, sondern lassen sie liegen; vermuthlich um sie erst des Nachts abzuholen. Allein die Eigenthümer derselben holen sie alsdenn selbst ab, schlachten sie aus, und salzen sie ein. Ist ein Schaafhirte wachsam und hat das Herz auf sie loszugehen, und dabei ein lautes Geschrei zu machen, so kann er sie zuweilen mit seinem Stocke fortreiben; denn er hat keine Gefahr von ihnen angefallen zu werden. Sie thun keinem Menschen etwas Leids, und wo sie einmal in die Heerde gefallen seyn, da kommen sie nicht bald wieder; halten sich auch niemals lange in einer Gegend auf, sondern schwärmen immer in denen weitesten Wildnissen herum, und greifen alles Wild was sie antreffen ohne Unterschied an; es seyen gleich Löwen, Tyger oder Leoparden und Hyänen; denn durch ihre Menge überwältigen sie alles. Der P. Ant. Zuchelli von Gradisca, in seiner Mißions-Reise nach Congo, nennet sie nach dortiger Art Mebbien, und erzehlet artige Sachen von ihnen; unter andern auch sogar, daß sie denen Menschen von ihrem erjagten Wildpret mittheilen.

Jackhals, nennen die afrikanischen Einwohner den Fuchs, welcher von dem europäischen nicht verschieden ist, nur aber keinen so guten Balg hat, den

man



man jedoch daselbst auch nicht nöthig hat, weil kein Pelzwerk getragen wird, und ein Kürschner der sich mit nichts anders als mit seiner Profeßion das Brod verdienen könnte, daselbst verhungern müßte. Das Wort Jackhals ist eigentlich ein Schimpfwort, und bedeutet soviel als einen Lügner oder verlogenen Menschen.

Kaninichen, sind zwar aus Europa auf das Vorgebirge hingeschafft und vorzüglich die Daßen-Insel damit besetzt worden; die Thranbrenner aber welche ehedem jährlich dahin geschickt wurden, haben sie gar dünne gemacht. Auf dem festen Lande habe ich kein einziges gesehen; wahrscheinlich haben sie die Raubvögel vertilget.

Löwen. Dieses grimmige und fleischfräßige Thier, ist in unserm teutschen Vaterlande bekannt genug, und ist an verschiedenen Orten lebendig zu sehen; wird auch gemeiniglich der König unter den Thieren genennt. Man erschrickt für seinem Gebrüll, besonders bei der Nacht; am Tage aber ist es bei weiten so gefährlich nicht, wie es sich Unwissende vorstellen. Diejenigen, die zu Nachtszeit in denen Gegenden reisen müssen wo sich Löwen aufhalten, zünden auf drei oder vier Stellen um sich herum ein kleines Feuer an, unterhalten solches die ganze Nacht durch, werfen auch wohl, wenn ihnen der Löwe, oder auch ein anderes dergleichen Raubthier etwas zunahe kommt, ein brennendes Holz nach ihnen und haben sich dabei nichts zu befürchten; denn alle wilde Thiere fürchten sich für dem Feuer, und scheuen sich ihm etwas nahe zu kommen. Am Tage

aber ist der Löwe (wenigstens der afrikanische) ein furchtsames Thier, welches nicht allein für einem Schuß aus dem Gewehr, sondern auch sogar für einem Peitschenknall erschrickt und sich retiriret. Auf dem Vorgebirge der guten Hofnung sind die Löwen bis auf 50, 60, und mehr Meilen, vertilget, verscheucht oder verjagt, und in den Gegenden wo er sich am Tage mehr um des Dursts als Hungers wegen, gerne um die Flüße aufhält, da pflegen die Reisenden, bevor sie an den Fluß kommen, mit ihren langen Ochsenpeitschen einigemal zu knallen oder einen Schuß aus dem Gewehr zu thun, als wodurch der etwan daselbst schlafende Löwe aufgeweckt und verjagt wird. Ochsen, Pferde und alles Wild, wenn sie zu Nachts einen Löwen wittern, bezeigen sich sehr furchtsam, zittern und beben: am Tage aber und wenn sie ihn auch auf eine kleine Entfernung zu Gesichte bekommen, scheuen sie sich nicht sehr für ihn. Es scheinet denen Thieren schon in der Natur eingepflanzt zu seyn, und als ob sie es wissen müßten, daß der Löwe keinen öffentlichen Raub am Tage unternähme. Er beschleicht seine Beute vornehmlich des Nachts; fällt sie sodenn, wenn er seine Entfernung abgemessen zu seyn glaubt, mit einem einzigen Sprung an und schlägt sie zugleich darnieder: mislingt ihm aber dieser Sprung, und er erreicht seine vorgesetzte Beute dabei nicht, so läßt er sie fahren, und schleicht sich wie beschämt ganz gemach davon. Wenn er ja bei Tage vom Hunger gezwungen wird, einen Ochsen, Pferd, Schaaf oder dergleichen anzufällen, so ist es schon mehrmalen geschehen, daß

er

er auf ein Geschrei der Weibsleute und der Kinder, ja auch sogar von ihnen mit Stecken ist verjagt worden. Er scheuet oder schämet sich am meisten für Weibspersonen. Wenn er einen Menschen von weiten auf ihn zukommen siehet, so weicht er aus; wenn er aber unversehends überrascht wird, so setzt er sich zur Wehre und springt auf ihn los, schlägt ihn mit der schweren Tatze darnieder, tödtet ihn aber nicht leicht, sondern verläßt ihn wieder. Verfehlt er aber mit seinem Sprunge den Menschen, so hat seine Courage ein Ende, und er begiebt sich mit langsamen Schritten weg. Merkwürdig ist es, daß der Löwe einen Ochsen, wenn er ihn beim Rückgrad ergriffen, aufgerichts mit steifen Hals und Kopf fortträgt, ein Schaaf aber nur neben sich her schleppt. Wir haben schon gehöret, daß das Kapsche Gouvernement auf die Erlegung eines Löwen, wenn es vor die Faust und nicht mittels eines Stellrohres geschieht, eine Belohnung von 50. Fl. ausgesetzt habe. Allein da gegenwärtig keine Löwen unter 50. bis 60. Meilen von der Stadt gefunden werden, so geben sich die tiefer in das Land wohnende Kolonisten nicht erst die Mühe für 50. Fl. 70, 80, und mehrere Meilen zu reisen und die Haut abzuliefern; zumahlen da sie jedesmal Atteste beibringen sollen, daß sie das Thier vor kein Stellrohr erlegt haben.

Maulwürfe. Von denen kleinen die den europäischen gleich sind, ist hier nicht die Rede; und der afrikanische größere hält sich schon tiefer in das Land auf; wühlet sich auch in den sandigen Erdstrichen lieber ein als in dem festen Erdreich, und verursa-

ursachet denen Reitenden und Reisenden sehr viel Unbequemlichkeit; weil sowohl Menschen als Vieh ganz unerwartet in ihre Gänge treten und dabei niederstürzen. Die afrikanischen Einwohner nennen dieses Thier Land-Moll zum Unterscheid des Blesi-Molls, der im festen Lande wohnet, und nur so groß wie der europäische ist: jener aber erreicht die Größe eines Kaninichens, und nähret sich, nach Maßons Bericht, von den Wurzeln der Iris, Gladioli, Antholyzä und Irides. Der Kopf dieses Thieres ist dick, die Schnauze hat viel Aehnlichkeit mit der ostindischen Katze; die Augen sind zwar klein, aber weit größer als an den europäischen Maulwürfen; die Haare sind kastanienbraun, und an den äußern Spitzen etwas falbig; der Schweif ist mit langen Haaren bedeckt, die weißgelblich seyn, und kann also auch mit keiner Hamster-Art verglichen werden, zumalen da es ganz keine Pausbacken zum Eintragen des Getraides, wie jene hat.

Pasan. Ein in Europa noch sehr wenig bekanntes Thier, welches wegen seiner besondern Zeichnungen und verschiedenen Wendungen der Haare sehr merkwürdig zu seyn scheinet. Ich kann mich aber nicht überwinden eine Beschreibung von einem Thiere zu liefern, welches mir selbst gar nicht bekannt ist. Daher verweise den Geneigten Leser auf den zweiten Theil der kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirges vom Herrn Allamand und Klockner, allwo er pag. 185. seqq. ausführlich davon belehret werden kann.

Pan-

Panter-Thier. Es ist noch nicht ausgemacht, ob unter dieser Benennung auf dem Vorgebirge ein Leopard oder Tyger verstanden werde; man beliebe also in der Folge das Wort Tyger nachzusehen. Ich für mein Theil kann mit Wahrheit versichern, daß ich daselbst weder das Panter-Thier noch den Leopard jemals habe nennen gehört.

Pferde wilde. Daß es in Afrika eine Art wilde Pferde gäbe, hat Leo Afrikanus schon vor langer Zeit versichert, und ist vom Marmol bestätiget worden. Der im achten Kapitel beschriebene Landzug hat am Gammafluß ebenfalls weisse wilde Pferde gesehen. Kolbe schreibt auch davon und sagt, daß sich die Einwohner nicht die Mühe geben sie zahm zu machen, weil sie andre Pferde genug haben; allein diesen Schriftsteller ist nicht sehr zu trauen. Ein wildes Pferd lebendig zu fangen, würde wie ich dafür halte, viel Geschicklichkeit erfordern, und man pflegt sie nicht eher zahm zu machen, bis man sie im Stall hat. Soviel kann ich mit Zuverläßigkeit versichern, daß auf 100. Meilen von der Kap-Stadt keine gesehen werden. P. Lobo versichert auch, daß in Afrika auch das Einhorn gefunden werde. Er stellt es als ein sehr schönes Pferd vor, das aber sehr furchtsam, schnell im Laufen wäre und vor der Stirn ein langes Horn habe. Weil das Ansehen dieses Jesuiten nicht so groß ist, daß man ihm auf sein bloßes Wort glauben kann; so beliebe man des Herrn Sparrmanns Reisebeschreibung (wie schon einmal gedacht worden) pag. 453. nachzusehen, allwo einige Umstände ange-



führt werden, die wie mich däucht, in der Sache mehr Licht geben.

Quachas oder Quaggas. Dieses Thier ist zwar eigentlich kein Zebra oder Kapscher wilder Esel, gehöret aber völlig zu diesen Geschlecht, und ist nur ein kleiner Unterscheid in den Streifen und der Farbenmischung, daran zu spüren. Was den Quachas vorzüglich vom Zebra unterscheidet, ist dieses, daß es keine Streifen um die Beine hat, nicht so wild und unbändig ist, auch leicht zahm gemacht werden kann. Wie sich denn auch schon einige Kolonisten die Mühe gegeben haben, dergleichen Thiere zu bezähmen und neben ihren Pferden vor ihren Wagen einzuspannen.

Karel. Ist blaugrau, in der Länge eines Hasens, gestreckt, nicht hochbeinig, und hat einen glatten Hund- oder Katzenschwanz; verbirgt sich gerne unter großen Steinhaufen, und ist kein Feind von Hühnern und andern Federvieh, sondern liebt sie vorzüglich zu seiner Nahrung.

Rhinoceros, ist außer dem Flußpferde das größte Thier nach dem Elephanten. Wenigstens, vom äußersten Ende des Mauls bis da wo der Schwanz anfängt, 12. Fuß lang, und gelanget zu einer Höhe von mehr als 6. Fuß. Der Umfang seines Körpers ist mehr dicke als geschlank, und wird durch die ihn umgebende Haut, welche sehr dicke, stark, harte, unbiegsam, narbigt und ohne Haare ist, noch ungestalter gemacht. Die Haut selbst würde die Bewegung des Körpers behindern, wenn sie nicht die Natur auf verschiedenen Stellen

mit



mit weichern Runzeln und Falten versehen hätte, die sich vornehmlich hinter dem Schulterblatt, und vor den hintern Lenden, tief einfügen. Dergleichen biegsame Falten in der Haut, gehen rund um den Hals; auf dem Kreuz läuft eine andre an beiden Seiten ab und beugt sich nach vorne auf dem Bauch. Noch eine andre läuft queer von den Dünningen des Bauchs bis zum Schwanz, und an untersten Theilen der Beine sind auch dergleichen. Alle diese Falten geben und biegen sich 3. bis 4. Zoll tief einwärts, und sind gleichsam wie das Leder an einem Blasebalge, wodurch derselbe aufgezogen und niedergedrückt wird. Diese tiefe Falten geben dem Thiere das Ansehen, als ob es mit Schilden bedeckt oder behangen wäre; und eben dieses hat Anlaß gegeben, verschiedene seltsame Abbildungen davon zu machen, und fabelhafte Erdichtungen zu schmieden: unter welche besonders zu zählen ist: daß wenn der Rhinoceros einen Elephanten erblickt, er mit ihm kämpfe, unter seinen Bauch liefe und solchen mit seinem Horne welches er auf der Nase hat, aufreiße und auf solche Weise den Elephanten tödte. Wenn man aber bedenkt, wie beide diese Thiere nicht fleischfräßig sind, und also keine Gelegenheit zur Beneidung haben, auch der Rhinoceros viel zu groß ist, als daß er dem Elephanten zwischen die Beine durchschlüpfen und unter den Bauch kriechen könne, so siehet man bald wie läppisch dergleichen Mährchens erdacht seyn. Anno 1515. ist dem Könige von Portugall ein dergleichen lebendiges Thier aus Indien nach Lißabon gebracht worden, womit er

 dem

dem damaligen Kaiser Maximiliano ein Geschenk gemacht hat. Der berühmte Maler Albrecht Dürer, hat nach einer falschen und unrichtigen Beschreibung, oder aus eigener Phantasie eine Abbildung davon gezeichnet, die wider alle gesunde Vernunft nicht allein mit Schilden behangen, sondern auch mit Buckeln oder Nägeln sehr ordentlich beschlagen, und mit Fischschuppen umgeben zu seyn scheinet. Eine weit natürlichere Abzeichnung aber hat der Herr Profeßor Sparrmann, bei der teutschen Herausgabe seiner Reisebeschreibung gegeben. Kolbe, der das Thier in Afrika gesehen, von seinem Fleisch gegessen und von seinem Mist eine Pfeife Toback geraucht zu haben vorgiebt, war einfältig genug das Mährlein mit dem Elephanten zu glauben, und Dürers Abbildung nachstechen zu lassen: wie man solche auf der IV. Tafel zu pag. 158. nicht ohne Widerwillen, Abscheu und Belachen ersehen kann; Denn dergleichen falsche Abzeichnungen und unrichtige Beschreibungen unbekannter Gegenstände, bringen der Gelehrsamkeit mehr Schaden und Nachtheil als Nutzen. Des Boccanelli relationes ex parnasso sind jedem Gelehrten bekannt: Gratianus vergleicht sie einer Speise die mit Pfeffer und Salz sehr gewürzt sey. Hätte Boccanelli, Kolbens Caput bonæ Spei gelesen, er hätte es gewiß auf dem Parnaß verbrennen lassen; und Gratianus würde gesagt haben, es wäre ein abgeschmacktes Gerichte ohne Pfeffer und ohne Salz. Vom Boileau bin ich versichert daß er Kolbens Buch durch die Hechel gezogen hätte, und er hätte nicht unrecht

dran

man gethan. Noch mehr ist es zu bewundern, daß der — oder die Herausgeber der so betitulten Abbildlichen Geschichte der ausländischen Land-Thiere, eben diese des Dürers Abzeichnung auf dem IIten Blatt Monat's Februarii 1747. vorstellen, und das Mährchen vom Elephanten beischreiben lassen. Nachrichtlich wolte ich dieses noch paßiren lassen, wenn nur das, auf eben diesem Blatt vorgestellte Rhinoceros-Kalb recht nach dem Leben gezeichnet wäre. Im Jahr 1746. brachte ein holländischer Schiffer, mit Namen (wo ich nicht irre) Martje Dan, das auf besagter Kupfertafel vorgestellte 10 jährige Rhinoceros-Kalb mit, und ließ es in Berlin, Breslau, Glogau und an vielen andern Orten für Geld sehen. Er verkaufte darneben zweyerlei Abbildungen dieses Thieres im Kupferstich; eine etwas grössere und eine etwas kleinere. Wohl hätten obgedachte Herausgeber gethan, wenn sie ihre Abzeichnung nach einer von diesen beiden hätten stechen lassen, denn besser hätte es nicht getroffen werden können. Sie irren sehr, wenn sie glauben daß Dürerns Abzeichnung ein älteres, ausgewachsenes und männliches Rhinoceros vorstelle. Es ist eine Schimäre eines müßigen Grillenfängers, und weder in Afrika noch in dem Reiche des großen Moguls, woher das abgezeichnete Kalb gekommen war, ist dergleichen monströses Geschöpf gesehen worden. Der Unterscheid der ebengedachten Landes-Arten bestehet hauptsächlich darinnen, daß die mehresten afrikanischen Rhinoceroße zwei Hörner, ein großes und ein kleineres, die asiatischen aber mehrentheils nur eines haben.

Ich

Ich sage mehrentheils: denn in Afrika findet man auch welche die nur eines — und in Asia auch einige die zwei Hörner auf der Nase haben. Ob aber dieses ein Unterscheid des Alters, der Landes-Art, oder der Geschlechter sey, kann ich nicht sagen. In der Welt aber ist noch keines gesehen worden, welches ein Horn auf dem Rücken, und wie es nach gedachter Abbildung aussieht, einen Sattel auf dem Rücken gehabt hätte.

Dieses Thier, wiewohl es bereits im gedachten Jahre in Teutschland von vielen Leuten lebendig gesehen worden, wird demungeachtet heutiges Tages noch wenig Personen bekannt seyn: daher wird es nicht undienlich seyn, dasselbe etwas näher zu beschreiben. Sein ganzer Körper, besonders die welche Bauchseite, ist mit kleinen Höckern ohne Haar besetzt. Die Farbe ist dunkelbraun. Der Kopf nach Verhältniß der Größe länger als des Elephanten; die Augen aber sind viel kleiner, und sind so gesetzt, daß es mehrentheils nur vorwärts und wenig auf die Seite sehen kann. Die Oberlippe kann sich auf einen halben Fuß verlängern und endiget sich in einem spitzigen fleischigen Anhange, dessen es sich als eine Art Hand und unvollkommenen Rüßels bedienet, um das Futter, was es zum Maule bringt, zu faßen. Auf seiner Nase hat es ein Horn, das nach dem Alter des Thiers größer oder kleiner ist, aber nicht über 24. bis 26. Zoll lang gefunden wird. Dieses ist fest an die Haut geheftet, und unten 6. bis 7. Zoll, auch noch wohl etwas mehr, im Durchschnitt dicke: am untersten Ende etwas olivenfärbig, aber oben



oben schwarz; und die Spitze, welche oben gählinge gekrümmt ist, ist gegen das mittlere Theil zu rechnen, schwach und dünne. Einige haben auch ein zweites aber viel kleineres Horn ein paar Zoll über jenes, welches aber kürzer und kleiner ist. Jenes größere soll es zurücklegen können, wenn es mit dem obern Wurzeln ausgräbet; welches aber noch nicht zuverläßig erwiesen ist, und Herr Sparrmann, der von diesem Vorgeben nichts wußte, hat es nicht untersucht. Die afrikanischen haben mehrentheils, wenn sie völlig ausgewachsen seyn, zwei solcher Hörner; es ist aber noch zur Zeit ungewiß, ob diese eine verschiedene Art von denen einhörnigten sey, welches jedoch am meisten zu glauben ist. Man schreibt gemeiniglich diesen Hörnern die Kraft zu, daß sie keinen Gift leiden können. Kolbe bestätiget solches und erzehlet viel ungereimt Zeug, wovon er selbst ein Augenzeuge gewesen zu seyn vorgiebt. Allein es ist grundfalsch, wie ich bereits im ersten Theile dieses Buchs erwiesen habe. Es hat aber dieses Thier einen weit stärkern Geruch als Gesicht, und wittert seinen Gegenstand unterm Winde viel eher als es ihn sehen kann; dahero man seiner Wuth auch leichte entgehen kann, wenn man sich nur etwas auf Seite und außerm Winde begeben kann. In der Brunstzeit, und wenn es erzürnet ist, setzet es das große Horn in die Erde, reißt solche wie mit einer Pflugschaar auf, und wenn es in dieser Stellung fortläuft, widerstehet ihm keine Wurzel, Stein oder was ihm sonst in dem Weg aufstößt. Ehedem hielte man dessen Fleisch für untauglich zum speisen; aber anjetzo weis man aus der Erfah-

fahrung, daß es gut und gesund sey. Herr Sparrmann, der es aufgeschnitten und das Eingeweide untersucht hat, bezeuget, daß er keine Galle bei ihm gefunden habe; welches soviel eher Glauben verdienet, da dergleichen Thiere, wenn sie jung eingefangen werden, leichtlich zahm und gesellig werden. Das Blut von diesem Thiere heben die Wildschützen sorgfältig auf, und soll in verschiedenen Krankheiten, besonders wenn man sich verhoben oder verbrochen hat, sehr dienlich seyn. Aus der Haut schneiden die afrikanischen Einwohner Reitpeitschen oder sogenannteSchambocke, mit welchen sie auch die Sklaven zu züchtigen pflegen. Es ist aber bei fiskalischer Strafe nicht erlaubt einen Christen damit zu schlagen, weil es ausserordentlich schmerzet und fast unglaublich bis auf das Blut durchdringet. Ich habe eine Sklavin gesehen, der die Spitze eines solchen Schambocks über die Schulter weg in die Brust gedrungen war, und daselbst eine Wunde so tief, als ein Finger dicke ist, gemacht hatte, deren Fleisch nachmals eben so hoch und dicke über das gesunde Fleisch herausgewachsen war, daß es schien, als wenn ein Glied von eines Menschen Finger auf der Brust läge.

Seekuh, Hippopotamus, Nyl oder Flußpferd. Ein Amphibion ist nach dem Elephanten das größte unter den vierfüßigen Thieren. Man siehet es niemals in der See, sondern es hält sich bei Tage in den Flüssen auf, allwo es tiefe Löcher aushöhlet, und von Zeit zu Zeit, um Athem zu schöpfen, in die Höhe an die Luft kommt. Des Nachts gehen diese Thiere auf das Land zum Weiden und zu schlafen, woselbst

sie

sie auch ihre Jungen werfen, aber auch gar bald mit sich in das Wasser, und dann von Zeit zu Zeit auch auf ihren Rücken wieder in die Höhe und bis übers Wasser nehmen, um Luft zu schöpfen. Zuweilen, und wenn sie am Ufer der Flüße nicht viel Weide finden, entfernen sie sich weit davon, um sich zu sättigen. Weil dergleichen Flüße, worin sie sich am liebsten aufhalten, gemeiniglich mit Dorn- und andern Büschen umgeben sind, so eröfnen sie sich einen eigenen Gang, den sie alsdenn jedesmal paßiren; und dieses giebt die beste Gelegenheit an Hand, auf sie zu lauren, und entweder zu schüßen oder in verdeckten Gruben zu fangen; welches leztere die Hottentotten ganz geschickt verrichten können. Ihr Fleisch, welches dem Schweinfleische gleichet, ist wohlschmeckend und gesund. Wer mit der Gonorrea behaftet ist, und von diesem Fleische ißet, oder das davon ausgekochte Fett trinket, soll gar bald davon kuriret werden. Das Fleisch von einem jungen Seekuh-Kalbe fand Herr Sparrmann sehr weichlich und niedlich. In dem Naturalien-Cabinette des Prinzen von Oranien K. H. findet sich ein dergleichen ausgestopftes Thier von mittler Größe: die Länge desselben, längst dem Kopf und Rücken gemeßen, beträgt 13. Fuß, der Umfang des Leibes aber 10½ Fuß. Dieses weibliche Thier, nebst ein junges Kalb, ist vom Herrn Doktor Klockner ausgestopft, und die davon nach der Natur gezeichnete Abbildung befindet sich im zweiten Theile der kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirges vom Herrn Professor Allamand.

Schwein,

Schwein, wildes afrikanisches, ist eines der gefährlichsten Thiere für den Menschen, wenn es verwundet, gejagt oder sonst erzürnet wird. Es ist sehr geschwind, und erreichet den Menschen ganz unerwartet mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Die Hottentotten gestehen es, sich lieber mit einem Löwen als mit einem solchen Schweine einlassen zu wollen. Sie halten sich gerne in Rudeln beisammen, und wenn sie junge unter sich haben, Gefahr vermerken, und zum flüchten genöthiget werden, nehmen sie die jungen in das Maul, und tragen sie mit fort.

Außer dem Kopf, welcher von einer außerordentlichen Größe ist, sind sie dem Leibe nach den europäischen Schweinen ähnlich, nur daß sie auf den Schultern 7. bis 8. Zoll lange Borsten haben, die nahe beieinander stehn, aber nach dem Kreuze und Schwanze zu weniger werden. Auf dem Leibe sind die Borsten viel kürzer, und auf der Seite und am Bauche ganz weiß. In dem obern sowohl als in dem untern Kinnbacken hat das Thier auf jeder Seite einen gefährlichen — und also zusammen 4. Hauer. Die in der obern Kinnbacke sind über 6. Zoll lang, in der untern aber etwas kürzer und dünner; sie sind aber so gesetzt, daß, wenn das Maul geschloßen wird, sich die untersten an die obersten dichte anschließen. Es sind mächtige Waffen, die es sich wider die Anfälle der Tyger: Hyänen und andern reißenden Thiere bedienet. Die Schnauze ist von vorne breit und platt, ist hart wie Horn, und es bedienet sich derselben um die Erde umzuwühlen und Wurzeln auszugraben. Die Augen stehen vorne am

Kopf,

Kopf, daher es nur vorwärts und wenig zur Seite sehen kann. Zwei fleischichte Auswüchse unter den Augen geben dem Thiere ein besonders Ansehen, als ob es 4. Ohren hätte. Die Farbe des Thiers ist schwarzbraun, der Hals ist sehr kurz, folglich der Rücken dicht am Kopfe: der Schwanz ist dünne, nackt und wenig biegsam. Ein dergleichen Schwein in dem Thiergarten des Prinzen von Oranien K. H. wurde gemeßen und befunden die Länge des Körpers vom Ende der Schnauze bis zum

Schwanze	4. Fuß	10. Zoll
Der Kopf bis an die Ohren . .	1. —	5. —
Breite, zwischen den zwei Hauern jeder Seite	: —	6. —
Höhe des Vordertheils	2. —	$2\frac{1}{2}$. —
Länge der Vorderpfote	: —	$11\frac{1}{2}$. —

Im Jahre 1778. ist ein getrockneter Kopf eines solchen wilden Schweins nach Holland mitgebracht worden, dessen Hauer in gerader Linie gemeßen fast 9. Zoll, und in der Krümme gemeßen bei 19. Zoll lang waren. Ihr Umfang war $5\frac{1}{2}$. Zoll. Die Backenzähne sehen aus, als ob ihrer viere in jedem Kinnbacken wären, aber nach genauer Untersuchung hat man gefunden, daß sie, wie beim Elephanten, von einem Stücke sind.

Stachel-Schwein, holländ. Eiser-Vaercken, ist anjetzo sehr wohl bekannt, und in Teutschland sowohl als in andern Ländern curieusen Liebhabern gar öfters für Geld gezeiget worden. Ihr Fleisch ist eßbar, die bunten 10. bis 12. Zoll langen Federn oder Stacheln werden von den Malern zu Pinsel-

Stöcken gebraucht, sind aber weich, biegsam, und ihr inwendiges Mark gleichet demjenigen, welches in dem obern Theile der Gänse-Federn oder Schreib-Federn befindlich ist. Es bedienet sich derselben zur Beschützung wider die Hunde und andre Feinde, wenn es sich nehmlich wie ein Igel zusammenziehet, und den Körper in selbige verbirget. Daß es aber die Stacheln wie Pfeile von sich schießen und damit seine Feinde verletzen oder wohl gar tödten könne, ist ein Mährlein, welches keinen Glauben verdienet. Die Stacheln sind in der Haut eben so eingewachsen, wie die Gänse-Kielen in den Flügeln, und wenn das Thier geschoßen oder sonst gefangen und getödtet wird, so werden sie, weil sie sehr feste sitzen, einzeln und mit mehrerer Gewalt als die Gänse-Kielen ausgerauft. Dies Thier hat etwas an sich, womit es, wenn man ihm nahe kommt und es die Stacheln um sich herum ausbreitet, ein Geräusch machen kann, welches einer Schnarre, womit man die Vögel scheuchet, ähnlich ist: ungeachtet ich aber zu Amsterdam in dem Hause zum blauwen-jan ein solches Thier in seinem Drath-Gehäuse sehr nahe betrachtet, habe ich doch nicht wahrnehmen können, auf was Art es ein solches Getöse bewürke. Wenn sich das Stachel-Schwein in ein Gebäude des Erdschweins verkriechen will, so muß dieses weichen, weil es keine Zähne hat, und sich gegen jenes wegen der vielen Stacheln nicht auflehnen kann.

Steinbock oder Klippspringer, ist schon oben unter den Böcken sub Lit. h. beschrieben.

Stink-

Stinkdachs wird von allen Schriftstellern des Vorgebirges benennt, ist aber noch von keinem recht bezeichnet und beschrieben. Mr. de la Caille beschreibet ein solches Thier, welches die Hunde gefangen und hinter den Wagen hergeschleppt hatten; es ist aber zuverläßig ein anderes Thier und kein Stinkdachs gewesen. Kolbe beschreibet dieses Thier weitläuftiger, und meldet uns seiner Gewohnheit nach Wunderdinge davon; nehmlich: wie es seinen stinkenden Urin gegen seine Verfolger ausspritze, und sie damit zurücktreibe: wie es aber geschehen könne, daß wenigstens auch ein männliches Thier seinen Urin rückwärts ausspritzen könne, gehet über seine und meine Naturkunde. Er hat würklich keinen gesehen! von mir wird man also erwarten, daß ich es mit lebhaften Farben abmalen werde; aber weit gefehlt, ich habe keines gesehen, aber gar leicht zu sehen bekommen können, wenn ich mir die Mühe hätte geben wollen, es da aufzusuchen, wo die Hunde verschiedenemal dergleichen erbißen hatten. Zur Bescheinigung aber dessen, was ich eben gesagt habe, dienet folgendes zu wissen. Der Stinkdachs heißt nach dortiger Mundart eigentlich Stink-Bissen, dieses Thier hat von Natur einen widerwärtigen Mußkus-Geruch an sich, den die Hunde sehr lieben. Eben dieser Geruch ist sein Verräther. Sobald es des Nachts (denn am Tage läßt es sich nicht sehen) einem Bauernplatz, es sey vor- oder unterm Winde, etwas zu nahe kommt, empfinden die Hunde dessen Witterung, und laufen ohne zu bellen auf ihn zu. Nur selten entgehet er den Hunden; sie erbeißen ihn

 ohne

ohne Umstände, und alsdenn fielen oder wälzen sie sich bei einer Viertelstunde lang auf ihn herum, und nehmen den ihnen angenehmen Geruch an sich. Dieser Geruch, den die Hunde von dem Thiere nur mäßig überkommen haben, ist den Mannspersonen eben nicht ganz unangenehm; dem Frauenzimmer aber desto empfindlicher, widerwärtiger und nachtheiliger. Wenn also die Hunde, welche des Nachts zuvor ein solches Thier erbißen, sich dessen Geruch angemaßt haben, und des Morgens früh, um nach Gewohnheit ihren Fräß zu bekommen, in das Haus kommen, so halten sich die sämmtlichen Frauenspersonen alsobald die Nase zu, und befehlen den Sklaven, Kindern, oder wer gegenwärtig ist, die Hunde heraus zu jagen, weil sie einen Stink-Bilsen erbißen hätten. Dies ist der Grund, warum ich dem Abt sowohl als Kolben in diesem Stücke widersprochen habe, weiter weis ich von diesem Thiere nichts zu sagen. Mir fällt aber hierbei eine kleine lächerliche Geschichte ein, die ich erzehlen will. Auf einem gewissen Bauernplatze hatte der Wirth einen ziemlich großen Kater. Ich kam gegen Mittage dahin, und wir speisten nach dortiger Gewohnheit in dem Vorhause. Die Hausthüre bestand aus zwei Theilen, einer Unter- und einer Ober-Thüre. Währender Mahlzeit kam eine Sklavin zur Hausthüre herein, und neben ihr schlupften zwei große Haushunde herein. Die Sklavin dessen unwissende machte die Unterthüre wieder zu; aber die Wirthin, welche die Hunde wahrgenommen, drehete sich auf ihrem Stuhle etwas herum, und sprach zu dem Kater, der beim

Feuer

Feuer auf einer Bänke lag, Katte! jagt de honde heruyt. Auf dieses Wort sprang der Kater von der Banke herab, gab beiden großen Hunden rechts und links Ohrfeigen, und zwang sie über die Unterthüre zu springen und sich zu retiriren. Ich bin dabei gewesen, ich habe es mit meinen Augen gesehen, und kann es bezeugen; sobald aber die Hunde heraus wären, satzte sich der Kater wieder ganz geruhig auf seine Stelle nieder.

Springbock, eine Art von Gazellen, die Herr Sparrmann am besten beschreibet, und am richtigsten abgezeichnet hat. Es ist also nicht nöthig allhier vieles davon zu melden, außer daß sie ihren Namen von ihren häufigen Sprüngen erhalten haben: denn wenn sie gejagt werden, so ergreifen sie die Flucht beständig mit 15 bis 20. Fußweiten Springen, und wenn sie, wie gewöhnlich, Heerdenweise beisammen seyn, so springen sie immer eines über das andre weg. Dabei aber versäumen sie mehr Zeit als sie gewinnen, weil ihr Sprung sehr langsam ist, und sie sich dabei länger aufhalten, als sie so weit zum Laufen bedürfen. Das kalte und warme Bocke-Land hat von ihrem ehemaligen Aufenthalt daselbst den Namen erhalten. Seitdem aber dies Land von Kolonisten bewohnt wird, hat ihre Anzahl daselbst sehr abgenommen. Indeß, schreibt Fr. Maßon, trägt es sich noch wohl alle 7. oder 8. Jahre einmal zu, daß viele 100,000. starke Heerden aus dem Innern von Afrika hieherkommen, sich über die ganze Landschaft zerstreuen und kein Gräsgen noch eine Staude unverzehrt lassen. Es ist aber dieses ein handgreif-



licher Fehler des Uebersetzers, und soll eigentlich heissen: viele hundert und tausend starke Heerden rc.

Tzairan. Wenn man auf dem Vorgebirge ein Gemsen-Geschlecht annehmen will, so hätte dieses Thier, wegen seinen Hörnern, die als ein schwacher Zirkel krumm gebogen seyn, die mehreste Aehnlichkeit darzu. Es hat aber dem Gebäu des Körpers nach, die Grösse und Gestalt eines Hirsches, und die Hörner sind bis auf ⅓. der Länge, mit Ringen umgeben. Die obern Enden aber sind sehr spitz und so glatt als ob sie poliert wären; und sind dabei, wenn sie über die Krümme gemessen werden, wohl 2. Fuß lang. Die Farbe des Haars ist hellgrau mit etwas bräunliches vermischt; der Bauch aber ist weiß. Das Sonderbarste an diesem Thiere ist, daß dessen Haare nicht über dem ganzen Leibe einerlei Richtung nehmen, sondern bald nach vornen, bald auf die Seiten und bald nach dem Schweife zu wachsen. Vor den Augen läuft längs der Nasen ein schwacher weisser Streif, welcher vor dem Kopf dunkelgrau ist. Die Ohren sind nach Verhältniß des Körpers sehr lang und spitz. Von der Hälfte des Halses, welcher dünner als eines Hirsches ist, laufen die Haare nach unten, die andre Hälfte aber nach oben zu. Auf dem Rücken hat er ebenfalls einen solchen Haarwirbel, aus welchem die Haare theils nach dem Halse, theils nach dem Schweif zu, laufen. Der Schweif ist etwas länger als an einem Bock und endiget sich mit einem Quast von Haaren. Die Vorderbeine aber sind, wie durchgehends bei den Böcken etwas kürzer wie die Hinterfüße; sonst aber gleichen sie

den



von Füßen eines Hirsches. Die Länge des Thieres, von der Nase bis an den Schwanz gemessen, beträgt an 6. Fuß. Das übrige nach Verhältniß dieser Länge, proportionirlich.

Tyger. Ob es auf dem Vorgebirge würkliche Tyger oder nur Tyger-Katzen, Leoparden oder Panterthiere gäbe, darüber wird in Europa noch sehr gestritten, und ich bin nicht im Stande den Streit zu entscheiden. Im Jahr 1732. habe ich in Dresden auf dem Jägerhof einen gefleckten Tyger und auch einen (wofür er ausgegeben wurde) gestreiften Leoparden gesehen. Dieser war, soviel ich mich erinnere, etwas kleiner als der Tyger, war hellbraun von Farbe, und von dem Rücken nach dem Bauche zu, etwas gestreift. Seines gleichen habe ich auf dem Vorgebirge nicht angetroffen, auch nicht einmal nennen gehört. Der Dresdensche Tyger, spann wie eine Katze und knirschte öfters mit den Zähnen, das sollen die Kapschen auch thun, und in Ansehung der rundten Flecke kommen sie auch mit dem den ich in Dresden gesehen habe, überein. Die Grenadiers der Kapschen Garnison, haben vorne an ihren Mützen statt des Blechs, ein Schild vom Tygerfell, welches eben so gefleckt ist; und aus solchen Fellen geschnitten wird, die die Kolonisten abliefern und dafür 10. Rthlr. Schußgeld bekommen. Ob aber die Kapschen Tyger eben so groß oder kleiner, und dahero nur Tyger-Katzen genennt werden, kann ich nicht behaupten. Kolbe beschreibt den Unterscheid zwischen einem Tyger und einem Leoparden pag. 156. sehr deutlich; ich mag mich aber auf sein Zeugniß

 nicht

nicht berufen. Soviel ist gewiß, daß der Tyger sich noch öfters näher an die Kap-Stadt einfindet als der Löwe, welcher sich dermalen schon gar tief in das Land hinein begeben hat. Der Tyger geht des Nachts auf den Raub aus, bei Tage aber pflegt er nur drauf zu lauren, und sobald er die Möglichkeit darzu absieht, zu bespringen; jedoch ebenfalls wie der Löwe nur mit einem Sprunge, und wenn dieser mißlingt, den vorgesetzten Raub zu verlassen. Wenn er aber des Nachts in einen Schaaf-Kraal einspringen kann, so richtet er eine große Verwüstung darinnen an. Denn er ist nicht mit einem Schaafe vergnügt, sondern reißt mehrere darnieder und sättiget sich vors erste an ihrem Blute, nimmt aber nachmals nur eines mit, um das Fleisch zu verzehren. Auch dieser Schade würde noch gar leicht zu übersehen seyn; allein bei einer solchen Begebenheit, springen alle Schaafe in dem Kraal übereinander, erdrücken und ersticken einander, und wenn man nicht in Zeiten darzu kommt, und mit Einreißung der Leimen-Wand um den Kraal Luft macht, so kann man nach der Größe der Heerde mehr als einhundert auf einmahl dadurch verlieren. Die Bauern, sowohl die entfernten als diejenigen, welche in der Nähe der Stadt wohnen, machen also gar hohe Wände um ihre Schaaf-Kraale. Diejenigen Bauern welche sehr tief in das Land unter den Hottentotten wohnen, haben des Nachts weniger von den Löwen, Tygern und Tygerwölfen zu befürchten als am Tage: denn die Hottentotten, die ihre Hütten um der Kolonisten Häuser und Kraale aufschlagen,

unter-



unterhalten des Nachts beständig verschiedene Feuer, für welchen sich die wilden Thiere scheuen und ihnen nicht nahe kommen. Daß die Kompagnie ehedem für einen getödteten Tyger ohne Unterscheid 10. Rthl. bezahlte, haben wir schon gesagt; Anjetzo aber da die Bescheinigung daß das Thier vor keinem Stellrohr geschossen worden, den Schützen zu beschwerlich ist, und da sich der Tyger auch nicht mehr so nahe um die Stadt sehen läßt, so ist es den Einwohnern nicht mehr der Mühe werth, um 10. Rthl. willen eine weite Reise vorzunehmen, und eine Tygerhaut abzuliefern. Ob der Tyger wohl einem Ochsen oder Pferde bei Tage auflaure und anfalle, davon weis ich kein Exempel. Wenn aber diese Thiere die Witterung von einem Tyger in der Nacht bekommen, so nehmen sie gerne die Flucht, und besonders mag sich alsdenn ein Reiter dabei wohl vorsehen, daß ihn sein Pferd nicht abwerfe und entlaufe. In einem Ochsen-Kraal bei einem meiner bekannten Landbauern, versuchte einmal ein Tyger einzuspringen; weil aber die Ochsen alsobald die Witterung davon bekamen, auch wohl den Kopf des Tygers und seine hellleuchtende Augen mochten erblickt haben, so sprangen sie alle auf, liefen zusammen und setzten die Köpfe mit den Hörnern voraus, und der Tyger retirirte sich. Ein Sklave der gemerkt hatte, daß die Ochsen unruhig geworden, hatte im Sklavenhause einen Fensterladen geöfnet und dieses mit angesehen.

Tyger-Wolf. Also benennen die Bewohner des Vorgebirges die Hyäne. Dies ist ein unartiges Thier, welches sich zwar nicht bei Tage, aber

desto öfter des Nachts sehen läßt, und noch bis auf diese Stunde sich in der Gegend der Kap-Stadt und in allen Distrikten aufhält. Von allen wilden Thieren hat Kolbe den Tyger-Wolf pag. 172. am besten beschrieben. Er hat ihn würklich gesehen, ich schreibe Kolben mit seinen eigenen Worten nach: „Er ist von ziemlicher Grösse und übertrift an selbi„ger einen Schaaf-Hund (verstehe einen Kapschen „Hund, welche grösser seyn als die gewöhnlichen „europäischen Schäfer-Hunde) hat einen breiten „Kopf, als ein engelländischer Bull- oder Blut„Hund, besitzet ferner einen grossen Rachen, worin„nen scharfe Zähne vorhanden. Die Nase samt „den Augen sind groß, und die Ohren lang. Die „Haare sind zottig wie an einem Schaaf-Hund (ver„stehe europäischen, in Afrika hat man keine „vorige Hunde) und gefleckt wie die Tyger. (Die „Grundfarbe auf dem Leibe ist schwarzbraun, „und die Flecke lichtbraun und gelb.) An den „grossen und breiten Füssen befinden sich an deren „gespaltenen Gliedern oder Zehen, lange und starke „Klauen oder Nägel, welche er nach Art der Katzen „einziehen und auslassen kann, damit man ihn an „seinem Gange, wenn er auf den Raub ausgehet, „nicht erkennen möge; (man kennt seine Spur „wohl, es ist nicht viel Unterscheid zwischen sei„ner und eines Tygers Gefährt) Die Beine sind „ziemlich dick, und der Schwanz sehr kurz, gleich „als etwan an einem Hirschen oder an einer See„Kuh; Doch ist er eben so voller Haare als sein „ganzer übriger Leib. Dies Thier ist sehr raubgie-

„rig,

„nig, gefräßig und wenn es recht hungrig ist, auch „dem Menschen gefährlich.“ Es sättiget sich nicht allein vom Fleische der geraubten Thiere, sondern auch von Aas; ja sogar gräbt es die Leichname der Menschen aus, und frißt sie, wenn sie nicht tief genug begraben werden und es den Geruch davon verspüren kann. Die verstorbenen Leiber der Hottentotten leiden viel Anfechtung von ihm, weil diese gemeiniglich sehr untief verscharret werden. Es ist nichts Neues, wenn dergleichen Thiere nahe bei die Stadt an Strand der Rhede kommen, und daselbst beim Schlachthause die weggeworfenen Kaldaunen von geschlachteten Schöpsen verzehren. Sie fallen aber daselbst und auch überhaupt niemalen einen Menschen an, wenn sie sonst nur satt zu fressen haben.

Zebra, oder der Kapsche gestreifte wilde Esel. Dieses letzte Thier, welches ich zu beschreiben mir vorgesetzt habe, ist unstreitig das schönste unter allen afrikanischen Thieren; und wenn es lebendig ist, so kann man die Augen nicht genug an seinem Anblick weiden; sobald er aber todt ist, ermattet der spiegelnde Glanz seiner Haare, und wird matt. Die langen Ohren, sein Maul, die niedrig liegenden Augen (die aber sehr lebhaft seyn) und der Schwanz, der nur am Ende einen Quast von langen Haaren hat, haben dieses Thier zu dem Geschlecht der Esel gezogen. Die Gestalt des Leibes, der gemeiniglich sehr wohl ausgestopft, fleischich und feist ist, die Schönheit der proportionirlichen Gebeine mit dem Körper, die Leichtigkeit seiner Füße, sein munteres Ansehen und

Herz-

Herzhaftigkeit, dies alles giebt ihm das Ansehen eines wohlgebildeten Pferdes, das zwar etwas klein, aber doch grösser als ein Esel ist. Von den Schultern über den ganzen Rücken, das Kreuz und über den Schwanz läuft ein schwarzer Streif, wird am Ende auf dem Schwanz schmal, und bleibt nur eines kleinen Fingers breit. Aus diesem Streifen kommen an beiden Seiten unzählige andre, dann ein weisser, dann ein schwarzer auch wohl dunkelbrauner Streifen abwechselnd, die gleich weit auseinander sehr genau abgesondert und so regelmäßig seyn, daß, wenn man das Thier von weiten siehet, es nicht anders scheinet, als ob es mit Gürteln, wovon der eine schwarz, der andre weiß ist, und die alle dem Bezirk seines Körpers folgen, umgürtet wäre. Jedoch haben diese Gürtel, da wo der Körper auf der Seite am dicksten ist, einige kleine Zwischenflecke, die gleichsam dasjenige ausfüllen, was die langen Gürtel daselbst übrig lassen. Bei dem Männlein sind die Streifen mehr gelbe als weiß, und darzwischen schwarz, aber immer mit einer lebhaften und spielenden — ich möchte sagen, spiegelnden Schattirung, auf einem kurzen festen und dichten Haar, dessen Glanz die Schönheit der Farben ungemein erhebet. Kolbens Abbildung dieses Thiers auf seiner IIIten Kupfertafel zu pag. 144. ist unter allen seinen Abzeichnungen die beste. Auf dem Halse hat es Mähnen, die 4. bis 5. Zoll hoch, aber auf dem Rücken, soweit sie über selbigen gehen, sind sie nur kurz. Die Haare der Mähne sind von derselben Farbe mit den Streifen, die sie durchlaufen. Der Kopf ist das

schön-



schönste. An selbigem laufen die Streifen der Länge nach immer schmaler nebeneinander bis auf das Maul. In den innern Theilen (die ich aber niemals gesehen habe) soll der Zebra vom Pferde oder Esel fast gar nicht unterschieden seyn. Nur schade, daß dieses Thier sich gar nicht zähmen und noch weniger reiten oder einspannen läßt. Ich habe drei davon lebendig auf der Kompagnie Marstall gesehen: das erste, welches zuweilen aus dem Stall auf den innern Platz geführet wurde, wüthete einsmalen so stark um sich, daß der Strang, woran es geführet wurde, brach; der Zebra entlief, und sprang in den auf dem Platz befindlichen Ziehbrunnen und verunglückte. Die zwei andern waren nicht so ungestüm wilde; sie gehörten dem Herrn Gouverneur Jan de la Fontaine, und er nahm sie im Monath Februar 1738. mit nach Holland; sie sind aber unter Wegs krepirt, und wie vermuthet worden, nicht ohne Gift. Von diesen beiden habe ich in Amsterdam im sogenannten blauen Jan ein ausgestopftes Fell gesehen, aber die Schönheit war mit abgestorben. So gehet es mit allen, sie mögen von selbst krepiren oder geschoßen werden; wie man an denenjenigen siehet, welche die teutschen Kürschner zuweilen vor ihre Gewölber hängen haben, und sie für Seepferde ausgeben. Niemals kann man einen Zebra fangen, als zur Brunstzeit; da sie sich zuweilen zu denen zahmen Eseln gesellen, mit welchen sie sich zugleich in denen Kraalen, worinnen die Esel über Nacht gesperret werden, eintreiben lassen. Da man auf diese Weise sowohl ein Männlein, als auch zuweilen, aber seltner

ein

ein Weiblein bekommt, so scheint es doch, daß dieses Geschlecht mehr zu den Eseln als Pferden gerechnet werden müsse.

Der engelländische Lord Clive hat ein Zebra-Weiblein vom Kap nach Engelland gebracht. Er ließ nach einiger Zeit einen Esel dazu in den Thier-Garten setzen; allein der Zebra ließ sich den Esel nicht nahe kommen. Lord Clive entschloß sich den Esel eben so mit Farben anmalen zu lassen wie die männlichen Zebras: hierdurch wurde das Weiblein betrogen, ließ sich von dem gemalten Esel bespringen, und es entstand ein Füllen daraus, das seiner Mutter ganz ähnlich war. Im Jahr 1740. begehrte der König von Candia auf Ceylon zwei dergleichen Zebras, und ließ den Kapschen Gouverneur Herrn Hendrich Schwellengrebel darum ansprechen. Sofort wurden demjenigen, der einen fangen und einbringen könnte, durch öffentlich angeschlagene Plakate 200. Stück Dukatonnen versprochen. Ob man aber des Königs Begehren ein Gnüge thun können, ist mir nicht wissend.

Was das unendlich weitläuftige Reich der Vögel anbetrift, damit kann ich mich nicht einlassen; theils weil ich es nicht verstehe, theils auch weil ich mich nicht verbündlich gemacht habe, die drei Reiche der Natur zu beschreiben. Von dem afrikanischen unedlen Adler, welcher daselbst Strundvogel genennt wird, will ich jedoch eine kleine Geschichte erzehlen, die mir selbst begegnet ist, und am Ende zu belachen war. Ich hatte observiret, daß sich in dem Garten eines nur von Sklaven-bewohnten Bauernplatzes alle

Abende



Abends 5. dergleichen Adler auf einen sehr hohen Eichenbaum sazten und übernachteten. Ein unweit diesem Platze wohnender Bauer war mein guter Freund, und da einstmalen davon gesprochen wurde, daß er gerne einen Flügel von einem solchen Adler haben möchte, um beim Reinemachen des Weitzens die darinnen gebliebenen ausgedroschenen Aehren davon abzufegen; nahm ich des folgenden Tags zur Zeit der Dämmerung meine Flinte, ladete sie bei Ermangelung eines starken Rehschrotes mit gehackten Bley, und sobald ich gewahr wurde, daß die Adler die Köpfe unter die Flügel gesteckt hatten und schliefen, schlich ich mich ganz sachte unter den Baum, und schoß einen davon herunter. Ich bemerkte bald, daß er noch lebte, glaubte aber doch ihn stark genug bleßirt zu haben: band ihm also die Beine zusammen, hing ihn auf meine Flinte über die Schulter, und schleppte ihn auf solche Weise mit fort. Er wurde mir ziemlich schwer, und war so groß, daß sein Kopf auf die Erde hing, und er machte den Hals krumm, um sich nicht den Kopf auf die Erde und an die Steine zu stoßen. Wäre es nicht nach Sonnen-Untergang, und er zu sehr betäubt gewesen, so hätte er mich heßlich in die Waden kneifen können. Ich überbrachte den Adler meinem Freunde glücklich, der eine große Freude darüber bezeigte. Inzwischen band er ihm die Beine loß, und weil er noch lebte, so sezte er ihn über Nacht in ein Zimmer auf einen Balken, in Meynung ihn des andern Morgens vollends zu schlachten. Allein des folgenden Tages früh öfnete eine Tochter meines Freundes unbedachtsamer

Weise

Weise die Fensterladen dieses Zimmers, welches so wenig als die andern Zimmer des Hauses Glasfenster hatte, und alsofort marschierte der Adler zum Fenster heraus, und der gute Mann, dem es heftig verdroß, hatte nichts weiter übrig als das Nachsehn, und weder dieser noch seine 4. Kameraden setzten sich nachher wieder auf vorgedachten Eichenbaum, welcher außerordentlich hoch gewachsen war; also mußte mehrgedachter Adler von dem gehackten Bley mehr seyn betäubt als bleßirt worden, und seine starke Federn mochten auch davon nicht durchdrungen seyn.

Der Strauß, Flamingos, Löffelgans, daselbst Pelikan genannt, der Peguin und andre mehr wären allerdings wohl werth bekannt gemacht zu werden. Sie sind aber von andern geschicktern Männern bereits hinlänglich beschrieben, und nachschreiben ist meine Sache nicht.

Mit Schlangen, Skorpionen, Eydechsen, Spinnen und dergleichen Ungezieffer habe ich mich niemals eingelassen, und noch weniger ihre Naturgeschichte studiret. Soviel kann ich auf Treu und Glauben versichern, daß es auf dem ganzen Vorgebirge keine amerikanische Klapperschlange giebt. Die größte Schlange, die ich daselbst gesehen habe, war schwefelgelbe, und etwan $4\frac{1}{2}$. bis 5. Fuß lang. Ich kam ihr unerwartet an einem kleinen Busch entgegen; sie richtete sich mit dem Vorderleib gegen mich auf, sperrte ihren Rachen auf und zischte mich an. Ich hätte füglich ein Gänse-Ey können hineinwerfen, so weit sperrte sie das Maul auf. Ich hatte zwar ein

Ge-

Gewehr mit, womit ich sie hätte tödten können, allein es war, weil ich einen Kranich belauren wollte, mit einer Kugel geladen, und weil ich erschrocken war und zitterte, getrauete ich mich nicht, sie zu treffen, und dann wäre es um mich geschehen gewesen. Von den sehr giftigen Cobra-Capellen habe ich keine gesehen, die über 3. Fuß lang gewesen wären. Ihr Rücken ist braun-grünlich mit kleinen länglichen Schuppen besetzt, und ich habe einen Hirschfänger zurückgelassen, dessen Scheide ich mit einem Felle von einer solchen Schlange die ich glücklicher Weise, mit einer Mistgabel getödtet hatte, überziehen lassen. Diese Schlange fand ich in einem Pferdestall unter der Krippe, in einem Zirkel zusammengezogen, aus dessen Mitte sie den Kopf in die Höhe reckte, und mich anzischte. Ich ergriff eine Mistgabel und spieste sie damit an: glücklicher Weise hatte ich sie mit einer Spitze der Mistgabel bald hintern Kopfe gut getroffen, sonst hätte ich, wie man mir hernach bedeutete, unglücklich seyn können. Unter allen übrigen Sorten der Schlangen siehet keine ekelhafter, widerwärtiger, giftiger und gefährlicher aus, als die bunte, welche Kolbe pag. 215. jedoch ohne Namen beschreibet, und todt überkommen hat. Ich habe sie lebendig, grösser und auch dicker gesehen, als er sie angiebt: sie hatte recht hellrothe, weisse und braune Flecke, die einen starken Abscheu erweckten. Man siehet sie nur wenn es recht warm ist, und der Südostwind wehet.

Es giebt allerdings mehr und mancherlei Sorten und besonders eine kleine etwan 15. Zoll lang, eines

Fingers dicke und schwarzbraune Schlange, deren Gift zwar nicht tödtlich aber darum gefährlich ist, weil sie sich gerne unter die Blätter des Garten- und anderer Gewächse auf dem Felde verbirget, und denjenigen der ihr mit den Händen zunahe kommt, sticht oder vielmehr beißt: denn die Schlangen überhaupt stechen nicht sondern beißen, und verspritzen dabei den Gift, den sie im Maule auf jeder Seite in kleinen weissen Bläsgen haben, in die Wunde. Ob aber eine Schlange die einmahl ihren Gift verspritzet hat, wiederum neuen Gift sammlen und wieder tödtlich werden könne? darüber wird noch gestritten. Baum-Schlangen giebt es ebenfalls, mir aber ist niemalen eine vorgekommen, und von dem Schlangensteine den einige Kolonisten wider den Biß der Schlangen gebrauchen, habe ich bereits im ersten Theile geredet.

Das

Das dreizehnte Kapitel.

Von dem Klima des Vorgebirges der guten Hofnung und denen daselbst herrschenden gewöhnlichen Krankheiten.

Unter allen Besitzungen welche die ostindische Kompagnie jenseit der Linie in Asia und Afrika hat, ist das Vorgebirge der guten Hofnung derjenige Pflanzort, der den Europäern in Rücksicht der Gesundheit am allerzuträglichsten ist. Die Lage der ganzen südlichen Spitze von Afrika, wenn man das ganze Land, so weit es von Holländern bewohnt ist, dazu rechnet, möchte sich vom 33° 55' bis etwan auf 28° südlicher Breite erstrecken, und das Klima auser dem hohen Gebirge ist sehr temperirt. Die Luft daselbst ist rein, und wird von denen Winden beständig so wohl gereiniget, als die übermäßige Hitze gemäßiget. Sonder Zweifel würde die Kap-Stadt der ungesundeste Ort auf dem ganzen Vorgebirge seyn, wenn der Südostwind daselbst nicht am mehresten herrschte und die aus der See aufsteigende Dünste vertriebe: denn die Stadt und das Kasteel liegen, wie schon gemeldet worden, zwischen dem Teufel- Tafel- und Löwen-Berge nicht allein wie in einem halben Zirkel eingeschlossen, sondern sie liegen auch recht gegen die nordliche Plaga oder Mittagsseite, so daß die Strahlen der Sonne in

 die

diesen halben Zirkel eingeschlossen und gleichsam concentrirt werden. Dies würde eine unerträgliche Hitze verursachen; wie man solches auch in den heissesten Sommertagen, wenn etwan einmahl der Südostwind gar nicht wehet, empfindet. Die Dünste, welche sodenn aus der davor liegenden Rhede oder Inhamm emporsteigen, und von der Sonne gleichsam in gedachten halben Zirkel den die Berge formiren, hinein gedrückt werden, nebst denen welche die Sonne aus den Bergen herauszieher, würden diesen Ort höchst ungesund machen. Allein die allerweiseste Vorsicht, hat vom Anfange der Schöpfung dem Südostwind gebothen, alle diese schädlichen Dünste zu zerstreuen, zu verjagen, die Luft zu reinigen, und den Ort zu einem der gesundesten Oerter in der südlichen Halbkugel zu machen. Wenn die Schiffe, nicht sowohl aus Ostindien retour, als wenn dergleichen aus Europa kommen, so siehet man nicht allein unter denen Kranken die in das Hospital gebracht werden, Personen die einer Leiche ähnlicher seyn als einem lebendigen Menschen; sondern auch die übrigen die noch gesund seyn sollen, sehen ärger aus als die Klosterjungfern die 50. Jahre in ihren Zellen eingesperrt gewesen. Allein diese letztern sind nach Verlauf von 8. oder 14. Tagen so frisch und gesund, daß sie ihre vormalige natürliche Gesichtsfarbe wieder angenommen haben, und man kaum glauben solte, daß es die nehmlichen Menschen wären. Die mehresten Kranken, welche vom Strande der Bay bis in das Hospital, durch vier Sklaven auf leichten Bettstellen müssen getragen werden,

ge-

gehen nach Verlauf von drei oder vier Wochen frisch und gesund wieder auf ihre Schiffe, und man siehet ihnen kaum an, daß sie krank gewesen seyn. Die gesunde Luft und die Speisen von frischen Fleisch und Gartengewächsen, haben sehr öfters zu ihrer Genesung mehr beigetragen, als der Medicus mit seinen Arzneyen. Sobald die Patienten nur so weit sind daß sie in die freye Luft gehen, sich bewegen oder spazierengehen können, so siehet man mit der größten Bewunderung wie ihre Gesundheit von Tag zu Tage zunimmt, und ihre bleiche Gesichtsfarbe verschwindet. Die eingebornen Afrikaner gleichen in diesem Falle denen pommerschen jungen Bauerkerlen, sie sind frisch, gesund, stark, und ihre Gesichtsfarbe ist lebhaft. Das Frauenzimmer insbesondre hat durchgehends ohne Ausnahme eine frische lebhafte Gesichtsfarbe, und blühen wie die Rosen. Diejenigen Europäer welche auf dem Vorgebirge verbleiben, sobald sie nur die dortige Luft, das Klima, die Lebensart und die Speisen etwas gewohnt seyn, auch die ersten Anfälle einiger kleinen Krankheiten, besonders der Persie, überstanden haben, dauren nachhero ungemein gut, und es geschiehet nur selten daß ein Matrose oder Soldat wegen Krankheit in das Hospital gebracht werden darf; woran sie doch mehrentheils selbst schuld seyn. Denn das dortige Schöpsenfleisch und die Gartengewächse sind ausnehmend wohlschmeckend, und die neuen Ankömmlinge die den Magen noch voll von Kruditäten der Schiffkost haben, sind so übermäßig begierig darnach, daß sie weder Maaß noch Ziel da-

 bei

bei halten; sondern solange als sie noch etwas von ihren Sachen zu Gelde machen können, so übermäßig, nicht essen — sondern fressen und den Magen so überladen, daß sie nothwendig erkranken müssen. Sobald sie sich nun so weit überladen haben, daß ihnen das grobe geschrotene Kommißbrodt nicht mehr zu Halse will, und die Speisen ohne Brodt verzehren, so ist es ein untrügliches Zeichen, daß sie nächster Tagen werden bettlägrig seyn, und zuweilen gar drüber ins Gras beissen müssen. Man findet auf dem ganzen Vorgebirge und in allen seinen Kolonien ziemlich alte Leute von 70 bis 80. Jahren, die bei der vollständigsten Gesundheit das Ansehen haben, ob sie kaum 50. Jahre überlebt hätten: Ja ich habe verschiedene Männer gesehen die in einem Alter zwischen 70. und 80. Jahren, ihre eigene kleine Kinder auf den Armen trugen und mit ihnen tändelten. Von epidemischen Krankheiten weis man daselbst fast gar nichts, und wenn auch zuweilen einer oder der andre Patiente im Hospitale mit dergleichen behaftet ist, so weis man doch kein Exempel, daß sich dergleichen außer den Mauren des Hospitals ausgebreitet hätten. Dennoch hat sich nach Herr Sparrmanns Bericht bei seiner Anwesenheit um das Jahr 1775, da nach einer langanhaltenden außerordentlichen Hitze, sich das Wetter fast in einem Augenblick verändert und mit einer ganz ungewöhnlichen Kälte verwechselt hat, eine epidemische Krankheit geäußert.

Wenn ich also zur vollständigen Geschichte dieses Landes auch etwas von den dortigen gewöhnli-

chen

chen Krankheiten erzehle, so werde ich doch nicht nöthig haben, den geneigten Leser mit einem unangenehmen Discours von ekelhaften Krankheiten zu unterhalten. Vielmehr wird dieses ganze Kapitel unter allen andern das kürzeste seyn, und mancher Valetudinarius sich wünschen an einem solchen Orte zu wohnen, wo Wasser und Luft zuverläßig diejenigen Elemente seyn, die zu Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit das meiste beitragen.

Die erste der daselbst herrschenden gemeinsten Krankheiten, welche besonders die Europäer bald nach ihrer Ankunft überfällt, ist die sogenannte Persie oder persianische Krankheit. Sie ist eine Art der rothen Ruhr; zwar nicht tödtlich aber sehr angreiffend und ermattend; kann aber auch gefährlich genug werden, wenn man nicht in Zeiten vorbeugt. Die neuankommenden Europäer welche in ihrem Vaterlande wenig oder gar keinen Wein getrunken haben, und nun bei mancherlei Gelegenheit auch ohne Geld und umsonst in Ueberfluß bekommen, lieben besonders den Kapschen jungen süßen Wein; und diesem möchte nebst der jählingen Veränderung des Klimatis, des Wassers und der Speisen, wohl die erste Ursache dieser Krankheit zuzuschreiben seyn. Ein rother herber und adstringirender Wein mit gerösteten Brodte und geriebenen Muscaten-Nuß, wird sehr dienlich dawider geachtet. Auch das bittre gelbe Fleisch der Granatäpfel, in welchen die süßen saftigen Körner sitzen, hilft dafür; allein ihres herben, bittern und anziehenden Geschmacks wegen, kann sich selten jemand zu ihrem Gebrauch bequemen.

 Außer

Außer diesen ist wohl die feine moscowitische Rhabarber das beste und sicherste Hülfsmittel. Ich war bereits über 5. Jahre auf dem Vorgebirge gewesen, als ich einen heftigen Anfall von dieser Krankheit bekam, der mich in wenig Tagen sehr hart angrif und häufiges Blut mitnahm. Die damalige Frau Lieutenant nachmalige Kapitänin Allemann schickte mir eine Bouteille veritablen Pontak, die sie selbst von einem engelländischen Kapitän zum Geschenke bekommen hatte, welche ich auf vorgedachte Weise mit geröstteten Brodte und Muscaten-Nuß verzehrte, und nach 24. Stunden von der Krankheit befreyet wurde. Coorts, nennen die holländischen Medici alle Arten der Krankheiten wobei sich ein innerliches schleichendes Fieber äußert. Dergleichen Krankheiten sind auf dem Vorgebirge sehr gemein, aber nicht sehr heftig und bei allen kleinen Anfällen von Unpäßlichkeiten, sprechen die Herren Medici, sobald sie den Patienten an den Puls gefühlt haben: de Coorts is open, oder zu teutsch: es zeiget sich ein Fieber. Das kalte Quotidian- Tertian- und Quartan-Fieber aber, ist daselbst ganz unbekannt.

Von hitzigen, Fleck- und faulartigen Fiebern wird außerm Hospital gar sehr selten, und von der Epilepsie niemalen etwas gehört. Die recht epidemische Kinderblattern stellen sich, nach Aussage der Hottentotten und nach der Erfahrung die man heutiges Tages davon hat, nur alle 40. oder 50. Jahre, ein. Seit Menschengedenken haben solche nur im Jahr 1713. und dann wieder Anno 1755. sehr stark graßieret, und besonders im erstgenannten Jahre

große

große Verwüstungen, sowohl unter den europäischen Abkömmlingen als unter den Sklaven und Hottentotten angerichtet. Diejenigen Blattern aber welche die mehresten Kinder in ihrem zarten Alter bekommen, sind keine würkliche sondern nur sogenannte Schaaf-Blattern, wobei die Kinder nicht darnieder liegen, sondern herumlaufen.

Podagra empfindet mancher der ein übermäßiger Liebhaber des Kapschen Weines, des ostindischen Arraks und der holländischen destillierten Brandtweine ist: außerdem ist es nicht an dem, daß es eine durchgängige Krankheit sey. Wie denn auch diejenigen welche nur zuweilen, des Abends zu viel Gläser gehoben haben, des Nachts eine Spannung oder Krämpfung in den Waden spüren, auch des folgenden Morgens mehr über Kopfschmerzen klagen als andre Leute, die sich einer ordentlichen Diät befleißigen; denn der mehreste Kapsche Wein, sonderlich der gemengte, hat den Fehler daß er sehr auf das Gehirn wirket. Oefterer als mit dem Podagra werden die Bewohner des platten Landes mit Gliederschmerzen oder der Gicht befallen; die aber vom Podagra, Chiragra und dem Malo ischidiaco ganz verschieden ist, und vielmehr von ihren schwer zu verdauenden Speisen des vielen gesalzenen, getrockneten und geräucherten Fleisches, sonderlich dessen vom groben Wildpret, Hirschen- Elend- und andern dergleichen Thieren herrühren mag, als vom Weine; weil doch diejenigen die tief ins Land und zwischen den Bergen wohnen, über den Ueberfluß des Weines nicht zu klagen haben. Dergleichen Patienten



bedienen sich sodenn des Bades auf Hottentotts-Holland, wovon im dritten Kapitel geredet worden, mit gutem Erfolg.

Für nächtlicher und feuchter Luft muß man sich, wie aller Orten, also auch besonders auf diesem Vorgebirge hüten, und auch bei den wärmsten Sommer-Tagen niemals bei offenen Fenstern und noch weniger sehr entblößt schlafen. Einige neue Ankömmlinge unter den Matrosen und Soldaten, denen die Landesart noch nicht bekannt ist, wollen sich zuweilen bei recht warmer Witterung eine Güte thun, und da sie um diese Jahreszeit in ihren Kasernen ohnedem von Wanzen und Flöhen sehr gequälet werden, so legen sie sich außerhalb den Kasernen, und schlafen unterm freyen Himmel. Wenn sie sich dabei völlig mit Kopf und Gesicht in einer Decke einhüllen, so hat es nichts zu bedeuten; lassen sie aber den Kopf bloß, und der Mond bescheint sie, so bekommen sie einen Kopf und Gesichte, die noch einmal so groß sind als gewöhnlich. Ich habe im ersten Theile gesagt, daß einige Soldaten und zum Theil auch Matrosen, um sich etwas zu verdienen, das Waschen für ihre Kameraden übernehmen, und mit dieser Arbeit an einen Bach unterm Tafelberg gehen, allwo jederzeit mehr als 100. Sklaven und Sklavinnen mit der Wäsche für ihre Herrschaften beschäftiget seyn. Diejenigen Neulinge nun, die der Sache unkündig seyn, pflegen bei dieser Arbeit ihr Hemde auszuziehen, und ebenfalls mit auszuwaschen, wobei sie also mit entblößtem Oberleibe in die Sonne stehen, und sich dabei ihrer Meynung nach recht wohl befinden; allein

des

des Abends, wenn sie wieder zu Hause kommen; und einige folgende Tage und Nächte siehet man an ihnen recht elend kranke Leute. Wenn ein solcher Mensch mehr als 100. Prügel auf seinen Buckel bekommen hätte, so würde es nach seiner Aussage nicht soviel Schmerzen verursachen, als er sich durch diese Entblößung zugezogen hat. Dergleichen Leute sind ganz kontract, können sich nicht rühren und wenden, und klagen mehr über ihre Schmerzen als der stärkste Podagrist: bis sich nach Verlauf von 6. oder 8. Tagen die ganze Haut von dem Rücken abschälet.

Im Monath Februar muß sich ein jeder für Schnupfen, Katharren und Flüßen auf der Brust wohl in Acht nehmen, und dieserwegen die freye Abendluft vermeiden, sich auch für aller Zugluft nach Möglichkeit hüten.

Ungeachtet das Frauenzimmer durchgehends ziemlich schlechte Zähne hat, so höret man sie doch nicht so öfters über Zahnschmerzen klagen, wie in Europa. Ihre schlechten Zähne rühren wahrscheinlicher Weise vom vielen Zuckerkand her, den sie beim Thee- und Koffee-Trinken in den Mund nehmen, und jedesmal so lange darinnen behalten, bis er sich ganz verzehret hat. Daß sie aber nicht sehr über Zahnschmerzen klagen, möchte wohl von der Luft herrühren, welche allezeit viel wärmer als in Europa ist, und nicht so kalt auf die Zähne fällt. Von Augen-Krankheiten, womit Kolbe befallen war, und die er zu seiner Entschuldigung gerne allgemein machen will, habe ich niemalen etwas vernommen. Nur der einzige würdige Direktor der Sekretarey

und

und nachherige Gouverneur Herr Tulbagh war gar öfters damit incommodirt: dieser exemplarisch lebender Herr aber bekam diesen Zufall gewiß nicht von übermäßigen Wein-Trinken, wie der Abt de la Caille den Kolbe damit beschuldiget.

Nun kann ich freylich nicht sagen, daß hierinnen alle dortige Krankheiten bestehen, und sonst keine nicht gefunden würden; denn der menschliche Körper ist so verschiedenen zufälligen Krankheiten unterworfen, denen die Herrn Medici zuweilen selbst keinen eigentlichen Namen zueignen: noch ihren Ursprung ergründen können. Allein die vorbenannten sind doch die gewöhnlichsten, und die kleinen Anfälle, die mehrentheils aus einem verdorbenen Magen oder aus einer Verkältung und anderer unachtsamen Verwahrlosung seiner selbst entstehen, sind doch nicht gewöhnlich und allgemein zu nennen; und da es mehrentheils sich selbst zugezogene Unpäßlichkeiten sind, so werden sie auch bald wieder durch einige Medicamente und Hausmittel gehoben. Wie denn vornehmlich die bösen Hälse, das Niederschießen des Zäpfleins und die geschwollene auch zuweilen schwärende sogenannte Mandeln mehrentheils von der Unachtsamkeit in einer kühlen Zugluft gesessen zu haben, ihren Ursprung hernehmen.

Venerische Krankheiten, vornehmlich Gonorrhea benigna und maligna hänget sehr öfters den Matrosen und Soldaten wie auch den Sklaven an, die sich ohne Unterscheid mit denen läderlichen Sklavinnen verunreinigen. Man giebt diesen Mätzen schuld, daß sie ein Kunststück besäßen, denenjenigen,

die

die ihnen nicht reichlich genug bezahlten, oder denen, mit welchen sie zuhalten und nicht genug von ihnen genossen, oder auch überdrüßig hätten, diese Krankheit währendem Coitu, obschon sie selbst nicht inficiret wären, dennoch anzuhängen. Für die Wahrheit aber kann ich nicht stehen. Von verschiedenen hingegen, die mit dieser Galanterie angesteckt gewesen, habe ich vernommen, daß sie sich selbst bloß mit einem Stück Fleisch oder Speck von einer Seekuh kuriret hätten, wenn sie solches gegessen, und das ausgekochte Fett davon getrunken. Außerdem, und wenn sie sich bei einem Hospital-Chirurgo müssen kuriren lassen, kostet es ihnen zwei Dukatonnen, die sie vor Erhaltung der Medicin baar erlegen müssen, dagegen aber auch, wenn der Patient bei dem Gebrauch der Medikamente sich ordentlich verhält, und Bachum und Venerem auf eine Zeitlang vermeidet, gar bald davon befreyet werden. Von den weiblichen Krankheiten wird sich das Frauenzimmer mit Mannspersonen und besonders mit unverheiratheten gewiß nicht besprechen: jedennoch giebt ihre jederzeit frische und lebhafte Gesichtsfarbe deutlich genug zu erkennen, daß sie von ihrer Reinigung nicht viel Incommodité zu leiden haben. Ich wüßte mich nicht zu erinnern ein einziges im Angesicht erbleichtes und noch weniger gelbliches Frauenzimmer gesehen zu haben, welches doch sonst ein sicheres Kennzeichen der Verstopfung oder des gänzlichen Mangels desselben zu seyn pfleget. Das Frauenzimmer daselbst trinkt bekanntermaßen viel Thee, und da der Theekeßel fast den ganzen Tag zur Hand steht, so haben sie jederzeit ein

ganz

ganz kleines zinnernes oder porzellänes Theetöpfchen, in der Größe eines Theetöpfchens, darneben stehen, worinnen etwas Saffran mit gekochten Wasser extrahiret ist; von diesem thun sie zuweilen einige Tropfen in eine Schale Thee, und trinken es; offeriren auch jedesmal sowohl Manns- als Frauenspersonen, die Belieben haben, eine angebothene Tasse Thee zu trinken, etwas von diesem Extract. Es kann seyn, daß dieses die Ordnung ihres Körpers unterhält. Soviel aber habe ich darneben wohl angemerkt, daß sie zuweilen, vermuthlich wenn sie einige Paßions empfinden, das Cardo benedictum, welches sie Kormandeyl nennen, statt des Thees trinken.

Was hingegen Kolbe von dem Fluore albo schreibet, daß solcher auf dem Vorgebirge unter dem Frauenzimmer häufig zu finden sey, mag wohl unter den unzüchtigen Sklavinnen seinen guten Grund haben; allein daß er bei dem weißen Frauenzimmer sehr im Schwange gehe, scheinet mir dahero sehr fabel- und zweifelhaft, weil er dabei schreibet, daß er solches von denen Barbierern vernommen habe. Es hat daselbst keine Barbiere, als die Untermeister im Hospital; die andern bürgerlichen sind nur Bartscheerer, und practiciren nicht Chirurgiam. Die Hospitals-Unter-Chirurgi sind jederzeit ganz junge Leute, die mehrentheis in Europa kaum aus der Lehre gekommen seyn, und sich, weil sie keine Conditiones bekommen können, auf den ostindischen Schiffen als Soldaten annehmen lassen. Dergleichen junge Leute werden sowohl in Afrika als in Ostindien in denen Ho-

Hospitälern nur als Amanuensis derer Medicorum und Chirurgorum employiret, die denen Kranken die Arzneyen reichen, Pflaster schmieren, die Bandage abnehmen und wieder anlegen, und dergleichen Verrichtungen mehr über sich nehmen müssen. Nun frage ich einen jeden vernünftigen Menschen, der mit Frauenzimmern conversiret hat, ob wohl ein einziges ehrbares Frauenzimmer sich einem solchen unerfahrnen freyledigen jungen Menschen anvertrauen und ihm ihre Heimlichkeiten entdecken werde? Der Fluor albus wird zwar nach Erkenntniß der Aerzte als eine Krankheit angesehen, die aus Verstopfung der Reinigung erfolgen, und also auch dem ehrbarsten Frauenzimmer begegnen kann. Er soll aber auch zuweilen venerisch, und beim weiblichen Geschlechte dasjenige seyn, was bei den Mannspersonen Gonorrhea genennt wird. Also hätte Kolbe wohl eben nicht nöthig gehabt seine Unerfahrenheit bloßzugeben, und dadurch das dortige ganze schöne Geschlecht wo nicht verdächtig, doch gewiß beschämt zu machen.

Ich habe kurz vorher gesagt, auch schon mehrmalen erwähnet, daß nicht allein das Kapsche Frauenzimmer, sondern auch die Mannspersonen viel Thee trinken. Bei dem weiblichen Geschlecht mag es zur Beförderung ihrer ordentlichen Reinigung, wo nicht vieles, doch etwas beitragen. Mancher möchte aber fragen, was nutzet aber das viele Theetrinken den Mannsleuten? Daher nehme ich mir die Erlaubniß bei dieser Gelegenheit etwas von dem Thee zu schreiben, welches, wie ich hoffe, wo nicht allen, doch manchem Leser nicht ganz unangenehm seyn möchte.

Der

Der Thee wächst bekannter maßen allein in China und Japan; denn derjenige, der vor einigen Jahren in Amerika entdeckt worden, kommt diesem noch lange nicht gleiche. Auf dem Vorgebirge der guten Hofnung wächst allerdings gar keiner, aber das hindert nicht, daß davon alljährlich in diesem Lande eine ganz unglaubliche Menge verkonsumiret werde. Die Europäer sowohl als die Afrikaner trinken ihn zu allen Stunden des Tages und zuweilen noch ziemlich spät in der Nacht. In der Stadt mag man nach 9. Uhr des Morgens in ein Haus kommen, wenn man will, so stehet der Theekeßel auf dem Tisch, und man wird mit einer Schaale Thee bedienet. In den Gegenden, wo kein Wein wächst, ist er das Labsal der Landleute und eine Erquickung für die Sklaven; daher auch viele Kolonisten, wo nicht täglich, doch sehr öfters ihren Sklaven ein wenig Thee von der ordinären Sorte mittheilen; und schwerlich wird eine Wirthin ihren Sklaven oder Sklavin mit der Wäsche nach den Waschplatz schicken, ohne eine Portion Thee nebst etwas Zuckerkand mitzugeben. Sie handeln sehr vernünftig dabei; denn wenn die Sklaven den ganzen Tag in der heißen Sonne stehen, sich mit dem Waschen eschoffiren und dabei Wasser trinken sollten, würden sie, weil sie in ihrem Vaterlande des Theetrinkens gewohnt gewesen, bald erkranken. Zur Aerntezeit giebt auch ein jeder vernünftiger Landwirth seinen Sklaven nach der Mittags-Mahlzeit etwas Thee; weil sie sich außerdem des Nachmittags in der Hitze des Durstes auf dem Felde nicht entledigen könnten.

Man

Man weis, daß dieses Getränke in Holland und in allen Seestädten bis zum Ueberfluß genoßen wird. Ein alter holländischer Medicus Bontekoe schreibt: man könne niemals zu viel Thee trinken. Der bekannte Arzt in Altona Herr Doktor Unzer hingegen scheinet eine rechte Aversion für den Thee zu haben, und sucht jedermann von dessen Gebrauch abzurathen. Herr Marperger scheinet auch kein Freund des Thees gewesen zu seyn, und sucht ihn in seinem Magazin der Kaufleute sub rubrica Thee ziemlich verächtlich zu machen; und um seinem Vorgeben einen Schein der Wahrheit zu geben, schreibt er, daß die Chinesen den Gebrauch und den Nutzen unserer Salwey weit beßer kennten als wir, dahero auch sehr gerne für ein Pfund unserer Sallwey-Blätter zwei Pfund Thee gäben, welches also ein klarer Beweis wäre, daß der Thee nicht viel werth sey. Wenn dieser Beweis gültig ist, so will ich ihn umkehren und fragen, ob, wenn ein Chinese etwan 3000. Meilen von China aus nach Europa kommen und Thee mitbringen solte, wir ihm nicht für ein Pfund guten Thee sehr gerne sechs Pfund Salwey geben würden? denn was in einem Lande überflüßig ist, wird daselbst nicht so hochgeschätzt, hingegen, was von entferhten Orten sehr weit hergebracht werden muß, desto theurer bezahlt werden muß.

Ich habe in Amsterdam mit einem geschickten Medico über den häufigen Gebrauch des Thees einen Diskours gehabt, dessen Resultat ich dem Geneigten Leser nicht vorenthalten kann. „In Holland „und in allen Seestädten (sagte dieser Medicus) wird



„und muß viel Thee getrunken werden. Denn wir
„genießen viele Seefische, Austern und Muscheln,
„wie auch viele eingesalzene, getrocknete, geräucherte
„und auf mancherlei Art einmarinirte Fische, des-
„gleichen viel eingesalzenes und geräuchertes Fleisch,
„Schinken und Zungen, und fast mehrentheils sol-
„che Speisen, die in dem Magen nur gar zu leicht
„liegen bleiben, in Fäulniß gerathen und Crudidäten
„zurücklassen, die nicht anders als durch vieles Trin-
„ken aus dem Magen geräumet und gleichsam fort-
„geschwemmet werden können. Unsere Biere sind
„mehrentheils zu schwer, der Moll von Nimwegen
„ist zu kühlende: und hier in Amsterdam ist das fri-
„sche Bier dick und ungesund, das alte Bier aber,
„welches im Martio und November gebrauen wird,
„ist hart und schwer zu verdauen. Was sollen wir
„nun trinken? gutes Trinkwasser haben wir nicht,
„und wer kann beständig Wasser saufen? wollten
„wir so viel Wein trinken, als hierzu nöthig seyn
„möchte, das würde übel ärger machen. Der gemei-
„ne Mann trinkt zwar viel Brandtwein, und glaubt
„seinen Magen damit zu stärken, aber er irret sich,
„und bei Ermangelung alles Thees würde er es nicht
„lange aushalten können. Bei allen diesen Um-
„ständen ist also uns Holländern und allen Bewoh-
„nern der Seestädte kein Getränke dienlicher als
„der Thee; und außer diesem würden sich in unserm
„Lande viele faulartige epidemische Fieber einfinden,
„deren Causa efficiens oder Materia peccans durch
„den Thee weggeräumet wird.

Das



Das vierzehnte Kapitel.

Von den Hottentotten, als den ursprünglichen Bewohnern und wahren Eigenthümern des ganzen Vorgebirges der guten Hofnung: insoweit diese von der Kap-Stadt ab, an die westliche Küste, gegen Nordwest und gegen Norden wohnen.

Von allen Reisebeschreibern die das Vorgebirge der guten Hofnung besucht und viel oder wenig davon geschrieben haben, werden die Hottentotten unter die wilden Völker gezählet. Nimmt man dieses in so weit an, daß sie keine Städte erbauen, in Hütten und in den entlegensten Feldern, zwischen den Bergen, in Thälern, in Wüsteneyen, an den Flüssen, in Büschen und Wäldern wohnen, von einem Orte zum andern ziehen, keine Oberherrschaft erkennen, keine andre Gesetze annehmen, als die sie sich selbst erwählet und durch lange Gewohnheit beobachtet haben, so haben diese Schriftsteller recht. Allein in Vergleichung mit andern africanischen wilden Nationen, Kaffern, Angolesen, Tertetanen, denen die um Guinea, Sierra de Leona und andern Orten an der westlichen Küste von Africa wohnen, die mit ihren Nachbarn in beständigem Krieg leben, und nicht allein ihre gefangnen Feinde sondern auch

ihre eigene Angehörige, ja ihre Kinder denen Euro-
päern in die Sklaverei verkaufen; so sind die Hot-
tentotten weit sittsamer, leutseliger, billiger, ehrli-
cher und getreuer, und ihre unordentliche Lebensart
wird doch gewissermaßen nach einer Ordnung geführt
die sie nicht überschreiten. Zwar nehme ich dieje-
nigen wilden Hottentotten davon aus, welche man
Boß-mannen oder Buschmänner nennt: denn diese
sind zum Rauben, Stehlen und Morden allerdings
sehr geneigt, wissen von gar keiner erwählten Ord-
nung, leben von einander ganz zerstreut in Klüften
und Felsen, rottiren sich nur alsdenn zusammen,
wenn sie die zahmen Hottentotten überfallen wollen,
und machen mit diesen einen völligen Kontrast.
Wolte man aber auch diese Buschmänner mit denen
amerikanischen Wilden vergleichen, die ihre gefan-
gene Feinde mit kaltem Blute auf die erbärmlichste
Weise mishandeln, martern, auf die allerschmerz-
hafteste Art die sie nur ersinnen können ums Leben
bringen, und nachhero verzehren; so würden auch
die Buschmänner gewißermaßen noch gesittet zu
nennen seyn. Diese Buschmänner leben zwischen
den höchsten Bergen in den einsamsten, unfrucht-
barsten Gegenden, in der größten Dürftigkeit, lei-
den öfters viele Tage lang den empfindlichsten Hun-
ger, und sind zuweilen genöthiget ihren Wanst mit
dem unnatürlichsten Gefräße anzufüllen, wobei sie
denn nicht ganz uneigentlich einem Skelet das mit
Leder überzogen ist, zu vergleichen wären. Der
Mangel des Viehes, welches sie gar nicht besitzen,
und öfters sogar der Mangel der eßbaren Wurzeln
und

und anderer selbstwachsenden Früchte, nöthiget sie zum Stehlen und bringt sie zur Verzweiflung ihr Leben zu wagen um ihren Magen zu füllen. Sie lassen daher nicht leicht eine Gelegenheit vorbeistreichen, wenn sie die zahmen Hottentotten belauern, überfallen und überwältigen können, um derselben Vieh zum Theil fortzutreiben und zu rauben. Ja, wenn der Hunger bei ihnen, zu einer dürren Jahrszeit da alle Wurzeln und Kräuter verdorret seyn, gar zu weit einreißt, so wagen sie es auch wohl die Hirten der tief ins Land einzeln und zerstreut wohnenden Viehbauern zu überfallen, und ihnen etwas Vieh abzunehmen. Allein dieses letztere geschiehet nur selten, und nur alsdenn wenn sie keinen andern Ausweg wissen ihren rechten Wolfshunger zu stillen. Das europäische Feuergewehr ist ihnen zu fürchterlich; und wenn auch eine ziemliche Anzahl von ihrem Geschlechte beisammen ist, so scheuen sie sich doch für einem Europäer oder Afrikaner, der mit einem Schießgewehr bewaffnet ist; und keiner von ihnen ist so patriotisch gesinnt, daß er sein Leben für die andern in Gefahr setzen will. Folglich, wenn nur die Viehhirten der entferntesten Bauern nicht schlafen und sich von ihnen nicht beschleichen lassen, sondern sobald sie dergleichen Diebsgäste von weiten erblicken, und sich eilfertig zu ihrem Brodherrn um solchen herbei zu rufen, begeben; dieser aber noch so viel Zeit gewinnt mit seinen Leuten und Gewehren herzu zu eilen, so pflegen sich jene gar bald auf die Flucht zu begeben und das geraubte Vieh in so weit zurück zu lassen, daß sie nur einiges davon tödten,

 und

und mit fortschleppen. Eben dieses Raubens und Stehlens wegen, sind auch die wilden Busch-Hottentotten denen zahmen Nationen so verhaßt, daß man sagen könnte, es herrsche eine angeborne Antipathie zwischen beiderlei Völkerschaften; und es ist würklich und wahrhaftig nicht an dem, was der Abt de la Caille erzehlet, daß die zahmen Hottentotten die bei den Kolonisten dienen, zuweilen mit den Buschmännern unter einer Decke stecken und ihnen zum stehlen behülflich wären. Der zahme Hottentotte ist viel zu ehrlich, zu furchtsam und zu getreu dazu; die Antipathie oder der eingewurzelte Haß aber zwischen beiden Völkerschaften viel zu heftig, und bei den zahmen Hottentotten ganz natürlich; denn wer wird sich gerne bestehlen oder von offenbaren Feinden berauben und allenfalls ermorden lassen? Dahero, und wenn die zahmen Hottentotten von denen wilden nur nicht unversehends beschlichen, und wie es mehrentheils geschieht zur Nachtszeit überfallen werden; so wehren sie sich verzweifelt, und verkaufen mit Hülfe ihrer vergifteten Assagayen und Pfeile, ihr Leben und ihr Vieh gar theuer: und wenn sie die wilden von weiten ausspähen, wahrnehmen und dabei nur so viel Zeit gewinnen, daß sie einen oder mehrere Kraale erreichen und ihre Gespannschaften zu Hülfe rufen können; so werden die wilden wenn sie solches wahrnehmen, entweder in Zeiten wieder zurück weichen: oder gegentheils so empfangen und belohnt, daß sie nicht bald wieder Muth bekommen und es wagen werden einen zweiten Angriff zu versuchen. Bei diesen Erzehlungen bin

ich es inzwischen nicht in Abrede, daß die zahmen Hottentotten zuweilen der angreifende Theil der wilden gewesen sey, und dieselben wenn sie vorher ihre Schlupfwinkel ausgeforschet, mit gesammter Hand überfallen, auch soviel als möglich maßacriret haben. Wie es denn auch schon einigemal geschehen ist, daß die Buschmänner, ungeachtet sie das europäische Feuergewehr sehr verabscheuen, die entfernten Kolonisten überfallen, ihre Wohnungen angezündet und sie mitsamt ihrem Vieh vertrieben, oder wohl gar einen und den andern ermordet haben. Die Erzehlungen aus fremden Landen sind nicht so pünktlich cum grano salis für allgemein anzunehmen, sie leiden Ausnahmen. Daß aber die Nationen und Familien der zahmen Hottentotten unter sich Krieg führen und ein Kraal oder Dorfschaft den andern, wegen eines entwandten Stück Viehes oder einer Zänkerei der Hirten wegen, überfallen und die Bewohner desselben ermorden, vertilgen und ausrotten solte, das ist nur eine Kolbensche Erzehlung, und bestehet nicht in der Wahrheit. Die Hottentotts-Dörfer sind so weit von einander entlegen, daß ihr Vieh nicht zusammen kommen und mit einander vermengt werden kann; seine Nachbarn aber zu überfallen und zu vertreiben, wird keinem einzigen Hottentotten beifallen; denn ob sie zwar kein geschriebenes noch durch die Ueberlieferung beigebrachtes Gesetz haben, so siehet man doch bei ihnen das Axioma unverbrüchlich beobachten: quod tibi non vis fieri etc.

und mit fortschleppen. Eben dieses Raubens und Stehlens wegen, sind auch die wilden Busch-Hottentotten denen zahmen Nationen so verhaßt, daß man sagen könnte, es herrsche eine angeborne Antipathie zwischen beiderlei Völkerschaften: und es ist würklich und wahrhaftig nicht an dem, was der Abt de la Caille erzehlet, daß die zahmen Hottentotten die bei den Kolonisten dienen, zuweilen mit den Buschmännern unter einer Decke stecken und ihnen zum stehlen behülflich wären. Der zahme Hottentotte ist viel zu ehrlich, zu furchtsam und zu getreu dazu; die Antipathie oder der eingewurzelte Haß aber zwischen beiden Völkerschaften viel zu heftig, und bei den zahmen Hottentotten ganz natürlich; denn wer wird sich gerne bestehlen oder von offenbaren Feinden berauben und allenfalls ermorden lassen? Dahero, und wenn die zahmen Hottentotten von denen wilden nur nicht unversehends beschlichen, und wie es mehrentheils geschieht zur Nachtszeit überfallen werden; so wehren sie sich verzweifelt, und verkaufen mit Hülfe ihrer vergifteten Assagayen und Pfeile, ihr Leben und ihr Vieh gar theuer: und wenn sie die wilden von weiten ausspähen, wahrnehmen und dabei nur so viel Zeit gewinnen, daß sie einen oder mehrere Kraale erreichen und ihre Gespannschaften zu Hülfe rufen können; so werden die wilden wenn sie solches wahrnehmen, entweder in Zeiten wieder zurück weichen: oder gegentheils so empfangen und belohnt, daß sie nicht bald wieder Muth bekommen und es wagen werden einen zweiten Angriff zu versuchen. Bei diesen Erzehlungen bin

ich



ich es inzwischen nicht in Abrede, daß die zahmen Hottentotten zuweilen der angreifende Theil der wilden gewesen sey, und dieselben wenn sie vorher ihre Schlupfwinkel ausgeforschet, mit gesammter Hand überfallen, auch soviel als möglich maßacriret haben. Wie es denn auch schon einigemal geschehen ist, daß die Buschmänner, ungeachtet sie das europäische Feuergewehr sehr verabscheuen, die entfernten Kolonisten überfallen, ihre Wohnungen angezündet und sie mitsamt ihrem Vieh vertrieben, oder wohl gar einen und den andern ermordet haben. Die Erzehlungen aus fremden Landen sind nicht so pünktlich cum grano salis für allgemein anzunehmen, sie leiden Ausnahmen. Daß aber die Nationen und Familien der zahmen Hottentotten unter sich Krieg führen und ein Kraal oder Dorfschaft den andern, wegen eines entwandten Stück Viehes oder einer Zänkerei der Hirten wegen, überfallen und die Bewohner desselben ermorden, vertilgen und ausrotten solte, das ist nur eine Kolbensche Erzehlung, und bestehet nicht in der Wahrheit. Die Hottentotts-Dörfer sind so weit von einander entlegen, daß ihr Vieh nicht zusammen kommen und mit einander vermengt werden kann; seine Nachbarn aber zu überfallen und zu vertreiben, wird keinem einzigen Hottentotten beifallen; denn ob sie zwar kein geschriebenes noch durch die Ueberlieferung beigebrachtes Gesetz haben, so siehet man doch bei ihnen das Axioma unverbrüchlich beobachten: quod tibi non vis fieri etc.

Alles was wir bishero von denen Hottentotten gewußt haben, ist aus des Kolbens Caput bonæ Spei genommen, und alle die von ihnen etwas geschrieben, haben es ihm nachgeschrieben; weil aber dieser Verfasser nicht so zuverläßig ist, daß man ihm sicher trauen möge; so kann es nicht anders als angenehm seyn, etwas Solides von ihnen zu erfahren, was sich in der That und in der Wahrheit also verhält.

Die Buschmänner sollen ehedem ebenfalls Vieh gehabt und sich davon genähret haben: Wie sie aber zur Zeit des Gouverneurs Bax einige Streifereyen auf die damals neu angekommene Kolonisten gewagt haben, so hat gedachter Gouverneur ihnen ein starkes Kommando von Soldaten und Bauern auf den Hals geschickt und sie überfallen lassen. Damalen haben sie noch nicht so zerstreut voneinander in den Gebirgen, sondern in der Gegend von Riebeeks Kasteel, wie die heutigen zahmen Hottentotten in Familien beisammen gewohnt. Noch unwissende, was das Feuergewehr der Europäer für Würkung thue, haben sie damals nicht so eilfertig die Flucht genommen, als sie in ähnlichen Fällen heutzutage gewohnt seyn. Auch mochten sie ihren übrigen Nachbarn keine Nachricht von ihren neuen Feinden gegeben haben, oder geben können; denn sie wurden vom gedachten Kommando gar bald aufgefunden, ihres Viehes beraubt, sie selbst aber getödtet oder zerstreuet. Eine große Anzahl Viehes ist damals zusammen getrieben, und von denen Buschmännern erbeutet worden. Sie aber sind seitdem

nicht

nicht wieder zu Kräften gekommen, sind auch anjetzo der dürftigen und armseligen Lebensart und der faulen Tage so gewohnt, daß, wenn sie auch kleine Heerden Vieh nach ihren Schlupfwinkeln treiben, sie doch viel zu träge seyn, solches zu hüten, zu weiden, beisammen zu halten und zu dessen Vermehrung eine ordentliche Viehzucht auf künftigen Nothfall zu halten; Vielmehr schlachten und schlagen sie so viel und solange davon todt, als noch ein Stück übrig ist, und lassen eher vieles davon umkommen oder von den wilden Thieren zerreissen und fressen, als daß sie sich die Mühe geben die mindeste Sorge dafür zu tragen. Doch dieses sey genug von dieser Nation gesagt; und da ich eigentlich von denen gesitteten oder zahmen Hottentotten zuverläßige Nachrichten zu liefern Vorhabens bin, so will ich von den Buschmännern nur überhaupt noch anmerken, daß sie im ganzen Gebirge ost- und nordlicher Seite des Vorgebirges zerstreuet leben, keinen beständigen Aufenthalt und keine Kraale haben, auch nicht einmal in kleinen Familien naher Blutsfreundschaft beisammen leben, sondern theils einzeln, theils in einiger Gesellschaft aus einer Gegend in die andre herumstreifen, sich in Klüften und zwischen den Felsen verbergen, und solange sie etwas zu ihrem Lebens-Unterhalt finden, in der größten Unthätigkeit und Faulheit leben; auch nicht einmal eher einen Angriff wagen, als bis sie nichts mehr zur Nahrung finden und vom Hunger ganz abgemergelt, gezwungen werden auf Beute auszugehen. Von Natur mögen sie wohl nicht wild und grausam seyn, aber

die Verfolgung von den Europäern, die sie wie Hunde todschießen, und der bittre Hunger wenn sie gar nichts zu leben haben, machen sie verwegen und verzweifelnd, so daß sie ihr Leben wagen und blutdürstig werden. Sie können aber auch gezähmet werden, wenn man sie gütlich zu dienen überredet und sie alsdenn gut verhält. Insbesondre sind diejenigen welche man in der Jugend bekommt, ganz wohl abzurichten und zu gebrauchen. Manche dienen bei den Kolonisten freiwillig und aus eigener Bewegung, zumalen wenn sie vorher mit ihnen einige Bekanntschaft bekommen und wahrgenommen haben, daß es ihnen bei den Kolonisten besser als in der Wildniß, allwo sie nichts als Hunger und Mangel erdulden müssen, ergehen werde. Daß aber die Kolonisten diejenigen die sie auffangen können zu Sklaven machen sollten, wie Herr Sparrmann erzehlet, kommt mir sehr zweifelhaft vor; denn überdem, daß solches wider die Befehle der ostindischen Kompagnie liefe, so würde es nichts fruchten, weil sie zu allen Zeiten Gelegenheit hätten davon zu laufen.

Der eigentliche allgemeine National-Karakter der Hottentotten ist dieser: Sorglos und unbekümmert, ob es um ihn gut oder übel stehet; unthätig und faul; furchtsam und scheu oder blöde; langsam und in zweifelhaften Dingen unschlüßig; unflätig in seiner Lebensart und säuisch im Essen; unwissend und auch nicht begierig etwas zu lernen; sie sind einfältig, dumm, und geben sich nicht die geringste Mühe ein mehrers zu begreifen, als was ihnen von

ihrer

ihrer Kindheit an in ihren Kraalen vor die Augen gekommen ist; dabei sind sie gefräßig, und haben von Natur einen Hang zum starken Getränke und Toback rauchen. Außerdem rührt sie nichts, und sie sind gegen alles andre so gleichgültig, daß sie sich, wenn man etwas vernünftig mit ihnen sprechen will, alsobald lieber auf den Bauch legen und schlafen, als anhören und beantworten wollen. Den Tod scheuen sie sehr, und das Sterben ist ihnen fürchterlich, und daher kommt es, daß sie in Gefahr, und wenn sie von Buschmännern oder wilden Thieren angegriffen werden, sich mehr verzweifelnd als herzhaft wehren, und ihr Leben theuer genug verkaufen. Gegen die Europäer aber sind sie sehr nachgebend, und leiden lieber alles, als daß sie sich in Thätigkeit mit ihnen einlassen sollten. Eben dieser Gemüths-Karakter ist es, der sie getreu und in ihren Handlungen redlich und aufrichtig macht; denn da sie nicht begehrlich sind, sondern sich mit dem, was sie besitzen, begnügen lassen, so kommt ihnen kein Gedanke des Stehlens und der Untreue bei. Es wäre ihnen viel zu mühsam, einer List, einem Betrug und einer Bosheit, die nur die geringste Ueberlegung bedarf, nachzusinnen; und daher kommt es, daß sie dasjenige, was ihnen gut däucht, und mit ihrer Gedenkungsart übereinkommt, kurz und gut eingehen, oder im Gegentheil verwoigern und rund abschlagen. In Ueberlegung nehmen sie nichts, denn dazu gehören Gedanken; und ihre größte Wollust bestehet in nichts gedenken. Entschließen sie sich aber ohne langes Bedenken zu etwas, so sind sie unwandelbar, und

den=

denken niemals nach oder zurück, ob sie besser gethan hätten, das Gegentheil zu wählen. Ob sie gleich keine Feinde des andern Geschlechts sind, so wird es doch von ihnen sehr geringe geschätzt, und man kann nicht sagen, daß sie üppig oder wollüstig wären; sie haben auch keine Ursache dazu. Ihre Gegenstände haben sie ohne Unterlaß, bald ganz entblößt, bald etwas mit Fellwerk behangen, vor Augen. Derselben Reize sind nicht einnehmende, und ihre Einflüsse (Fluctions) dringen nicht durch die Augen ins Herz, und wenn sich auch die Weiber nach ihrer Art schmücken und schminken, so ist doch der Hottentotte, wenn ihn sonst nicht die Natur treibt, ganz unempfindlich dagegen. Ihre Faulheit gehet so weit, daß, wenn ihre Weiber, denen die ganze Wirthschaft oblieget, nicht Wurzeln, Kräuter und Früchte genug zur Sättigung auffinden können, sie lieber den Hunger mit Schlafen und Tobackrauchen vertreiben, als sich selbst bemühen sollten, etwas davon einzusammlen. Von ihrer Einfalt und Dummheit will ich nur einige wenige doch allgemeine Beispiele anführen. Vors erste können sich alle Hottentotten insgesammt keine Vorstellung oder Begriff von der ostindischen Kompagnie machen; sondern glauben noch heutiges Tages, daß es ein alter Mann sey, der Jan Compagnie heiße, und daß alle diejenigen, die mit den holländischen Schiffen aus Europa kommen, seine Kinder wären. Daher sie auch für alle Europäer, besonders wenn sie es nöthig finden, sich für Söhne von Jan Compagnie zu erklären, eine Ehrfurcht bezeigen, und sich scheuen ihnen das geringste Leids zu

thun:

[illegible]; und ist es ganz falsch, wenn man erzehlet, daß Europäern von den zahmen Hottentotten (wohl aber von den Buschmännern) wäre übel begegnet worden. Ein einziger Kraal oder Familie hat sich zwar geweigert dem von uns im achten Kapitel beschriebenen Landzuge etwas Vieh zu überlassen, aber dies hat in ihrer Willkühr gestanden, und daraus ist keine Mißhandlung zu erzwingen. Vors andre glauben alle Hottentotten ohne Ausnahme, und sagen es frey heraus, daß die Bavianen ebenfalls Menschen wie sie wären; weil sie aber zur Arbeit zu faul wären, so wollten sie nicht reden lernen. Vors dritte, wenn man einem Hottentotten, der noch niemals einen Spiegel gesehen hat, solchen vorhält, so bezeigt er sich eben so wie die Affen, die, wenn sie ihr Ebenbild erblicken, solches hinter dem Spiegel zu finden vermeynen; bald in den Spiegel — also: bald aber auch hinter denselben sehen; und wenn man ihnen einen kleinen mit Pappe oder Pappier beklebten Spiegel in die Hände giebt, solchen sofort hinterwärts zerpflücken und Pappier und Quecksilber abkratzen, um ihr Bildniß, daß sie darinnen gesehen haben, aufzufinden. Eben dieses thun auch die Hottentotten mit dem ersten Spiegel, den man ihnen umsonst oder gegen andre Sachen giebt. Die Geringschätzigkeit ihres Viehes oder Elephanten-Zähne gegen Toback, Brandtwein oder andren Kleinigkeiten ist zu bekannt, als daß ich sie zum Beweis ihrer Einfalt und Dummheit anführen solte. Wolte man auch daraus, daß sie zuweilen einen Elephanten mittelst ihren Kroßen betäuben, (malkop-maken) und

dabei

dabei tödten? oder wie zu manchen Zeit geschieht, eine Seekuh in einer bedeckten Grube fangen? Ich will einigen Verstand, Ueberlegung oder listigen Witz zuschreiben; so ist dieses doch nur eine mechanische Behandlung, die sie von ihren Aeltern und Großeltern gesehen und gelernet haben. Sie selbst sind nicht im Stande auf etwas zu raffiniren; und alle ihre Habseligkeiten, die sie selbst verfertigen, sind so ungeschickt und plump, daß nichts gröbers kann erdacht werden. — Mühsam genug sind ihre Elfenbeine Armringe zwar ausgearbeitet, aber man weis auch noch nicht zuverläßig, ob sie solche selbst verfertigen oder von andern Nationen bekommen. Nur das einzige ist zu bewundern, daß Herr Sparrmann von einigen Hottentotten, wie wir bald hören werden, einen geflochtenen Korb mit Milch bekommen hat, der wasserdicht gewesen ist.

Wir wollen aber für dieses mal eine andre Frage vor uns nehmen, welche schwerer zu untersuchen, zu beantworten und zu entscheiden seyn wird, als alles andre, was von denen Hottentotten bishero erzählet, sehr unzuverläßig geschrieben und sehr zweifelhaft gelassen worden. Sie ist diese:

„Was haben die Hottentotten vor einen Ur„sprung? von welcher Völkerschaft stammen „sie ab? und wie sind sie bis an die äußerste „südliche Spitze von Afrika gekommen?

Hier stehen gewiß, wenn ich so reden darf, die Ochsen am Berge. Noch zur Zeit hat man nichts als ungereimtes Zeug auf diese Fragen geantwortet,

und



und vielleicht werde ich selbst noch etwas dergleichen hinzufügen.

Einmal ist es ungezweifelt gewiß, daß die zahmen sowohl als die wilden Hottentotten mit allen andern Menschen von einem Stamm-Vater und Mutter herkommen. Dieses vorausgesetzt, so ist es unbegreiflich und unmöglich abzusehen, wie diese Nation aus Asien, wo sich doch sonder allen Zweifel die ersten Menschen nach der allgemeinen Sündfluth aufgehalten haben, nach Afrika und bis an die äusserste südliche Spitze desselben gekommen sey. Die entsetzlichen Wüsteneyen, die ungeheuren Ketten von Bergen und die grossen Flüße, die sich in und zwischen diesen beiden Welttheilen befinden, versagen fast die Möglichkeit eine Emigration nach einer so entfernten Gegend zu glauben. Wolte man auch sagen, die Wanderschaft dieser Völkerschaft sey nur nach und nach durch viele Jahrhunderte von einer Gegend zur andern und von einer Nation zur andern geschehen, so ist doch die Verschiedenheit der asiatischen und afrikanischen Völkerschaften zu sichtbar, und die immer darzwischen liegende Wüsteneyen zu groß und weitläuftig, daß man auch dieses nicht begreifen kann, sondern eher vermuthen solte, die Menschen hätten in denen Wildnißen der heissen Zone verschmachten, verhungern und umkommen müssen. Inzwischen ist es doch einmal unbezweifelt gewiß, daß sie einen Stamm-Vater gehabt haben; allein sie mögen nun abstammen, von welcher Nation sie wollen, so solte man doch glauben, sie müßten, wo nicht vieles, dennoch etwas weniges, durch die Tradition

dition oder durch Sitten und Gewohnheiten von ihren Vor-Aeltern beibehalten haben, woraus man auch nur eine ganz entfernte Vergleichung mit einer andern ehemaligen Völkerschaft muthmaßen könnte. Allein es ist vergeblich dergleichen bei ihnen auszuspüren. Daß die Hottentotten keine Kaffers, nehmlich National-Kaffers seyn, hat der gelehrte Herr Ludolf in seinem Commentario ad Histor. æthiop. hinlänglich erwiesen und dargethan, daß das Wort Cafar aus der chaldäischen Sprache genommen sey, in welcher Cafar ein Verläugner bedeutet: daher auch die jüdischen Rabbinen denjenigen, der Gott verläugnet, oder von ihrer Religion abtrünnig geworden, Cofar nennen. Die Araber eigentlich sollen der ganzen östlichen Seite von Afrika daher den Namen gegeben haben, weil sie von solchen Leuten bewohnt wird, die den wahren Gott nicht erkennen, und die sie Cofers oder Caffers nennen. ibid. loc. c. Was Mr. Jacob Sadeur in seinem Tractat, Nouveaux Voyage de la Terre australe, von Vermischung eines Kaffers mit einer zahmen Tygerin erzehlet, ist nicht allein zu albern, sondern auch zu zweifelhaft, ob es Sadeur auf die afrikanischen Kaffers des Vorgebirges verstanden haben will. Wenn aber auch einige Gelehrte diejenigen Nationen vorschlagen oder gar bestimmen wollen, von denen die Hottentotten abstammeten, als von denen afrikanischen karthaginensischen Völkerschaften, oder von den Troglodyten, oder gar von den Juden, so können doch blos nur einige Gewohnheiten, die sie mit jenen gemein haben, nichts erweisen;

denn



denn diese können sich zufälliger Weise bei ihnen eingeschlichen haben. Kolbe giebt sich viel Mühe zu erweisen, daß die Hottentotten mit den Juden in vielen Stücken übereinkommen; aber es stimmt nicht überein. Ich will seine Gründe und meine Meinung darneben kürzlich hersetzen.

1. Weil sie (die Hottentotten) viel opfern.

Die Hottentotten opfern niemalen einer Gottheit zu ehren; sie wollen nur anders machen, das ist, sie schlachten ein Vieh um mit dem frischen Fette als mit einer Arznei einen Patienten zu kuriren. Das Fleisch, Eingeweide und Haut wird von der ganzen Dorfschaft als eine gemeine Speise verzehret, nichts davon aber durch das Feuer den Göttern zugeeignet.

2. Weil sie nach dem Neu- und Vollmond ihre Zeiten und sonderlich ihre Feste richten.

Die Jahres-Zeiten nach dem Mondes-Wechsel zu rechnen, thun alle indianische Völker. Die Hottentotten aber haben keine nach dem Mondes-Wechsel ausgerechnete und bestimmte, sondern ganz und gar keine Feste. Ihr Tanzen bei- und um den Vollmond ist keine festliche Handlung die sie thun müßten, sondern nur eine Lust-

barkeit die sie mit vielen Völkerschaften gemein haben, und die sie unterlassen wenn eine trübe oder regnichte Witterung ist.

3. Weil sie zu gewissen Zeiten ihre Weiber nicht dürfen berühren.

Zu diesen Zeiten berühret keine männliche Nation ihre Weiber.

4. Weil sie bei dessen Nicht-Beobachtung, wenn sie ertappt werden, wieder opfern müssen.

Nicht opfern, sondern dem Kraal ein Stück Vieh zum besten geben müssen, wie bei denen Hochzeiten und wenn ihnen ein Kind sonderlich ein Sohn geboren wird. Es scheint mir dieses eben so, wie es an vielen Orten gebräuchlich ist, wenn der Mann den folgenden Morgen, nachdem die Frau nach den Sechswochen zur Kirchen gegangen ist, die gelbe Suppe geben muß. In denen warmen Bädern wird es auch so gehalten; daß wenn ein Mann seine Frau daselbst als eine Bade-Gästin besucht, diese ebenfalls eine gelbe Suppe, Chocolade oder dergleichen spendiren muß.

5. Weil sie wie jene vielmals ungesäuret

O! Sancta Simplicitas! Die Hottentotten haben kein

Brod



Brod und ungesalzene Speisen, also diese niemals etwas von Salz genießen mögen, wofern sie nicht unter den Christen seyn.

Brod, und von Kindheit an werden sie zu keinem Salze gewöhnt, weil die allermehresten Hottentotten in solchen Gegenden wohnen, wo kein Salz zu bekommen ist. Wenn sie aber zu den Kolonisten kommen, so schmeckt ihnen das gesäurete Brod und die mit Salz gewürzten Speisen vortreflich, und sie mögen sie auch essen. Ist nun das wohl eine gesetzmässige Enthaltung, wenn ich entbehren muß was ich nicht habe?

6. Weil sie auf gewisse Weise eine Art der Beschneidung erdulden müssen.

Das Ausschneiden eines Testiculs und eine Beschneidung der Vorhaut, sind sehr weit von einander unterschieden; und alle Hottentotts-Nationen haben, wenigstens heutzutage, das Ausschneiden des Testiculs oder das Mannmachen, nicht mehr im Gebrauch, und wird nur noch bei den großen Namacquas gefunden.

7. Weil sie nichts ersticktes essen.

Unter dem erstickten rechnen die Juden alles was eines natürlichen Todes gestorben, und sein Blut in ihm geblie-



ben ist. Wenn bei den Hottentotten ein Stück Vieh umfällt, wird es verzehrt.

8. Weil sie keine Fische ohne Schuppen essen.

Dieß (wenn es wahr, mir aber nicht bekannt ist) muß aus einem natürlichen Abscheu herrühren.

9. Weil sie ihre Weiber niemalen in ihren politischen Versammlungen lassen.

Weil sie unter allen wilden Nationen ihre Weiber am allerwenigsten achten; und ich erinnre mich nicht in einer einzigen Reisebeschreibung gelesen zu haben, daß von andern Nationen die Weiber zu dergleichen Versammlungen gezogen worden.

10. Weil sie Scheide-Briefe ihren Weibern geben können.

Verstehe eigentlich, sich von ihr absondern oder nicht mehr mit ihr zuhalten können. Dieß thun alle wilde Nationen; sie nehmen Weiber an und verstoßen sie wieder wenn sie Ursache dazu zu haben glauben. Sie werden nicht eidlich zusammen getrauet, und da der Frauen Vater das Recht, (nach Kolbens eigenen Bericht) die Tochter wieder zurück zu nehmen, sich vorbehält, so kann sie auch der Mann wieder von sich lassen.

Mir

Mir wenigstens kommen die angezogenen Gründe so vor, als wenn sie mit den Haaren herzugeholt würden. Wir Teütschen haben noch gar vieles mit den Juden gemein: wir halten die Sabbath-Feier, wir haben die Zehen Gebothe, wir behalten noch vieles bei was Moses in Heiraths- und Polizei-Sachen vorgeschrieben hat; mit einem Worte: wir haben noch das alte jüdische Testament, Mosen und die Propheten; welchem vernünftigen Menschen aber wird es wohl beifallen, daß wir dieserwegen von den Juden abstammten? Die jüdische Nation ist in allen Weltgegenden zerstreut, und hat sich seitdem in unendlich viele Generationes vertheilt, aber noch keine einzige davon ist bekannt, die das Gesetz Mosis verlassen oder vergessen habe. Und gesetzt dergleichen Abkömmlinge von Juden, die in den entferntesten Gegenden ohne Rabbinen und ohne ein geschriebenes Gesetzbuch bei sich zu haben, leben, und dahero durch die Länge der Zeit das Mosaische Gesetz vergessen hätten, werden doch nimmermehr, die Feier des Sabbaths, die Beschneidung und die Vermeidung des Blutes vergessen. Ueberdem so ist das Mosaische ceremonialische Gesetz bei allen Juden in verschiedenen Stücken so tief ins Herz gedrungen, daß man nicht unfüglich sagen könnte, es sey ihnen zur Natur geworden. Man erwäge dabei nur dieß Einzige, wie das Mosaische Gesetz auf nichts mehr dringet als auf die Reinigkeit, so daß auch die Juden nicht das mindeste was nach diesem Gesetz in ihren Augen unrein geachtet wird, anrühren dürfen; oder, wenn dieses allenfalls aus Noth gedrungen,

geschehen müssen, sie sich wieder wäschen, reinigen und selbst auf eine bestimmte Zeit unrein bleiben müssen; so ist wohl zwischen Tag und Nacht kein grösserer Unterschied, als zwischen der Reinlichkeit der Juden des alten Testaments und der Unfläthigkeit der Hottentotten, welche wie die Roßkäfer in dem Mist, in einem beständigen Unflathe leben, und in dem Beschmieren, erst mit Kühmist und nachher mit Fett, Ruß und rother Erde, ihre gröste Zierde suchen. Alles was würklich an sich selbst unrein ist, nicht allein anrühren, sondern auch mit den Händen bearbeiten, und sogar das krepirte auch zuweilen bereits in die Verwesung getretene Vieh fressen. Ich will mir nicht erst die Mühe geben Kolbens Vergleichung der Hottentotten mit den Troglodyten zu zergliedern; denn diese ist natürlich eben so zusammen gestoppelt, wie in Swifts Mährchen von der Tonne, die drei Söhne das Wort Achselband aus ihres Vaters Testament zusammen setzten. Man kann dessen eigene Worte pag. 352. selbst nachlesen.

Eben so wenig wie aus ihren gottesdienstlichen Handlungen, kann man aus ihren National-Gewohnheiten, mit andern Völkerschaften eine Uebereinkunft und Vergleichung der Sitten schlüßen. Die Hottentotten sind in allen Stücken ganz Original; man könnte daher muthmaßen, daß sie sich alsobald nach der Babylonischen Sprachen-Verwirrung von allen andern Menschen separiret hätten: denn außerdem wäre wohl das sicherste Mittel ihren ersten Ursprung zu entdecken, wenn man ihre Sprache mit den Sprachen anderer Völkerschaften zusammen-

menhielte und untersuchte, ob man einige beibehaltene Stammwörter aus einer Grundsprache auffinden könnte. Allein auch dieses Mittel fällt ganz und gar weg. Dapper pag. 625. in Afrika, schreibt davon also und ziemlich natürlich: „Die hottentot„tische Sprache ist den Europäern verdrüßlich zu „hören, zu lernen unmöglich, und den Holländern „zur fernern Fortsetzung des Handels und Ausspü„rung der Länder, sehr hinderlich. Denn sie klat„schen bei einem jeden Worte mit ihrem Munde, „eben als wenn man mit dem Daumen ein Knüpchen „schlüge; dergestalt, daß ihr Mund fast als eine „Klapper oder Klatsche gehet, indem sie mit der „Zunge überlaut klatschen und jedes Wort beinahe „ein Klatsch ist.“ Georg Andr. Hollsteiner und Mercklin vergleichen der Hottentotten Sprache mit dem Klandern der Calecutischen oder indianischen Hühner, aber sehr unnatürlich. Die Königlichen Dänischen Mißionarii, Herr Johann Georg Böving und der Herr Probst Barth. Ziegenbalg, schreiben zwar weit gelinder von dieser Sprache; allein, so leicht sie sich auch die Erlernung derselben vorstellten, so schwer möchte sie ihnen ebenwohl zu sprechen fallen. Wer von denen afrikanischen Eingebornen nicht von Jugend auf mit den Hottentotten umgegangen und gleichsam unter ihnen erzogen ist, der lernt zwar wohl ihre Sprache verstehen, aber nicht sprechen; denn es gehöret eine jugendliche Gewohnheit und eine exacte Fertigkeit der Zunge darzu, das Schmatzen so ofte und zuweilen in einem Worte zweimal zu wiederholen; wie ich in gegen-

wärtigem Kapitel besser unten mit mehrern zeigen werde.

So vielmal ich die Hottentotten in ihrer Heimath, in ihren Kraalen und Dorfschaften beisammen gesehen, oder auch nachhero in meiner Abwesenheit ihre Lebensart überdacht habe, so sind mir gar besondre Gedanken darüber eingekommen, die ich, wiewohl sie auf nichts Zuverläßiges gegründet seyn, dennoch zu allen denen ungereimten Meinungen, die man von ihrem Ursprunge erdichtet hat, ungescheuet hinzufügen will, weil dieselben zwar nicht ganz wahrscheinlich, aber doch möglich seyn könnten, auch ich dabei weder etwas wagen noch verlieren kann, als was jene dabei gewagt und verloren haben, die ihre Muthmaßungen mit nichts erwiesen oder nur beschöniget haben. Der bekannte Herr von Justi schreibt in einer seiner kleinen Schriften von den Kindern: daß, wenn sie miteinander spielten und etwan eine Hochzeit oder Visiten-Gesellschaft entweder unter sich selbst oder mit ihren Docken vorstellten, sie bei dergleichen Spielen ganz ernsthafte Gedanken hegten, und sich einbildeten als ob sie würkliche dergleichen Geschäfte trieben und ausübten. Wenn man ferner, besonders auf dem Lande, der ärmsten Einwohner ihre kleinen Kinder herumlaufen und mit Koth und Drecke spielen und sich damit besudeln siehet, so wird man gewahr daß sie gleichfalls ganz ernsthaft dabei thun, und sich bezeigen als ob sie ihr vorhabendes Geschäfte so und nicht anders treiben müßten: ja sie scheuen sich nicht in Gegenwart erwachsener Zuschauer, aus ihrem eigenen

genen Miste und Sande mit ihren kleinen Händen eine Masse zusammen zu würken und zu drücken, die sie sich in ihrer Einbildung als Kuchen und Fladen vorstellen. Weiter will ich mich nicht in dergleichen kindische Unternehmungen einlassen, und ekelhafte Sachen anführen. Genug kleine Kinder machen es so.

Die Hottentotten sind Menschen deren ganze Lebensart ein Beweis ist, daß sie gar keine Erziehung gehabt — und auch in der That und würklich, nicht gehabt haben. Sie sind, wie man zu sprechen pflegt, in ihrem eigenen Sode aufgewachsen. Ihr Nachdenken gehet nicht weiter als auf das was sie ohne Anweisung und ohne Unterricht von andern ihresgleichen gesehen haben, oder ihnen selbst von ungefähr ohne Ursache und ohne Absicht zu thun und thun zu wollen einfällt. Von der zartesten Kindheit an gewohnt, sich wie andre Kinder im Koth, Sand und allen Unflath herum zu sielen, bleiben sie bey dieser Gewohnheit, beschmieren den ganzen Leib mit Kühmist, lassen ihn in der Sonne trocken werden, reiben ihn wieder ab und beschmieren statt dessen den Leib mit Fett, welches zuweilen noch übler riecht als der Mist. Einbildung, Gewohnheit, Vorurtheil und wohl gar Aberglauben, haben sie verleitet, dasjenige für schön zu halten, was vernünftigere Menschen, ja sogar andre wilde Nationen verabscheuen. Sie beschmieren sich mit Fett über den ganzen Leib, und besonders ihr kurzes wollartiges Haar so fett, daß es wie eingetheert in- und aufeinander klebt. Eine dem gemeinen Manne in Teutsch-

 land

land angenehme Person, ein teutscher Hanswurst oder Fastnachtsnarr, verstellt sein Gesicht, malt es halb schwarz, und wird vom gemeinen Mann und den Kindern mit Beifall belacht. Die Hottentotten und besonders das weibliche Geschlecht thun eben das; sie bemalen ihre Gesichter mit schwarzen Ruß, den sie mit den Händen von ihren Töpfen und in ihr Gesicht streichen. Sie thun es aber nicht um von ihres Gleichen verlacht zu werden, sondern um sich nach ihrer Meinung zu putzen, zu schminken und von andern bewundert und gelobt zu werden. Ungezogene Kinder machen sich ein Vergnügen daraus wenn sie kleine Thiere, Vögel, Frösche, Mäuse und dergleichen, auf das jämmerlichste martern und so nach und nach tödten können, ohne zu bedenken, daß dergleichen kleine Geschöpfe an ihren Körpern eben so viel Schmerzen empfinden und leiden, als die Kinder selbst empfinden und leiden würden, wenn sie auf eben die Art geängstiget würden; Welches aber von Aeltern nicht solte gestattet werden. Die Hottentotten thun eben das nehmliche am großen Vieh. Wenn sie einen Ochsen oder ein Schaaf schlachten, binden sie ihm die vier Füße an vier in die Erde geschlagene Pflöcke fest, schneiden des Thiers Bauch, bei lebendigen Leibe auf; nehmen einen Theil des Eingeweides nach dem andern und auch das im Leibe des Thieres zusammenlaufende Blut mit ihren Händen heraus, und martern das Thier auf solche erbarmenswürdige Weise nur ganz langsam und bei einer halben Stunde lang zutode: Von welcher mehr als schindermäßigen Behandlung

Kolbe



Kolbe dennoch schreibet: daß sie das Schlächter-Handwerk gut verstünden. Den Geneigten Leser mit dergleichen elenden Erzehlungen nicht länger aufzuhalten, will ich nichts weiter davon erwähnen, sondern meine eigene Gedanken vom Ursprunge der Hottentotten nur muthmaßlich-wahrscheinlich, doch aber als möglich eröffnen. Solte es also nicht möglich seyn (frage ich) daß vor vielen hundert ja vieleicht schon vor einigen tausend Jahren, einige erwachsene Personen beiderlei Geschlechts, entweder durch Schiffbruch oder bei anderer Gelegenheit, auf diese, damahlen noch unbewohnte äusserste Spitze von Afrika gekommen wären, und daselbst Kinder gezeuget hätten? Man weis, daß nicht allein die Carthaginenser, sondern auch die Phönicier, die zu Tyrus und Sidon und mehr andre Völker, ja Salomo selbst und der König Hiram, schon vor mehr als zwei- bis dreitausend Jahren, Schiffe gehabt und das Meer befahren haben. Dergleichen Schiffe blieben zwar damals nur immer an- und um die Küsten des festen Landes und der Inseln. Allein wie leicht konnte es geschehen, und es geschah würklich, daß ein solches Schiff durch Sturm in die offenbare See geschlagen wurde, und dann war es ein Glück, wenn man sich wieder zurecht finden konnte. Es wäre also gar keine Unmöglichkeit, daß ein dergleichen verschlagenes Schiff, nach langen Herumtreiben in die See, und nachdem fast alles Volk darauf verstorben wäre, endlich auf die Küste des südlichen Theils von Afrika geworfen worden und einige wenige annoch lebende Personen das Land erreicht hätten.

An-

Anmerkung. Eine ganz dunkle Tradition der Hottentotten, daß ihre ersten Stamm-Aeltern durch ein Fenster dahin gekommen wären, könnte dahin gedeutet werden, daß sie durch eine Seiten-Oeffnung oder Lücke des Schiffes auf das Land gestiegen wären.

d. Verf.

Diese Möglichkeit, welche nichts widersprechendes an sich hat, vorausgesetzt; so wäre es gleichfalls ganz natürlich möglich, daß diese gerettete Personen einige Kinder gezeugt hätten, und nach einigen Jahren, wenn die erzeugten Kinder schon etwas, aber NB. noch nicht vollkommen reden können, gestorben, die Kinder aber am Leben geblieben wären. Man wende ja nicht dawider ein, daß die Kinder alsdenn hätten umkommen und verhungern müssen. Ohne mich hierinnen (wie ich doch mit Grunde der Wahrheit thun könnte) hinter der Allmacht und Vorsehung Gottes zu verbergen, als der es gefällig gewesen wäre, ein Paar oder mehrere dergleichen Kinder, wie den Ismael in der Wüsten zu erhalten, und zu ein grosses Volk zu machen: so erinnere ich mich in meinem Leben zweimal in unsern öffentlichen Blättern gelesen zu haben, daß man in den dichtesten und dicksten Wäldern (das leztere mal vor etwan 30. Jahren war es in Ungarn) Kinder von ungefähr 10. oder 12. Jahren alt gefunden habe, die noch nicht reden können, und entweder als neugeborne Kinder dahin gelegt worden, oder sonst Gott weis! auf was für Art dahin gekommen waren, und sich von Wurzeln und Kräutern, Eicheln und andern wilden

Früch-

Früchten ernähret hatten. Diese Kinder hatten sich ihrer Blöße und Kindheit ungeachtet dennoch daselbst erhalten, und man mußte sie erst nach und nach gewöhnen die ihnen ungewöhnlichen Fleisch- und andre gekochten Speisen zu genießen, und sie darneben reden lernen. Da sie, bevor sie in besagte Wälder gekommen waren, noch nicht haben reden können, so konnten sie auch nicht denken: denn die menschlichen Gedanken bestehen in Wörtern, die wir mit uns selbst sprechen. Folglich da diese Kinder nicht denken konnten, so hatten sie sich auch keine Vorstellungen und Begriffe beibringen und in das Gedächtniß faßen können. Nachdem sie aber reden gelernt hatten und sprechen konnten, so haben sie sich keines Dinges erinnert und noch weniger erzehlen können, was ihnen in ihrer Wildniß begegnet war.

Nun mache ich aus allem diesen den Schluß, daß es möglich seyn könne, daß auch auf unserm Vorgebirge dergleichen obgedachter maßen von Aeltern verlaßne Kinder ohne alle Erziehung haben erwachsen, nach erlangten Jahren sich zusammenthun, Kinder zeugen, und durch die Länge der Zeit zu so einem großen Volk gedeihen können, welches sich wieder in verschiedene Familien vertheilen und den Aufenthalt immer weiter ausdehnen und sich ausbreiten müssen.

Ich habe kurz vorher bei denen Worten, noch nicht vollkommen reden können, wohlbedächtlich ein NB. vorangesetzt, und zwar aus der Ursache, weil alsdenn leichter abzunehmen wäre, daß sich die Sprache solcher Kinder, wegen ihrer Unvollkommenheit,

heit, um so viel eher verändern und von ihrer Mutttersprache abweichen können, wodurch sie unvernehmlicher geworden, und alle Aehnlichkeit mit andern National-Sprachen verloren habe. Ich will dieses einigermaßen zu erläutern suchen.

Kinder, welche noch nicht völlig sprechen können, pflegen in ihrem zarten Alter nicht alle Buchstaben, besonders die vordersten Anfangsbuchstaben aussprechen zu können. Z. E. einigen fällt das F, wenn es voranstehet, schwer, und sie sprechen statt Finke, Sinke. Andern fällt das S mühsam, und sie sprechen statt Semmel, Memmel. Noch andre stoßen bei andern Buchstaben so lange an, bis sie zu mehrern Jahren gelangen und ihre Zunge geläufiger wird. Bei den Hottentotten könnte dieser Sprach-Fehler vornehmlich in dem Buchstaben X vorwalten, und da sie keinen Unterricht erhalten haben, oder diesen Buchstaben von andern Menschen niemals recht vernehmlich können sprechen hören, so sind sie bei ihrer kindischen Mundart verblieben, und haben statt dessen einen Schlag mit der Zunge angenommen, welcher klatschet, schnapfet oder schmatzet, wie in der Folge soll erwiesen und mehrere dergleichen angezeigt werden. Hierzu kommt noch, daß dergleichen Kinder bei heranwachsenden Jahren, vielen ihnen unbekannten Sachen und Gegenständen, eigene Namen beilegen, solche selbst ersinnen, und dadurch noch mehr von ihrer Muttersprache abweichen müssen.

Das Resultat von allen diesen aber ist: daß es nach meiner Vermuthung möglich sey, daß die Hottentotten von ein Paar oder mehrern Kindern abstam-

stammen, die durch einen Zufall auf diesen Theil des Erdbodens gekommen, ohne Erziehung und Anleitung erwachsen sind, und sich durch die Länge der Zeit von einigen 1000. Jahren bei einer immer fortdaurenden kindischen und unsaubern Lebensart zu so vielerlei Völkerschaften vermehret haben. Wolte man dieser meiner Meinung eine andre Frage entgegensetzen und wissen wollen; wie die Hottentotten zu ihren Vieh, Ochsen, Kühen und Schaafen gekommen wären? so wäre auch dieses leicht zu beantworten; denn vor so vielen 100. und 1000. Jahren, bevor man das Einsalzen und Einpökeln des Fleisches erfunden hatte, hat man auf denen Schiffen weit mehr lebendiges Schlachtvieh mitgenommen als heutiges Tages; und wenn also Gott auf einem Schiffe seine weise Absichten zu erreichen, einige Menschen erhalten hat; so können auch Ochsen, Kühe und Schaafe auf das Vorgebirge gekommen seyn, welche sich anfänglich selbst erhalten haben, und erst nach langer Zeit wieder sind gezähmet und in Heerden beisammengehalten worden.

So wilde aber und so grausam als die Nation der Hottentotten anfänglich nach ihrer Entdeckung, besonders von denen Portugiesen abgeschildert worden, so wenig ist solches mit ihrer heutigen Lebensart und selbst mit ihrem Gemüthskarakter übereinstimmend. Der Hottentotte ist, wie zu Anfange dieses Kapitels dessen Karakter abgebildet worden, faul, unthätig, sorglos u. d. gl. das hat seine gute Richtigkeit. Allein, wenn von den Teutschen gesagt wird, daß sie den Trunk lieben, so frägt sich: Sind denn

alle Teutsche Trunkenbolde? und Gottlob! daß zu dieser Klasse nur die allerwenigsten können gezählet werden. Eben so hat es auch bei denen Hottentotten Ausnahmen von der Regel. Armuth und Dürftigkeit zu ertragen, ist der Hottentotte gewohnt, das rührt ihn nicht; wenn ihm aber der gänzliche Mangel des Unterhalts gebricht, so wird er mühsam; und wenn er sich einmal beikommen, oder sich überreden lassen zu arbeiten, so wird er geschäftig, und sucht etwas vor sich zu bringen und allen Verlust zu vermeiden. Insbesonder, da er von Natur redlich und getreu ist, so wird er, um sich keinem Verdacht des Betrugs und der Dieberei zu unterziehen, das ihm Anvertrauete wohl in Acht nehmen, auch nicht gestatten, daß jemand etwas davon entwende, und wenn es wider seinen Willen dennoch geschähe, sofort seinem Brodherrn Nachricht davon geben. Blos auf Brandtwein und Toback, auf Wein, Most, Doppenbier, Dacha und dergleichen hat er keine Verzicht gethan, und reserviret sich bei ihm aufstoßender Gelegenheit eine Ausnahme von der Regel; denn dergleichen Sachen gehören zu seiner herrschenden Leidenschaft. Fast alle Nachrichten, die man bishero von den Hottentotten gehabt hat, sind, wie bereits gedacht worden, aus Kolben entlehnet; und Kolbe, der zu seiner Zeit eben so lange, wie ich nachmals, nehmlich 8. Jahre auf dem Vorgebirge gelebt hat, malt uns diese Leute mit großen Schnurr- und Backen-Bärten wie halbgeschorene Juden vor. Es ist unmöglich, daß er während seines 8 jährigen Aufenthalts keine Hottentotten solte gesehen haben; allein,

allein, aus dieser seiner Abschilderung solte man fast urtheilen, daß er keine gesehen habe: denn nur gar selten finden sich in ihren Gesichtern einige Spuren von solchen wollichten Haaren, wie sich auf ihren Köpfen befinden, und soweit man ihrer und ihrer Weiber nackenden Leiber bis an die Scham-Theile sehen kann, wird man kein einziges Haar wahrnehmen. Eben dieser Kolbe, welcher das dritte Theil seines Folianten, oder das zweite Buch desselben denen Hottentotten alleine gewidmet hat, hat uns auf 235. Folio-Seiten, nehmlich von pag. 347. bis 582. so viel vorgelogen (vorgeschrieben wolte ich sagen) daß man alle andre Bücher und Nachrichten davon entbehren könnte, wenn es — — wahr wäre. Jedoch ich bin nicht gesonnen über ihn zu kritisiren, und ihn zu widerlegen. Ich will mich bemühen diese Nation nach aller Wahrheit deutlich abzuschildern: allein ich sage es voraus, es ist mir nicht möglich eine systematische Geschichte davon zu liefern; der Geneigte Leser muß mit Broschüren vorliebnehmen, so wie sie mir einfallen, und so wie sie sich zu diesem Volke, zu ihrer Lebensart, zu ihren politischen Handlungen und zu ihren Betragen, nach denen Gegenden, wo sie sich aufhalten; nach ihren angenommenen Gewohnheiten, und mit einem Worte, nach allen ihren allgemeinen und besondern Umständen schicken und passen. Alsdann kann ich für die Zuverläßigkeit meiner Erzehlungen stehen. Und solte sich auch hin und wieder ein Widerspruch unter denen Erzehlungen mit einmischen; so verkaufe ich auch den für baare Wahrheit; denn es wird nicht

bei allen ihren Familien alles auf einerlei Art gehalten. Die eine Nation hat diese, die andre eine andre Gewohnheit und Sitte angenommen; und die an die westliche Seite von Afrika wohnende Nationen sind von denen, die gegen Osten wohnen, sehr unterschieden.

Wenn eine schwangere Frau vermerkt, daß die Stunde der Geburt ihrer Frucht herannahet, so muß der Mann aus ihrer Hütte weichen, und sie wird keinen Augenblick von denen zur Geburtshülfe herzugerufenen Weibern verlassen. Sie sind bei dieser Arbeit glücklicher als viele andre Nationen, und gebähren viel leichter und geschwinder. Sobald das neugebohrne Kind abgelöset und die Nabelschnur mit einer Nerve oder Saite von dem Darm eines Thiers zugebunden ist, wird es über und über mit frischen Kühmist beschmieret; und wann es seyn kann, auf ein Stück Schaaf-Fell an die Sonne, außerdem aber in einen Winkel der Hütte unweit dem Feuer oder im Schatten gelegt, bis der Kühmist völlig getrocknet ist, und mehrentheils von selbst abfällt: sodann ist das Kind auch trocken und von allem Unrath ganz gesäubert. Die neugebornen Kinder sehen nicht schwarz oder braun, sondern eher roth aus; und wenn sie alsbald bei Europäern oder Afrikanern auferzogen werden, welche nicht gestatten, daß sie nach der Aeltern Weise mit Fett, Ruß und dergleichen geschmieret werden, so werden sie mit zunehmenden Jahren weder schwarz noch braun, sondern bekommen eine solche gelbbraune Couleur überm ganzen Leibe, wie in Europa diejenigen Kinder gemei-

meiner Leute, welche von ihrer Kindheit an Gänse, Schweine und anderes dergleichen Vieh hüten müssen, und dabei den ganzen Tag und den ganzen Sommer über in die Sonne liegen. Durchgängig bringen der Hottentotten Kinder ein plattes Nasen-Bein, nehmlich von der Stirne bis an den Knorpel, mit auf die Welt; den Knorpel selbst aber drücken ihnen die bei der Geburt anwesenden Weiber so tief ein, als es möglich ist; weil sie ein vor allemal in dem Wahn stehen, daß eine lang hervorragende Nase unanständig sey. Wann nun der Kuhmist vom Kinde gänzlich abgefallen ist, so wird es über und über mit ausgedruckten Saft von Hottentotts-Feigen beschmieret oder vielmehr gewaschen. Die Hottentotts-Feige ist ein Gewächs, welches ganz niedrig mit Ranken auf der Erde wächst, und wie die Gurken mit Ranken ausläuft, die keine Blätter, sondern statt dessen nur eines Fingers lange dreiseitige Auswüchse haben, die sehr saftig seyn, aber weder Geruch noch Geschmack haben. Die Frucht ist so gestaltet, aber etwas größer wie ein gewöhnlicher thönerner Tobackspfeiffen-Kopf, hat oberwärts eine kleine Krone wie eine Mispel, sitzt auf einem kurzen Stiel, und wird, wenn sie reif wird, gelbe. Sie hat mit andern rechten Feigen nichts gemein, als daß ihr inwendiger Saft, welcher etwas süße ist, mit eben solchen kleinen Saam-Körnlein angefüllt, ist, wie die ordinären Feigen, jedoch in geringerer Quantität. Jedennoch giebt es drei- bis viererlei Sorten dieser wilden Feigen, die in etwas wenigen voneinander unterschieden seyn.

Ist das Kind mit diesem Saft sehr wohl benetzt, so wird es wieder an die Sonne, in der Luft und Schatten oder am Feuer gelegt, bis es völlig abgetrocknet ist, worauf es alsofort mit Schaaf-Fett oder auch mit Fett und Butter zugleich und zum öftern eingeschmieret, auch mit Buchu bestreuet; welches sich dann wie eine Rinde um den ganzen Körper ansetzet, und nach ihrer Meinung zur Gesundheit des Kindes sehr zuträglich seyn soll. Wenigstens ist es gewiß, daß diese Rinde das Kind wie mit einer Kruste vor alle äußerliche Anfälle der Luft beschützet. Buchu ist ein Kraut, welches von den Botanicis Spiræa africana odorata, foliis pilosis genennet wird, und nicht unangenehm riecht. Dieses Kraut sammlen die Hottentotten im Sommer, wenn es vollkommen verblühet ist, und dürre wird: trocknen es sodenn völlig ab, und zerreiben es mit den Händen zu einem zarten Pulver.

Ist die Geburt eines Kindes der Gebährerin etwas beschwerlich und mühsam; so wird ihr ein Trank von Milch mit Toback, oder wenn kein Toback beihändig ist, mit Dacha (wilder Hanf) eingegeben, welcher die Geburt befördern soll. Es kann seyn, daß der Toback als ein Narcoticum die Schmerzen betäube, ob er aber die nöthigen Wehen befördere, weis ich nicht. Kommt ein Kind todt zur Welt, welches aber sehr selten geschiehet, so bezeigen sich die Aeltern sehr betrübt darüber, zumal wenn es männlichen Geschlechts ist, und es wird sofort begraben. Ist das Kind aber lebendig, so wird es nicht allein auf obige Manier behandelt, sondern die

Ael-

Aeltern geben auch dem ganzen Kraal einiges Vieh zum verschmausen. Alle Bewohner des Kraals genießen davon. Männer, Weiber und Kinder werden dazu berufen; doch speisen die Männer nicht mit den andern zusammen, und die Kindbetterin allein bekommt weiter nichts davon als das Fett, um sich und ihr Kind damit einzuschmieren. Ist das zur Welt gekommene Kind das erstgeborne und besonders ein Sohn, so sparen die Aeltern ihr Vieh nicht, sondern geben es überflüßig her, um ihre Mitbewohner des Kraals recht reichlich zu traktiren. Werden Zwillinge geboren, so scheinet es ihnen nicht sehr angenehm zu seyn, zumal wenn es zwei Mägdlein oder ein Junge und ein Mägdchen ist. In dergleichen Fällen sollen sie ehedem ein Mägdlein davon getödtet haben. Bei denenjenigen Hottentotten welche sich in denen Gegenden der christlichen Einwohner aufhalten, hört man heutiges Tags nichts mehr davon; es soll aber bei denen entferntesten, besonders aber bei denen großen Namacquas noch zuweilen geschehen. Soviel ist gewiß, daß wenn die Mutter eines neugebornen Kindes verstirbt, so suchen sie sich des Kindes zu entschlagen; pflegen es aber etwan an einen Baum in ein Fell aufzuhangen oder so hinzulegen, daß es von denen christlichen Bewohnern leicht gefunden werden kann; weil diese es alsdenn nicht umkommen sondern erziehen lassen. Ich habe selbst dergleichen Fündlinge gesehen, welche auf sothane Weise vorgefunden und von Sklavinnen auferzogen worden. Dergleichen Kinder müssen sodenn, nach den Gesetzen der ostindischen

Kompagnie, bis sie völlige 25. Jahre alt sind, bei denen die sie aufgenommen haben verbleiben und dienen. Nachher sind sie frei, und weil sie zu der Lebensart ihrer Aeltern nicht gewöhnt sind, so bleiben sie gemeiniglich lieber bei diesen ihren Verpflegern, und bekommen alsdann nebst Kost und Kleidern auch etwas Lohn an Geld oder Vieh. Zuweilen aber, wenn sie nicht gar zu wohl verhalten worden, oder auch wenn sie der bisherige Versorger nicht länger behalten will, suchen sie sich einen andern Dienst-Ort auf, und ziehen von einem Brodherrn zum andern; denn sie werden überall gerne aufgenommen, weil sie getreuer sind als die Sklaven auch nicht so viel Geld kosten. Ein einziges Exempel ist mir bekannt, daß eine solche Dirne, hernachmals als sie ihren Geburtsort erfahren, sich wieder dahin begeben, die Kleidungsstücke abgelegt und in einer Kroße und Schürze von einem Stücke Fell sich wieder an ihrem Erziehungs-Orte sehen lassen. Sie wurde aber nicht wieder angenommen; weil ihr uneinbalsamirter und daher unter den Kleidern ziemlich weiß gebliebener Körper, in einer schmutzigen Kroße, einen ganz ungewöhnlichen Anblick gab.

Da die Hottentotten sich für Zauberei gar zu sehr fürchten, so begraben sie das unreine Fell worauf die Gebährerin gelegen hat, in der Stille an einen abgelegenen Ort; wie sie denn auch ein gleiches mit denen übrigen bei einer Geburt vorkommenden Reinigungs-Sachen vornehmen. Die Nabelschnur eines Kindes wird, wie gesagt, mit einer Schaafsehne, oder wie man es in Teutschland

nennt,

nennt, mit einer Peit zugebunden; der Nabel selbst aber mit einem Riemen von Schaaffell eingedruckt und eingebunden, damit er nicht austrete.

Wenn die Kindbetterin ihre bestimmte Zeit, binnen welcher der Mann nicht zu ihr kommen darf, vollendet hat; so beschmieret sie sich den ganzen Leib mit frischen Kuhmist und reiniget sich damit ab. Denn der Kuhmist ist das einzige Mittel, womit sie ihren Körper von allem Unflath entledigen können. Es nimmt die alte Schmiere das Fett, den Juckst von Staub, Buchu und Ruß ganz und völlig weg; so daß ein ganz reiner Körper erscheinet. Dahero bedienen sie sich dieses Mittels jedesmal zu vorher, wenn sie sich aufs neue einschmieren wollen. Wenn nun bei der Wöchnerin der Kuhmist getrocknet und wieder abgerieben ist, so beschmieret sie sich vom Kopf bis zu den Füßen mit Schaaffett und streuet reichlich Buchu drauf. Es beliebt ihr sodann auch wohl ihr Gesicht mit einer Art von Schönpflastern zu bemalen, welche aber nicht von schwarzen Taffet sind, sondern nur mit denen Fingern von einem schwarzen Kochtopf genommen und vorzüglich um die Nase geschmieret, das Buchu aber desto reichlicher auf die Stirne gestreuet werden. In solchem Putz erwartet sie ihren Mann in ihrer Hütte, welcher ebenfalls auf vorbeschriebene Weise geschmückt seyn muß. Nach vielen vorgesagten Schmeicheleyen und oftmaligen Erkundigen nach ihren Wahlbefinden, pflegt er sie wieder zu umarmen; sodann aber so viel Toback oder Dacha zu verdampfen, bis er davon übertäubt in Schlaf fällt.

 Ent-

Entweder die Mutter oder wenn diese nach Umständen zu schwach ist, der Vater, giebt einem neugebornen Kinde den Namen. Sie pflegen aber solchen gerne von Thieren herzunehmen: z. E. Gamman Löwe; Koa, Elephant; Za, Rehbock; Kæssau, Tyger und dergleichen. Aus dieser Manier den Kindern Namen der Thiere zu geben, will Kolbe vermuthen daß die Hottentotten von denen Troglodyten abstammen; allein unsre teutsche Vorfahren thaten desgleichen, und der Name Wolf und Wolfgang sind noch Reliquien davon.

Die Mutter, der überhaupt die Erziehung der Kinder oblieget, bindet sich das Kind in einem Schaaffelle wie in einem Sacke auf den Rücken, so daß blos der Kopf desselben über ihre Schulter hervorraget. Mit dieser Bürde schleppt sie sich den ganzen Tag und solange bis das Kind auf der Erde herum kriechen, und sich selbst mit der Zeit das Aufstehen und Laufen lernen kann. Wenn das Kind getränkt seyn will, so giebt ihm die Mutter eine ihrer überaus langen Brüste über die Schulter ins Maul, es ergreift die Warze davon und sauget solange etwas darinnen ist. Mittlerweile raucht die Mutter Toback oder Dacha oder beides untereinander gemengt, und stellt sich so gegen den Wind, daß der Rauch davon dem Kinde ins Gesichte anfällt; um auf solche Weise das Kind in Zeiten dazu zu gewöhnen. Die Kinder werden des Rauchs auch gar bald gewohnt, sie haben ihre Freude daran; drücken zwar anfänglich die Augen zu, wenn aber der Rauch etwas vertheilt ist, so öffnen sie die Augen wieder,

schüt-

schütteln den Kopf und lachen dazu. Mit einem halben Jahre pflegen die Kinder von den Müttern abgewöhnt zu werden, und alsdenn bekommen sie zum öftern die alte schmerige Tobackspfeife zum spielen in die Hand; welche sie, wie Kinder zu thun pflegen, in den Mund nehmen, und sich dadurch an den Tobackgeschmack und Geruch gewöhnen. Wenn die Kinder nachmals laufen können, so verlassen sie die Mutter niemals, sondern wenn sie ausgehet, um Kräuter, Wurzeln, Wasser, wilde Früchte und dergleichen zu suchen und zu holen, so laufen alle ihre Kinder, soviel sie deren hat, mit; und die Söhne gehen nicht eher mit Mannspersonen um, bis sie ziemlich erwachsen sind, und völlige 18. Sommer überlebt haben. Sie werden sodenn gleichsam von ihrer Kindheit losgezehlet, und zum Manne gemacht. Dieses geschiehet mit einigen Ceremonien und bei einer Schmauserei, wobei der Jüngling von dem Aeltesten des Kraals mit Fett und Ruß wohl eingeschmieret, und mit Buchu bestreuet wird. Der also recht fett eingeschmierte Jüngling ermangelt nicht mit seinen Händen und Nägeln in diese Salbe über dem ganzen Leibe in die Länge und in die Queere tiefe Furchen zu ziehen, damit solche von der folgenden Essenz recht wohl angefüllt werden mögen. Der Aelteste tritt sodenn zu dem Jüngling, und bepißt ihn von oben bis unten und auf allen Seiten so lange, als er noch einen Tropfen in seiner Blase hat, und der Jüngling erweist sich dabei sehr geschäftig diesen kostbaren Balsam, soviel als möglich ist, einzureiben und recht nutzbar zu machen. Einige

Schriftsteller wollen diese Ceremonie als eine religiöse Handlung ansehen; allein es ist nichts weniger als dieses, und nur eine Ceremonie, die erdacht worden, um nur etwas Außerordentliches und Feyerliches dabei vorzunehmen, was einige Aufmerksamkeit erwecken soll. Man kann bei denen Götzendienern und Heiden viele dergleichen feyerliche Handlungen wahrnehmen, die von ihren Bonzen und Druyden bei Ermangelung aller Wissenschaften erdacht worden, um dem gemeinen Mann ein Gaukelwerk vorzumachen, das weder mystisch noch mithiologisch noch allegorisch ist. Der Aberglaube, der weit schlimmer als der Unglaube ist, erfordert etwas Sinnliches und Blendendes; und da die Hottentotten keine Geschicklichkeit, kein Nachdenken und keine Erfindungskraft besitzen, auch zu wenig Gegenstände haben, von denen sie etwas entlehnen und als Geheimniße anwenden oder vorwenden könnten; so haben die Hottentotten, um doch etwas bei einer solchen Feyerlichkeit vorzunehmen, dies bequemste Mittel ergriffen, welches sie ohne alle Mühe und ohne alle Kosten am nächsten bei der Hand haben. Wie sie denn auch diese Ceremonie, welche von den Holländern Pisplechtigheit (Piß-Ceremonie) genennt wird, alsdann vornehmen, wenn sich zwei Personen zusammen begeben oder ehelichen wollen.

Im gedachten Alter von 18. Jahren, schreibt Kolbe, und aus ihm viele andre Schriftsteller, werden die Mannspersonen halb kastriret, und ihnen der linke Testikel ausgeschnitten. Daß dieses ehemals geschehen sey, kann nicht geläugnet werden,

und

und es soll nach dem Bericht des mehrgedachten Landzügs den T. Roos und Marais dem Gouvernement übergeben haben, noch heutiges Tages unter denen am weitesten entlegenen Nationen der Namacquas, die sich Kelnamacquas, Enicquas, Karangoyers, Comenicquas und Cabonas nennen, im Gebrauch seyn. Allein so weit die Holländer das Land bewohnen und sich unter und zwischen den Hottentotten ausgebreitet haben, weis man nichts mehr davon. Die Manier der Operation wie sie Kolbe beschreibet ist eben diejenige, wie sie mir von alten erfahrnen Leuten erzehlet worden; jedoch mit dem Zusatz: daß es heutiges Tages nicht mehr gebräuchlich und nur zu dem Ende geschehen sey, damit der Jüngling desto schneller laufen könne, als woran ihn die linke Hode sehr hindere: welches ihnen aber die Holländer aus dem Sinn geredet haben.

Alles was ich von Hottentotten und Bastard-Hottentotten, mit denen ich in holländischer Sprache ganz verständlich reden konnte, von der Ursache ihres Einschmierens erfahren können, bestehet darinnen, daß sie einmüthig bezeugten: es geschähe dieses aus keiner andern Ursache, als um ihren Leib und Glieder geschmeidig und geschlank zu machen und dabei zu erhalten. Ob es etwas dazu beitragen könne will ich nicht in Abrede seyn, aber auch nicht behaupten. Soviel aber ist gewiß, daß die Hottentotten, besonders die Mannspersonen durchgehends sehr geschlanke Glieder haben, sich hurtig bewegen, geschwinde laufen und sich auf Erfordern bie-

biegen und beugen können wie sie wollen. Ein Hottentotte der etwas fleischicht am Leibe und dabei gesund ist, zeigt würklich solche Gliedmaßen, die nicht anders als schöne genennet werden können. Die Muskeln sind alsdenn nicht allein nach Verhältniß des Körpers fleischicht und wohl ausgestopft, sondern man kann auch ihre Kräfte deutlich erkennen: und wenn der Hottentotte sich nur etwas zur Arbeit bequemet und gewöhnt hat, so ist ihm Heben und Tragen so etwas Leichtes, daß man gar nicht wahrnehmen kann, ob er seine Kräfte anstrenge oder seine Muskeln außerordentlich anspanne. Einen Sack mit einer Mudde Weitzen, welcher doch 180. Pfund Amsterdammer Gewicht hält, von der Erde auf seine Schultern zu nehmen, und auf- oder von dem Wagen abzuladen, scheinet ihm eine ganz leichte Sache zu seyn. Obgleich, wie kurz zuvor gedacht worden, das Ausschneiden des linken Testikels bei denen gesittetsten Hottentotten nicht mehr im Gebrauch ist; auch, wenn solches bei denen entferntesten Nationen noch üblich ist, in keine Vergleichung mit der jüdischen Beschneidung gezogen werden kann; so halten sich doch einige Bastard-Hottentotten um t'Kurenoi oder kleinen Sonntagsfluß auf, welche aus Vermischung der Hottentotten und der Kaffern entstanden, und zwar hauptsächlich die Kaffersche Sprache reden, aber der Leibesgestalt und den Gesichtszügen nach, mehr den Hottentotten als den Kaffern gleichen. Bei diesen sowohl als bei den Gonaquas und bei den Kaffern, ist die Beschneidung der Vorhaut würklich üblich. Herr Sparrmann selbst hat

solche

solche an ihnen wahrgenommen, und ist ihm gegen eine kleine Erkenntlichkeit gezeigt worden. Es scheinet aber weit wahrscheinlicher zu seyn, daß sie solche eher von denen Mahometanern als von den Juden angenommen haben, weil sie dieselbe erst alsdenn mit den Knaben vornehmen, wenn sie halbe Männer werden; auch jedesmal auf Gelegenheit warten, bis sie diesen Schnitt an mehrern zugleich und auf einmahl verrichten können. Es wird diese Muthmaßung dadurch noch wahrscheinlicher und glaubwürdiger, weilen die noch tiefer ins Land, jenseits dem Zomo-Fluß wohnende Völkerschaften die Tambucki und Mambucki ebenfalls die Beschneidung haben sollen, und es scheinet daß solche aus Asien durch Afrika von einer Nation auf die andre gebracht worden sey.

Daß das Hottentotts-Frauenzimmer von der Natur selbst mit einer Decke vor ihre Schaamtheile begabt seyn solle, ist bisher eine fast durchgängige Erzehlung gewesen, welche von Kolben pag. 425. noch in so weit vergrößert worden, daß diese Decke zuweilen unter demjenigen Felle hervorragen soll, welches sie von einem Schaaf-Felle um die Lenden binden. Wiewohl er aber versichert, daß er es selbst gesehen habe, so ist es doch eine grobe Unwahrheit, bei welcher man das Sprüchwort, aus einer Micke einen Elephanten gemacht, gar füglich anwenden kann. Mir ist es niemals eingefallen aus Neubegierde eine dergleichen schmutzige Heimlichkeit zu entdecken; allein von mehrern Personen, die sich mit dergleichen Weibern oder Dirnen abgegeben und da-

zu

Auf dem Titulkupfer der teutschen Uebersetzung des Herrn Sparrmanns Reise, so Anno 1784. zu Berlin herausgekommen, ist ein Hottentot und Hottentottin, sowohl ihrer Leibesgestalt als der Tracht nach en taille douce am allernatürlichsten, jedennoch aber das Weib etwas zu lang abgebildet. Wie denn auch das ganze Kupfer in allen seinen Abbildungen sehr natürlich gezeichnet und abgedruckt ist.

Die Haare der Hottentotten auf dem Kopfe sind wolligt und länger als der Mohren ihre, sie werden aber von ihnen sehr fett eingeschmieret und mit Buchu eingepudert, und gleichen alsdenn denen alten abgetragenen Schaafpelzen, an welchen die Wolle in Klunckern zusammen gebacken, und gleichsam in einander gewälkt ist. In denselben pflegen sie gerne meßingene Knöpfe, kleine meßingene Stücklein Blech und Muscheln, nemlich solche kleine Otterköpfe, wie man sie zuweilen an die Zäume der Pferde heftet, zu tragen. Ohrenringe findet man zwar auch bei einigen Nationen von Schneckenhäusern oder Muschelschaalen, aber nicht bei allen. Hingegen tragen alle Weibsleute Halsbänder, von solchen und andern dergleichen kleinen Muschelschaalen, Glaskorallen oder auch meßingenen durchlöcherten Kügelchen, welche Perlen vorstellen sollen; aber auch schon vornehmer seyn und nur reichen Personen gebühren. Am Halse hängen sie ihren Tobacksbeutel, welcher mehrentheils von dem Hodensack eines Schaafbocks ohne Nath also zubereitet ist, daß wenn er einige Tage im Kühmiste gelegen hat, sodann abgetrocknet und darauf mit Fett wohl eingeschmiert worden, ziemlich

ge-

geschmeidig ist. Auch ihre Kroßen, ihre Riemen und alles ihr Fell- und Lederzeug, wird auf solche Weise ausgearbeitet, und nimmt wie man wohl denken kan, eben keinen lieblichen Geruch an. Die sogenannte Kroße oder Hülle von zwei auf eben benannte Weise zugerichteten Schaaf-Fellen mit Schaafsehnen oder Pesen zusammen genehet, hängt, vorne mit einem Riemen zusammen gebunden, über die Schultern auf dem Rücken herunter und wird nur beim Regenwetter oder kalten Witterung vorne zusammen genommen, um sich darinnen wie in einer Enveloppe einzuhüllen. Aus einerlei Kroße wißen sie sehr sinnreich eine Sommer- und Winterkleidung zu machen. Denn in der kühlen Jahreszeit tragen sie die wollige Seite einwärts und bei warmer Witterung auswärts, oder hängen die ganze Kroße zusammen gerollt über die Schulter. Um den Unterleib tragen beiderlei Geschlechte einen zwei Finger breiten Riemen oder Gürtel, welcher ebenfalls mit Glaskorallen auch wohl mit kleinen Otterköpfen untermengt, besetzt ist. Ich habe aber auch bei einigen Nationen dergleichen Rieme angetroffen, die mit breitgeschlagenen Drath von Kupfer und von Zinn ganz in regelmäßigen Figuren durchflochten waren, und in ihrer Art mit Bewundrung der künstlichen Arbeit anzusehen waren. Ich konnte aber nicht erfahren, ob sie solche selbst verfertiget hätten, oder von anders woher erhalten hatten. Dies leztere, wenn sie etwas Besonders haben, erfährt man nicht leichte: und es gemahnet mir dabei, ob wollten sie ihre Handlung und Correspondenz mit andern Völkerschaften nicht verrathen. An dergleichen Leibriemen ist bei den Mannsleuten ein Säckel

 von

von eines Thieres Fell befestiget, worin sie ihr männliches Glied bedeckt halten. Mehrentheils ist es ein Stück Fell von einem Jackhals oder afrikanischen Fuchs. Die Weibsleute befestigen ihre Schürzen, welche ebenfalls von Schaf-Fellen sind, an solchen Riemen; hängen aber jedesmal, besonders zur Zeit ihrer, wiewohl sehr geringen Reinigung, drei dergleichen Schurzflecke, von welchen das auswendige grösser als die beiden andern ist, übereinander, und bemühen sich jedesmal beim Niedersetzen oder Niederhucken auf ihre Fersen die Schürzen unter sich zu bringen, damit alles bedeckt sey. Also ist die Schaam doch immer, auch bei den wildesten Völkern, in der Natur eingepflanzt. Die allermehresten Hottentots-Weiber, die ich gesehen habe, hatten zwei Schürzen, nehmlich eine vorne und eine hinten um sich gebunden. An und um den Armen tragen die Männer dreierlei Ringe; nehmlich: entweder von Elfenbein oder von Kupfer, oder von Leder, entweder von einerlei oder zweierlei Sorten, je so wie sie solche haben, wäre es auch von allen dreien Sorten zugleich. Die Weibsleute hingegen tragen ihre lederne Ringe um die Beine, mit welchen sie von dem Fuß bis an die Knie so beladen sind, daß man glauben solte, sie hätten die Schäffte von ein paar grossen Bauerstiefeln angezogen. Denen Dirnen aber werden dergleichen Ringe, bevor sie mannbar sind, zu tragen nicht erlaubt. Die Weiber der Hottentotten sind eben nicht sehr fruchtbar; vier oder fünf Kinder werden von einer fruchtbaren Mutter zur Welt geboren, ein sechstes ist schon etwas außerordentliches.

Was

Was das Heirathen der Hottentotten anbetrift, so gehen die Ceremonien sehr einfach und geschwind vor sich. Wenn ein Junggeselle sich eine Dirne ausersehen hat, so sagt er es seinem Vater und nächsten Anverwandten. Haben diese nichts dawider einzuwenden; so geben sie nicht allein ihre Einwilligung dazu, sondern sie gehen auch mit dem Heiraths-Kandidaten selbst, zu der Dirnen Vater oder in dessen Ermangelung zu ihren nächsten Verwandten. Der Freyer bietet der ganzen Gesellschaft Toback und Dacha an; man schmaucht und dampft tapfer drauf los, und spricht von gleichgültigen Dingen. Endlich stehet der Vater oder ein anderer Freiwerber auf, und hält um die Dirne für den Freyer an. Der Dirnen Vater oder nächster Verwandte gehet aus der Gesellschaft, um, wie er vorgiebt, sich mit seiner Frau darüber zu besprechen; kommt aber bald darauf mit einer entscheidenden Antwort zurück, welche gemeiniglich so ausfällt wie sie der Jüngling wünschet. Im Fall aber die Erklärung wider Vermuthen abschlägig ist, so hat es nichts zu bedeuten; der Freyer geht mit seinen Anwerbern wieder weg, und die Sache ist in Friede und Freundschaft auf immer abgethan, denn der Freyer kommt zum andern male nicht wieder. Im Fall aber der Vater in die Heirath williget, und die Tochter wäre nicht damit zufrieden und wolte den Freyer nicht zum Manne haben; so ist sie genöthiget eine Nacht bei dem Freyer auf der Erde zu liegen und sich dabei seiner Caressen zu erwehren. Behält sie die Oberhand und er kann ihr nicht beikommen,

 so

das einzige Wort Anders-Machen, welches bei ihnen Camie heist, und bei wie vieler Gelegenheit sie dasjenige damit ausdrücken müssen, was sie verrichten wollen. Einen Jüngling zum Manne machen, heist anders machen. Ein Paar Verlobte zusammen zu geben, heist anders machen. Einem Kranken zur Genesung behülflich zu seyn, heist anders machen. Ist einer von ihnen nach ihrer Meinung bezaubert, so muß er anders gemacht werden. Sind die Schaafe nach ihrer Meinung nicht recht gesund, und werden daher durch den Rauch gejagt, so heist es anders machen; mit einem Worte, alles was bei ihnen nicht recht ist wie es seyn und abgeändert werden soll, heist anders machen ꝛc. Wäre nun ihre Sprache so wortreich, daß sie eine so lange Rede halten könnten, so würden sie auch einer jeden Verrichtung einen eigenen Namen zu geben wissen.

Eine Aßagay oder Wurfspieß, ein Wanderstab, den sie Kieri und ein kurzer Knüppel den sie Rackum nennen, und beide von wilden Olivenholz gemacht, sind die Gefährten eines Hottentotts wenn er ausgehet oder verreiset: Pfeil und Bogen nimmt er nur auf die Jagd mit. Ueberdem führet er noch einen Fuchsschwanz mit, der an einem dünnen Stöcklein gebunden ist und dessen er sich zum Abtrocknen des Schweißes bedienet.

Die Aßagay habe ich schon im ersten Theile dieses Werks beschrieben, und dienet den Hottentotten eigentlich zu ihrer Defension wider die wilden Thiere und wider ihre Feinde. Ihre Bogen sind schlecht

und

und ebenfalls von wilden Olivenholz, wenig elastisch und die Sehne daran von dem zusammen gedreheten Darm eines Thieres. Die Pfeile sind von Rohr, oben, unten und in der Mitten mit einigen Fäden von Därmen oder sogenannten Pesen bewunden. In Ermangelung eines spitzigen und zu einem Pfeile dienlichen Eisens, befestigen sie ein scharf und spitzgeschliffenes Bein daran, und vergiften es. Ihr Gift bestehet schlechterdings ohne alle andre Zuthat oder Zubereitung, aus demjenigen Gifte welches die Schlangen und besonders diejenige welche Cobra capella genennt wird, auf beiden Seiten im Maule und in zwei kleinen Bläschen an beiden Backen haben und worein sie, wenn sie eine Schlange getödtet haben, die Spitzen der Pfeile stecken und solange darinnen herumdrehen, bis sich das Gift gänzlich angehangen hat. Der Köcher worinnen sie die Pfeile aufheben, bestehet entweder in einem schmalen Sack von rohen aber starken Leder, oder aber in einem leichten Holze, dessen inwendiges Mark wie an unserm Hollunderbaum herausgenommen werden kann; aber so stark ist, daß gemeiniglich fünf Pfeile darein gesteckt werden können. Der Kieri ist wie gesagt nur ein Wanderstab, 3 bis 3½ Fuß lang: der Rackum hingegen ist eines ihrer Waffen, etwan 1½ Fuß lang, an einem Ende etwan 1½ und am andern Ende nur 1. Zoll im Durchmeßer stark; diesen wissen sie sehr geschickt zu werfen oder vielmehr zu schleudern, und ihr Ziel selten zu verfehlen. Ich habe Hottentotten gesehen, die in ganzen Heerden Ochsen, denjenigen dem sie es zugedachten, mit

dem Rackum an eines, von seinen Hörnern trafen, und dabei niemalen fehlten.

Wiewohl verschiedene Autores dem Kolbe nachplaudern, daß die Hottentotten sehr viel auf ihre Waffen hielten, solche öfters abrieben und polierten; so ist doch solches nur zur Ausfüllung eines Raums und um alles desto ansehnlicher zu machen, übertrieben. Ihre beste Waffen die Aßagayen sind in der That so plump und ungeschickt gemacht, als man sich nur vorstellen kann. Die Spitze an den mehresten ist nur von Holz, welches angebrannt und dadurch etwas gehärtet worden. Diejenigen Hottentotten die eiserne Spitzen an ihren Aßagayen haben, die haben es auch von den Europäern abgesehen, ein Stück Eisen im Feuer glühend zu machen und mit einem kleinern auf einem großen Stein etwas auszuhämmern, und damit hinten und vorne etwas zuzuspitzen. Die obere Spitze schleifen sie sodann auf groben Sandsteinen ab, um das Eisen einigermaßen in eine spitzige Form zu bringen, und nach Möglichkeit scharf zu machen. Der Schafft der Aßagaye ist dünne und schwank, und um dessen dickstes Ende worinnen das Eisen befestiget wird, ist ein Stück oder vielmehr Ring von dem Fell eines Ochsenschwanzes gelegt. Die besten eisernen Aßagayspitzen sind von solchen Stielen gemacht, welche etwan von einem alten eisernen Bratlöffel, Gießkelle, Schaumlöffel oder dergleichen abgebrochen worden; und wenn die Hottentotten einen dergleichen Stiel oder ein anderes auf diese Art geschmiedetes Stück Eisen, bekommen können, so bezahlen sie es reich-

lich,

sich, und wissen sich recht groß damit. Die Geschicklichkeit mit ihren Aßagayen umzugehen, kann man den Hottentotten nicht absprechen; sie wißen damit auf eine ziemliche Entfernung ihr vorgesetztes Ziel zu erreichen, auch tief genug einzudringen: denn da das Eisen vorne eine starke Wucht giebt, der Schafft aber am andern Ende sehr schwach, dünne und leichte ist, so kann es nicht fehlen, daß der Spieß, nach Verhältniß der Kraft womit er geworfen wird, tief eindringe. Mit denen Kieris pariren sie die feindlichen Rackums und Steine so nach ihnen geworfen werden so ab, wie unsere Kinder, wenn sie einen Ball mit einem Stock oder breiten Stücke Holz auffangen und zugleich weiter schlagen. Ihr Vortheil beim Fechten mit ihren Feinden bestehet darinnen, daß sie sich beständig von einer Stelle auf die andre bewegen, und dadurch ihrem Gegner keine Gelegenheit geben, seinem Wurfe eine accurate Richtung zu geben: sie selbst aber wissen während ihren Luftsprüngen, ihren Feind fast unfehlbar zu treffen. Bei allen dem aber wiederhole ich nochmalen, daß alle die Kriege der Hottentotten wider ihre Nachbarn, außer den Buschmännern, nur Erdichtungen seyn, die nicht in der That bestehen.

Die Gestalt der Hottentotten ist nichts weniger als häßlich. Ihre Gesichtsbildung ist keinesweges wilde; der Körper und seine Gliedmaßen sind sehr verhältnißmäßig proportionirt; und gewiß, wenn einer derselben etwas fleischich ist, so präsentiret er ein Original, das zu Kopirung eines nackenden Mannes sehr dienlich seyn könnte. Wenn der Hotten-

tentotte nur nicht eben schläfrig und faul ist, sondern etwas unternimmt wozu er Fähigkeit hat, so sind seine Handlungen sehr lebhaft, und man kann solches niemals besser als bei ihren Tänzen wahrnehmen. Dieser bestehet nun zwar mehrentheils darinnen, daß sie auf einer Stelle stehen und Hände und Füße nach ihrer Musik in einem gewissen doch regelmäßigen Tact bewegen. Sie heben den Tact und die Bewegung der Glieder jedesmal so an, wie bei uns in der Musik ein ¾ Tact abgemessen wird; nehmlich so, daß sie die Töne und die Bewegung eine Zeitlang so fortstellen, daß man dabei immer 1, 2, 3, zählen kann. Nach einer Weile giebt derjenige der auf dem Gomgom bläst, vier Töne an, und alsdann bewegt sich der Tanzende so, daß man dabei zählen kann, 1, 2, — 3, 4. Verfolgens vermehrt der Musicus die Töne oder Noten und der Tanzende seine Cadenz also, daß man zählen kann, 1, 2, — 3, — 4, 5. Selten kommen sie höher, und es muß einer der geschicktesten Tänzer seyn, der seine Sprünge nach 1, 2, — 3, 4, 5, — 6, machen kann. Wohl zu verstehen, daß nach diesen neuerfundenen Noten, der zwischen den Ziffern gesetzte Strich eine kleine Pause andeutet, die dicht bei einander stehende Ziffern aber etwas geschwind hinter einander ausgesprochen werden müssen. Man kann dergleichen Tänze und die Musik, nicht besser als mit unsern Dreschflegeln vergleichen; wenn nehmlich drei, vier, fünf oder sechs Drescher, auf der Tennen einen ordentlichen Schlag halten. Man will den Hottentotten gemeiniglich nachsagen, daß ihre Köpfe nach

Pro-

Proportion der übrigen Leibesgestalt etwas zu dicke wären. Ich habe zwar niemals mit Bedacht darauf attendiret, ich weis mich aber auch nicht zu erinnern daß mir hierinnen eine Disproportion in die Augen gefallen wäre. Ihre Augen sind nicht unangenehm, aber sie haben auch wenig Feuer, und liegen etwas tief einwärts. Das Nasenbein ist oberwärts unter der Stirne von Natur platt, unterwärts aber und wo das Knorpliche anhebet, wird es bald nach des Kindes Geburt eingedrückt. Die Lippen sind aufgeworfen und etwas dicke, doch nicht so stark wie bei den Mohren: und bei deren Eröfnung siehet man zwei Reihen Zähne, die durchgehends weisser als Elfenbein und so glänzend wie Hundszähne sind. Der Toback also, den sie fast unaufhörlich rauchen, muß die Zähne doch nicht verderben. Die Nägel an Händen und Füßen, weil sie solche nicht beschneiden, sind lang und stark. Außer dem, wenn ein oder anderes Kind durch einen unglücklichen Zufall in seiner Kindheit verunglückt, siehet man keinen Gebrechlichen, Bucklichten oder Lahmen unter ihnen; alle sind geschlank, rüstig, lebhaft; und mit den afrikanischen Pferden welche mehrentheils einen sanften Paß gehen, gleich zu laufen, ist ihnen ganz was gewöhnliches. Ihre Trägheit könnte also mehr einer übeln Gewohnheit, als einer angebornen Unthätigkeit zuzuschreiben seyn. Daß die Hottentotten ihre Lebensjahre (wie einige berichten) nicht leicht höher als auf Vierzig bringen sollen, ist ungegründet. Wenn keine epidemische Krankheiten, wie in denen Jahren 1713. und 1755. unter

unter ihnen wüthen, so werden sie eben so alt wie die Afrikaner. Man findet Weiber und Männer die ihr wahres Alter selbst nicht mehr wissen, von denen man aber dem Ansehen nach sicher urtheilen kann, daß sie 60. und mehrere Jahre überlebt haben. Da ihre Art des Zählens nicht weiter als bis auf Zehen gehet, und sie alsdenn wieder anfangen und abermals bis auf 10. zählen, sodann aber Zehen Zehen aussprechen, so kann ihre Jahresberechnung gar leicht fehlen. Daß sie aber ihre alten abgelebten Aeltern schlechterdings von sich absondern und umkommen lassen sollten, ist wenigstens heutzutage bei denen die um die Kolonisten wohnen, nicht mehr im Gebrauch. Daß es aber bei einigen ganz abgelegenen Nationen zuweilen noch üblich sey, davon führet Herr Sparrmann ein Exempel an. Ich habe es zwar niemals selbst gesehen, aber von glaubwürdigen Leuten vernommen: daß sie gesehen haben, wie junge Leute ihre abgelebte unvermögende Aeltern gehoben und getragen haben. Und eben da ich dieses schreibe fällt mir ein, daß ich einstmalen in einer Gesellschaft habe sagen hören, daß die alte Hottentottinn N. N. noch lebe und kürzlich auf einem Bauernplatz gewesen sey. Da ich mich ferner darnach erkundigte, was das für eine alte Hottentottinn sey? so wurde mir zur Antwort gegeben: Es sey eine kleine aber sehr arme Hottentotts-Familie, welche im Lande herum wandre und ihren Unterhalt wie Bettelleute bei denen Bauern suche; dabei befände sich eine sehr alte Hottentottinn, welche von ihrem Enkelsohn auf dem Buckel getragen würde.

Was



Was die Buschmänner in diesem Fall mit ihren abgelebten Aeltern thun mögen, davon kann weder ich noch jemand anders Nachricht geben; denn Niemand vermag sich eine Zeitlang unter ihnen aufzuhalten, und ihre Oekonomie auszuforschen.

Die Nahrung der Hottentotten bestehet vors erste was den Trunk anbetrift, in saurer Milch, oder in Wasser, oder in beiden unter einander vermischt. Die Milch heben sie in einem Schlauch von Rinds- oder andern Fellen auf, an welchen das Rauche inwendig gekehrt ist. Sobald sie die Kühe gemolken haben, gießen sie die frischgemolkene Milch zu der alten, welche denn alsobald ebenfalls säuerlich wird. Zuweilen machen sie auch Butter, die sie aber nicht essen, sondern sich nur damit beschmieren. Die Art wie sie ihre Butter verfertigen, ist diese: In einen länglichen aber engen Schlauch von Thierfellen thun sie die Milch, und zwei Personen fassen den Schlauch an beiden Enden an und bewegen ihn hin und her, bis das Fette davon zusammen geronnen und zu Butter geworden ist. Ihre täglichen Speisen, welche die Weiber schlechterdinges besorgen und herbeischaffen müssen, bestehen in Wurzeln, Kräutern und wilden Früchten, von welchen Afrika in seinen fruchtbaren Gegenden, Feldern und Büschen sehr ergiebig ist. Der Mangel solcher Nährungsmittel für die Menschen, nöthiget sie noch öfter als der Mangel der Weide des Viehes, ihre Wohnplätze zu verlassen und in andern Gegenden sich niederzulassen. Krepiret ein Stück Vieh, es sey Rind oder Schaaf, so wird es zerlegt und verzehrt. Geschlach-

tet aber wird, außer zu einigen Feyerlichkeiten und anders machen, keines. Ist aber jemand von einer Hausgenossenschaft krank, so geschiehet es nicht selten, daß sie einem Schaafe den Schwanz abschneiden, das Fett davon ausbraten, sich oder den Kranken damit besalben und das fleischichte abklauben. Ihr Vieh destomehr zu schonen und zum Schlachten desselben weniger genöthiget zu seyn, gehen sie öfters auf die Jagd. Glückt es ihnen einen Elephanten, Rhinoceros, Büffel, Elend oder anderes Wild zu beschleichen und zu tödten, so genießt nicht allein die ganze Familie sondern die ganze Dorfschaft im Ueberfluß davon; denn Niemand getrauet sich allein auf die Jagd zu gehen, kann auch dabei nichts ausrichten, sondern es müssen sich ihrer viele dazu entschließen. Solange der Hottentott etwas vorräthig hat, so frißt er Tag und Nacht. Er legt sich nieder zu schlafen und wenn er aufwacht, geht er zum Fleischtopf, raucht sodann Toback oder Dacha, bis er wieder einschläft. Tag und Nacht ist ihm gleichgültig. Er kann essen, er kann trinken, er kann schlafen, er kann tobackrauchen wenn er will. Die Weiber müssen inzwischen dafür Sorge tragen, daß die Männer so oft es ihnen einfällt, etwas zu essen in Bereitschaft finden. In den Gegenden der Flüße in welchen sich Seekühe aufhalten, wissen die Hottentotten diesen Thieren geschickt nachzustellen, und in bedeckten Gruben zu fangen. Das Fleisch dieser Thiere ist ihnen sehr angenehm, und da solches nächst dem Elephanten das größte vierfüßige Thier ist, so finden sie eine geraume Zeit daran zu zehren: denn

das.

dasjenige Fleisch was sie nicht alsofort zurichten und verzehren, schneiden sie in langen Streifen und trocknen es an der Sonne ab. Der Geruch, den solches Fleisch nach einigen Tagen annimmt, ist ihnen sehr angenehm und lieblich. Das auf solche Weise abgedörrte Elephantenfleisch, welches außerdem bald in die Verwesung gehet, und dessen Geruch denen Kolonisten oder den Elephanten-Jägern am allerunangenehmsten ist, ist eine der Hottentotten delikatesten Speisen. Was wunder, daß diesen Völkern die Gewohnheit zur andern Natur geworden? da sie von Kindheit auf dabei erzogen und dazu gewöhnt worden. Mir scheinet es wenigstens nicht so wider die Natur zu streiten, als wenn Menschen die gesittet seyn wollen, stinkendes rohes Fleisch zu fressen sich nicht entäußern; wie nach dem Bericht des Herrn Sparrmanns, oben erwähnt worden.

Daß die Hottentotten die alten Schuhe der Europäer auffressen sollen, muß auch nur mit Unterschied geglaubt werden. Schuh von ausgearbeiteten oder aus Lohe gegerbeten Leder, werden sie nie begehren. Nur bei Ermangelung aller andern Lebensmittel, nimmt der abgehungerte Buschmann wohl die abgelegten Feldschuh, die von rohen Rindleder verfertiget sind, an; und wenn er sie in Wasser erweicht, zwischen zwei Steinen geklopft und auf glühenden Kohlen oder in glühender Asche gebraten hat, so verzehret er sie mit gutem Appetit, wozu seine außerordentlich schöne Garnitur Zähne, eine geschickte Mühle zum Zermalmen abgeben muß. Was

thut

thut er dabei? nichts als was er zu thun gewohnt ist. Denn von jedem Rinde wird das Leder bis auf die Letzte verspart und getrocknet. Wenn denn kein Fleisch mehr vorhanden ist, ergreift der Hottentott das trockne Rindleder, weicht es im Wasser ein, und richtet es auf obige Manier zu; und ist dabei kein Unterschied, als daß die Feldschuh vorhero etwas abgetragen seyn. Im Fall der Noth eine Schlange todt zu schlagen, zu rösten und zu verzehren, ist ihnen nichts neues, und manche machen sich eine Delikatesse daraus. Ich habe einen Europäer gekannt, der, wenn er eine Schlange sah, sogleich vom Pferde sprang, der Schlangen auf den Kopf trat und solchen mit seinem Messer abschnitt: sodann schnitt er ihr den Bauch auf, und mit einem Löffel von Horn, den er zu dem Ende jederzeit bei sich führte, drückte er ihr das Fett aus und verzehrte es. Er gab für, es diene zu seiner Gesundheit. Sehr auffallend ist es mir gewesen, wenn ich gesehen habe, daß die Hottentotten ihre Pelz-Kroßen ausgesucht und ihre darinnen befindliche Bluts-Freunde mit den Zähnen zerbissen haben. In den afrikanischen Büschen und Sträuchern, befindet sich ein kleines Insekt welches Buschlaus genennt wird. Es ist nicht größer als eine Wanze und derselben sehr ähnlich, dabei aber platt vom Leibe und mager. Wenn dieses Insekt im Vorbeigehen an einen Menschen oder Vieh gelanget, so wird es ein Blutsauger. Menschen schaffen es zwar bald von sich; allein bei dem Vieh, Pferden, Rind-Vieh oder Schaafen setzt es sich am liebsten hinten unterm Schwanz am After an; frißt

sich

sich mit dem Kopf tief in das Fleisch hinein, und saugét das Blut so häufig ein, daß es in wenigen Tagen die Größe einer Haselnuß erreichet: wobei aber die Beine eben so klein bleiben wie sie zuvor gewesen, und das Insekt daher nicht von der Stelle kommen, auch sich mit nichts als dem Kopf anhalten kann. Wenn sich einige mehrere dergleichen Buschläuse an ein Stück Vieh angehangen haben, so nimmt dasselbe davon ab, und man darf sie nicht abreißen, denn alsdenn bleibt der Kopf in dem Fleische stecken, und die kleine Wunde wird dem Vieh zuweilen gefährlich, wenn sie zum schwären kommt und den Mastdarm erreichet. Wenn man aber etwas Salz mit Wasser anfeuchtet und das Insekt damit bestreichet, so läßt es los und fällt ab. Ein delikater Bissen alsdenn für einen Hottentotten!

Die Wohnungen der zahmen Hottentotten, wie sie bei Kolben und andern Reisebeschreibern abgezeichnet worden, lassen auf den Kupferstichen recht hübsch. Weit gefehlt aber, daß sie auch so schön in die Augen fallen sollten, wenn man das Gebäude im Original siehet. Sie bestehen aus langen, dünnen und schwanken Stöcken, wie unsere Bohnenstängel, die in die Kreuz und Queere mit Riemen von rohen Rindleder zusammen gebogen und gebunden seyn. Die Stöcke sind mehrentheils von Keurboom oder Kehr-Baum-Holz, welches sich wie unsere Weiden biegen und behandeln läßt. Dieser Baum ist schwammig, weich, biegsam, und trägt rauche Schoten mit wilden ranzigen Saamkörnern, in Gestalt unserer schwarzen Wicken: die Blätter



aber gleichen unsern Abreschblättern. Diese Hütte nun wird mit Schaaf-Fellen und Matten überall bedeckt, behangen und fest gebunden, so daß wenn sie recht dichte und hinlänglich belegt ist, der Regen nicht durchdringen kann: allein dergleichen wasserdichte Bedächung findet man nur selten. Die Thüre ist nur ein unbehangenes oder offen gelassenes Loch, etwa 2½ bis 3 Fuß hoch, und vertritt zugleich die Stelle des Fensters und des Rauchlochs. Bei ungestümen Wetter wird dies Loch mit Schaaf-Fellen oder Matten verhangen, und eine andre auf jene Seite wo der Wind nicht eindringet, geöfnet. In der Mitte der Hütte ist der Feuerherd; nicht erhabner als der Fußboden der der Einwohner Lagerstelle ist, sondern eingetieft, oder eigentlicher zu sagen nur eine kleine Grube in der Erde. Die Matten sind nicht von Rohr oder Schilf, sondern von zähen Senden oder Binsen und Rietgras zusammen geziehen, dessen gleichen in Teutschland nicht wächset. Von einigen Hottentotten welche in ihrem Lande beßre Materie dazu haben, werden die Matten weit besser und dauerhafter gemacht, und an die Kolonisten verhandelt; welche sie über die Spriegel der Wagen und zu mehrerer Sicherheit wider den Regen unter dem Wagentuch legen.

Nach dem Berichte der kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung; sollen des Hottentotten Hütten nicht zirkel- sondern länglichrund seyn: dies ist wahr, denn sie gleichen denen Backöfen die man in Teutschland auf den Dörfern antrift; und von Leimen gemacht seyn. Sie sollen

nach

nach angezogenen Berichte, durchgängig 14. Fuß lang und 10. Fuß breit seyn, und also im Umfange 35. bis 40. Fuß halten; aber das ist nicht allgemein, man findet welche die kaum 20. bis 25. Fuß in die runde haben: jedoch stehen sie in denen Kraalen alle in einer, dem Augenschein nach zirkelrunden Lage; und diejenigen Hottentotten welche beides Rind- und Schaaf-Vieh haben, treiben des Nachts die Schaafe auf den mittlern Raum zusammen, das Rindvieh aber wird außerhalb den Hütten, mit einem Fuße und einem Riemen an einen kleinen in die Erde geschlagenen Pflock angebunden. Einige Geschlechter der großen Namaquas, welche sich durch angenommene Namen von ihnen unterscheiden, jedennoch mit selbigen durch Heirath und anderweitige Verbindungen in guter Freundschaft leben, z. E. die Enicquas, Comeniquas, Cabonas, Karangoyers und mehrere andre, haben Wohnungen die von Rohr und Binsen gemacht und weit größer als der andern Hottentotten ihre sind, so daß zuweilen zwei oder drei Familien darinnen beisammen wohnen. Die reichsten von ihnen hingegen haben nicht nur eine sondern zwei auch drei dergleichen Hütten, je nachdem sie zwei oder drei Weiber haben, deren jede eine Hütte für sich erbauen muß: denn die Weiber eines Mannes wohnen niemals beisammen. Es ist also sehr voreilig gesprochen oder geschrieben, wenn man von den Hottentotten überhaupt etwas Allgemeines erzehlen will. Wir werden noch in keine hundert Jahr und nicht eher eine allgemeine Hottentotts-Geschichte zu lesen bekommen,

men, bis sich jemand die Mühe geben wird, nicht allein die Stämme sondern auch die Geschlechter derselben zu bereisen, und jede Sitten und Gewohnheiten derselben zu beschreiben.

Wenn die Hottentotten ihren bisherigen Aufenthalt verlassen und in eine andere Gegend ziehen, so nehmen sie ihre Hütten auseinander und packen sie nebst allen ihren Habseligkeiten auf einen Trag-Ochsen; welches Thier sodenn einen Stock quer durch die Nase bekommt, und wenn es nicht folgen will daran geleitet wird. Zu dem Ende wird dem Thiere wenn es noch jung ist, ein Loch durch die Scheidewand die zwischen beiden Naselöchern ist, gestochen und offen gehalten, damit es nicht wieder zuheilen kann. Wenn nun der Ochse bepackt werden soll, so wird ihm ein etwan 1½ Fuß langer Stock, der an einem Ende einen kleinen Wiederhaken hat, damit er nicht heraus fallen kann, durch das Loch gestochen, und da dieses dem Thiere schmerzhaft ist, so muß es stille stehen und sich nach Gefallen behandeln lassen. Will der Ochse nicht gutwillig folgen, so wird er an dem Stock geführet oder geleitet; gehet er aber ohne Leitung, so drehet er bei jedem Schritt den Kopf nach derjenigen Seite hin wo der Stock hinschlenkert, woraus man also abnehmen kann, daß dieser Kappzaum dem Thiere sehr empfindlich seyn müsse.

Man will den Hottentotten auch einige angeborne Geschicklichkeit zueignen, und behaupten daß sie verschiedene Geräthschaft selbst, so gut wie Europäer verfertigen. Elende Geschicklichkeit! Die

vor-

vorberührten Matten, wozu wenig Geschicklichkeit erfordert wird, machen die Weiber so wie ihre Kochtöpfe selbst; diese letztern aber sind so ungeschickt und plump, daß sie unterwärts mehr rund als flach sind und nicht aufrecht stehen können, sondern sowohl beim Feuer als sonst in den Sand eingesetzt werden müssen, damit sie nicht umfallen. Einen dergleichen Topf zu verfertigen, nimmt das Weib ein Stück Thon nach Verhältniß der Größe wie der Topf werden soll, und klaubt alle kleine Steinlein davon aus; sie giebt dem Thon eine runde Form, und drückt solchen mit den Händen inwendig hohl. Sodann hält sie inwendig ein Stück Holz gegen die Seiten des Topfs, und klopft mit einem andern Stücke Holz auswendig überall und solange dagegen, bis der Topf eine gleiche Stärke bekommen hat. Verfolgens wird derselbe erst im Schatten und dann an der Sonne getrocknet: und wenn er dadurch nicht etwan von einander getrennt wird oder einen Riß bekommt, so wird er inwendig mit kleine gebrochnen Reisigholz angefüllt, um ihn herum aber wird eine ziemliche Menge dergleichen Reißig gelegt, angezündet und der Topf auf solche Weise gebrannt. Ich glaube schon vorher angeführt zu haben, daß die Hottentotten die Felle zu ihren Krossen einigermaßen zurichten. Es geschiehet aber dieses auf keine andre Art, als daß sie solche einige Tage in Kuhmist legen, sodann trocken werden lassen, den Mist abklopfen und das Fell mit Fett einschmieren. Wie man nun bei dieser Beize mit Kolben sagen könne: daß sie das Kürschnerhandwerk verstünden? weis ich nicht.



Wenn die Hottentotten, welche kein Feuerzeug von den Europäern bekommen haben, Feuer machen wollen, so bedienen sie sich dazu eines recht dürren Stück Holzes, in welchen ein etwas tiefes Loch eingebrannt ist. In dieses Loch oder ausgehöhlte Vertiefung, legen sie etwas von ihren sehr leicht Feuer fangenden Zunder, stechen sodenn ein dünnes und geschnittenes Stück Holz in das Loch, und drehen dieses mit beiden flachen Händen so geschwinde herum, eben als wenn man etwas zerquerlen will. Durch dieses geschwinde Herumdrehen, wird das schon mehrmals angebrannt gewesene Holz erhitzt, glimmt an und entzündet den Zunder. Es geht damit eben so zu, als wenn ein Drechsler ein dünnes Stück eichenes Holz an ein anderes in die Drechbank gespanntes Holz hält, und mit jenem auf dieses schwarze Ringe einbrennt. Der Hottentotten Zunder aber, welcher auch von den Kolonisten zum Toback-Anzünden in ihren Zunderbüchsen gebraucht wird, ist ein Gewächs welches wie unsere Salwey niedrig ist, und ihr auch an Blättern ziemlich gleich kommt. Unten aber an den Blättern, an derjenigen Seite die nach der Erde zuhängt, befindet sich eine rauche wolligte Materie. Dieses Kraut, welches auch den Namen Zunder- oder Pulver-Kraut führet, wird an der Sonne getrocknet und nachher zwischen beiden Händen zu einem Staub zerrieben, welcher unter dem Reiben zum Theil von selbst durchfällt, zum Theil weggeblasen wird; das rauche wolligte Wesen aber bleibt in den Händen zurück, und siehet sodann eben so aus, als dasjenige was man in

den



den abgetragenen Kleidern, zwischen dem Tuche und dem Unterfutter findet. Dieses ist also der Zunder, der, wenn er zumahlen schon einmahl angebrannt gewesen und wieder ausgelöscht worden, von den geringsten Funken augenblicklich Feuer fängt.

Durch eigenen Fleiß, aber auch mehrentheils mit vieler Mühe und einer langwierigen Arbeit, verfertigen die Männer ihre Aßagayen, Pfeile, Bogen, Köcher, Kieris und Rackums selbst; und vor allen andern, wenn sie an ihren Aßagayen eine eiserne Spitze machen wollen, so haben sie derzu nicht etwan einige Tage oder Wochen, sondern zuweilen einige Monathe nöthig, das Eisen, zumal wenn es etwas groß ist, abzuschleifen und in einiges Geschicke zu bringen; eben wie die Wilden Amerikaner, die einen Stein zu einer Art zu schleifen, fast ihre ganze Lebenszeit dazu nöhig haben. Das Schmieden des Eisens, haben sie wie schon erwähnt worden, einigermaßen von denen Europäern abgesehen und verrichten es mit zwei Steinen; jedoch ist es nur von kleinen Stücken Eisen entweder zu einer Aßagaye oder zu den Pfeilen zu verstehen. Das Kupfer aber wissen die Namacquas-Hottentotten würklich zu schmelzen und zu gießen; wovon die beiden Consorten des Landzugs, welcher im Jahr 1761 und 62. unternommen worden, Namens Tielemann Rooß und Peter Marais unterm 18ten August 1762. folgenden Bericht abgestattet haben:

„—Indeß sind sie im Schmelzen des Kupfers „sehr geschickt, wie wir denn davon auf unserm

 „Rück-

„Rückzuge in der Gegend des Flusses Charie eine
„Probe gesehen haben. Denn wie die hier woh-
„nenden Namacquas auf unser Verlangen eine sol-
„che Probe machten, so sahen wir sie dazu einen
„Tiegel von Kleyen (d. i. Leimen oder Thon) ver-
„fertigen; alsdenn machten sie eine Art von Feuer-
„herd aus frischem Kühmist, einen halben Fuß hoch
„und etwan im Umfange einen Fuß groß. An der
„einen Seite dieses Herds steckten sie längst dem
„Boden zwei Gemshörner, wovon jedes an einem
„Ende einen Windsack von Fellen hatte, der so ge-
„macht war, daß er mit dem Auf- und Zuthun, den
„Wind der beständig durch die Hörner ging, fort-
„trieb. Hiedurch bliesen sie die auf dem Herde lie-
„genden Holzkohlen an, und brachten das Kupfer
„in kurzer Zeit zum schmelzen. Hierauf gießen sie
„es in frischen Kühmist aus, worinn kleine Gruben,
„etwa eines Fingers lang sind; den auf diese Art
„gegoßenen kleinen Stäben geben sie nachher durch
„einen steinern Hammer auf einem andern schweren
„Stein, die Form von Ringen, oder was sie sonst
„daraus machen wollen.“

Anmerkung. Diese Ringe müssen also wohl nicht mit beiden Enden zusammen gelöthet werden; denn die Soldier-Kunst verstehen die Hottentotten gewiß nicht. Ich habe aber an ihren Armen keine andere als solche Ringe von Kupfer gesehen, die gar nicht gelöthet sondern ganz aus einem Stücke waren, und welche sie von sehr weit her empfangen zu haben, vorgaben.

d. Verf.

Was

Was mir unter ihren Arbeiten am bewunderns-würdigsten geschienen, sind ihre elfenbeinerne Armringe. Einem europäischen Beindrechsler würde die Verfertigung derselben nicht schwer fallen. Er würde einen Reifen von dem hohlen Elephanten-zahn absägen, und sodann rund, glatt und poliert bearbeiten. Da aber die Hottentotten keine Sägen, Feilen oder andre zu solcher Arbeit dienliche Instruments haben, so kann man nicht begreifen, wie sie dergleichen Ringe von einer so harten Materie verfertigen können; weswegen man auch vermuthet, daß sie solche von andern noch unbekannten Völkern bekommen.

Das übrige was die Hottentotten zu ihrer Wirthschaft gebrauchen und selbst verfertigen, ist von keiner Erheblichkeit, und noch weniger als ein Beweis ihrer natürlichen Geschicklichkeit anzuführen. Unbegreiflich aber ist, was Herr Sparrmann pag. 357. von denen im obern Theile des t'Kureiqi oder kleinen Sonntagsflußes wohnenden, durch Vermischung von Hottentotten mit Kaffern, entstandenen Bastard-Hottentotten erzehlet; nehmlich: „Diese Bastard-Hottentotten bewahren ihre Milch „ebenfalls in ledernen Schläuchen, und genüßen sie „nicht anders als geronnen. Sie melken sie aber „in Körbe von besonderer Art, die von Wurzeln so „fein und dicht geflochten waren, daß weder Milch „noch Waßer im geringsten durchfließen konnte. „Diese Gefäße würden an sich selbst eben so nett als „leicht seyn, wenn die Hottentotten sie reinlicher „hielten. Die meisten sehen von der Milch, die

„sich wie eine [illegible] angesetzt hatte, inwendig so
„aus, daß wir anfänglich im Ernste glaubten, sie
„wären mit Kühdreck beschmieret, um desto besser
„dicht zu halten. Ich versuchte aber hernach ganz
„reine Körbe, wovon ich einen mitgebracht habe,
„und fand, daß sie ohne die mindeste Beschmierung
„gar nicht lecken. — Sie halten ein halbes Stüb-
„chen bis fünf oder sechs Kannen.“ Ich zweifle
ob ein europäischer Korbmacher, oder anderer Künst-
ler einen solchen wasserdichten Korb verfertigen kön-
ne: denn auch von denen Chinesischen Körben die
so fein sind, daß sie Menschenhände unmöglich fei-
ner flechten können, ist es bekannt, daß sie nichts
Naßes in sich halten können.

Häurathen oder Ehen in naher Blutsfreundschaft
sind bei allen Hottentotts-Nationen durchgängig
verhaßt; folglich auch unter Geschwister-Kindern
nicht erlaubt. Der Ehebruch wird sehr hart und
an den Weibern ohne Barmherzigkeit mit dem Tode
bestraft. Die Männer aber können sich noch eher
von der Strafe befreyen, wenn sie eine von ihnen
geschwängerte ledige Dirne heirathen, und dem
Kraal eine gute Schmauserei geben. Wenn eine
Wittfrau wieder heirathen will, so muß sie sich zu-
vor ein Glied von einem Finger abschneiden lassen,
und ich habe dergleichen Weiber gesehen, denen be-
reits zwei Glieder abgenommen waren. Was nun
dieses Glieder-Abschneiden für eine Ursache und
Verbündlichkeit mit einer zweiten Ehe habe, wird
man so wenig als die Pisplechtigheit bei der ersten
Verheirathung ergründen können, wenn man nicht
an-



annehmen will, daß es eine von denen alten Oberhäuptern willkührlich erdichtete Ceremonie sey, um eine Ceremonie einzuführen. Unverheiratheten Personen wird es gar nicht übel genommen, wenn sie ihrer Liebe den freyen Lauf lassen und einander vergnügen; nur muß keine Schwängerung erfolgen, auf welcher zwar für beiderseits Personen eine Lebensstrafe gesetzt ist; jedoch wenn sie sich heirathen und der Gemeinde oder dem Kraal ein Stück Rindvieh zum Besten geben, so erfolgt mehrentheils Nachsicht. Wenn dem Berichte eines unter den Kolonisten wohnenden Hottentots zu glauben stehet, so ist eine jede Hottentots-Dirne verbunden, gegen bedungene Bezahlung an ihre Verwandten, jedem Hottentotten die letzte Gunstbezeugung zu erweisen; wogegen aber, nach Aussage eben dieses Hottentots, kein einziges Beispiel vorhanden sey, daß ein Mädchen für Bezahlung in die Arme eines Christen oder weißen Mannsperson überliefert worden. (Wahrscheinlich weil die Weißen eine so schmutzige Schöne nicht zu erkaufen begehren.) Gedachter Hottentotte hatte aber selbst sich in solchen Liebeshändel nicht eingelassen, weil es ihm für zwei oder drei Nächte eine Kuh würde gekostet haben. Bei einer solchen Gelegenheit ist aber wohl nicht zu vermuthen, daß eine erfolgte Schwängerung nach den Gesetzen könne bestraft werden. Daß aber die Hottentotten die von Europäern oder Afrikanern erzeugten Kinder umbringen sollten, ist ganz fabelhaft; denn vors erste ist es in ihren Kraalen einem Christen, er sey Europäer oder Afrikaner, beinahe unmöglich

möglich sich mit einer Hottentotts-Dirne einzulassen, er habe denn ganz und gar keine Scham noch Schande in seinem Herzen, und erkaufe der Dirne Aeltern zu ihrer Bewilligung. Vors andre aber so lieben diejenigen Hottentottinnen die bei den Kolonisten dienen, die von Europäern oder Afrikanern erzeugten Kinder vorzüglich, und bilden sich recht sehr viel damit ein.

Gegen die entlaufenen Sklaven der Kolonisten haben die Hottentotten nicht sowohl einen angebornen natürlichen als in der gesunden Vernunft gegründeten Abscheu: allermaßen sie gar wohl wissen, daß ein entlaufener Sklave sein Leben nicht anders als vom Raube ihres Viehes unterhalten könne; daher, und wenn sie einen dergleichen habhaft werden, so liefern sie ihn an die nächsten Kolonisten aus, die ihn alsdenn weiter transportiren und an die Behörde abliefern. Kann sich aber ein entlaufener Sklave bis zu denen Kaffern fortschleichen, so ist er für aller Gefahr gedeckt; denn diese liefern keinen aus, weil sie ihre beste Streiter seyn; mehr Herzhaftigkeit als die Kaffern selbst, besitzen und sich bei aller Gelegenheit gegen die Kolonisten, aus Furcht gefangen und der Justiz überliefert zu werden, ganz desperat wehren: ja eher ihr Leben einbüssen als sich gefangen nehmen lassen. Es ist auch dieses, nehmlich sich zu den Kaffern zu geben, jedesmahl der Vorsatz aller derer jenigen Sklaven, die sich zusammen rottiren und ein Komplot machen zu desertiren. Ich hab es selbst angehört, daß ein gespiester Sklave seinen vier andern ebenfalls gespiesten

Ka-

Kammeraden, den Vorwurf mit den allerbittersten Ausdrücken machte, wie sie ihn verleitet und versprochen hätten in das Kafferland zu bringen, ihr Wort aber wie Tagolies (ihr ärgstes Schimpfwort) gehalten hätten. Die Hottentotts-Weibsleute aber die bei den Kolonisten dienen, hegen keinen Haß wider die Sklaven, und lassen sich gar leicht bereden sich mit ihnen abzugeben; und die Kinder die mit einer Hottentottin erzeugt werden, sind, obschon der Vater ein Sklave ist, jederzeit frei; müssen aber 25. Jahr bei der Brodherrschaft der Mutter verbleiben: es seye denn, daß die Mutter sich alsobald mit ihrem neugebornen Kinde hinweg und wieder zu ihrem Kraal begebe.

Was die vermeintliche Religion der Hottentotten oder wenigstens die natürliche Erkänntniß eines Obern Wesens anbetrift, so mag Kolbe oder jemand anders einigen Anschein davon aus ihren Tänzen oder andern Feyerlichkeiten abnehmen, und erzehlen was sie wollen; so kann ich doch zuverläßig versichern, daß sie von Gott und Gottesdienst so wenig etwas wissen als wissen wollen. Sie lassen sich in dergleichen Unterredung gar nicht gerne ein, und aus Armuth ihrer Sprache, in welcher man sich gar keiner darzu dienlichen Wörter bedienen kann, ist es auch nicht möglich, ihnen den mindesten Begriff von den Eigenschaften eines Göttlichen Wesens beizubringen. Gesetzt auch daß ein Hottentott bei den Kolonisten erzogen worden, und nach seiner Mundart ziemlich gut Holländisch spräche, so sind ihm doch die Ausdrücke der Religion unbekannt und unverständ-

ständlich. Er hat sie in seiner Muttersprache nicht, und also kann er sie auch nicht übersehen und begreifen. Es dünkt mir eben so, als wenn man mit einem gebornen Teutschen in teutscher Sprache zwar sprechen, aber die Hauptwörter des Gesprächs in hottentottischer Sprache vortragen wolte. Da man sich nun in diesem Fall keiner Wörter bedienen kann die der Hottentott verstehet, so sagen sie frei heraus daß sie von allem dem was man mit ihnen spricht, nichts verstehen, und sie haben recht sich einer Unterredung zu entziehen, die auch dem vernünftigsten Menschen verdrüßlich und zuwider wäre, wenn er die dabei gebrauchten Worte nicht verstünde. Der bekannte Opitz aus Breslau, der 20. Jahre lang ein Sklave der Kalmucken gewesen, berichtet, daß wenn er seinem Herrn oder dessen Weibe etwas von Gott als von seinem Schöpfer, Erhalter und Erlöser vorgesprochen, dieselben zur Antwort gegeben: Ihr Vater und Mutter hätten sie geschaffen; Pferde und Cameele wären ihre Erhalter, und ihr Säbel wäre ihr Erlöser. Eben dergleichen Gedanken hegen die Hottentotten.

Diejenigen Sprachwörter, die Kolbe in seinem Vocabulario aufführet, und von welchen offenbar einleuchtet, daß sie die Hottentotten vor Ankunft der Holländer gar nicht gehabt haben können, scheinen entweder erdichtet oder von denen Sklaven aus der Lingua franca hergenommen zu seyn. Ich will zum Beispiel nur einige wenige anführen, von deren Bedeutung sie als von nie gesehenen Dingen unmöglich einen Begrif können gehabt haben.

Kna-



Knabou eine Flinte (scheint den Knall einer Flinte anzudeuten) Kroy, ein Wagen oder Schubkarren, ist von dem holländischen Worte Kruy-Wagen entlehnt, welches eine Radber oder Schubkarren bedeutet. Tikquoa, Gott; kann unmöglich hottentottisch seyn, denn sonst müßten sie ja auch wissen was sie darunter verstünden, und dann wäre eine natürliche Erkänntniß von einem göttlichen Wesen, sie möchte auch so schwach seyn wie sie wolte, nicht gänzlich zu läugnen. Hacqua, ein Pferd; Choa-a, eine Katze; Kou-Kuri, Eisen; Blee, Weitzen, Korn und Gerste, oder überhaupt Getraide; Schjou, ein Schnupftuch; t'Kourne, Reis; Bree, Brod; Kobba, Huth; Tkauoklöu, Schießpulver; Driesbi, Wein u. d. gl. sind alles Dinge, welche die Hottentotten vor Ankunft der Europäer nie gesehen hatten und folglich nicht benennen konnten. Aus dem einzigen Worte Bree, Brodt, welches offenbar aus dem Holländischen herstammt, kann man abnehmen daß des Kolbens Auslegungen nicht zuverläßig seyn; denn er erkläret an einem andern Orte die Worte Hottentottum Brockqua, welche sie in ihren Gesängen einmischen, also: Gebt dem Hottentotten sein Stück Brod; in welcher Absicht oder bei welcher Gelegenheit er auch ein Mährlein erzählet, welches sehr abgeschmackt ist, und das Wort Brockqua mit Bree gar nicht vergleichet.

Wiewohl nun aber die Hottentotten, wie gesagt, nicht gerne von Gottesdienst und von Erkänntniß eines höhern Wesens, etwas hören und sprechen wollen; so sind doch gegentheils diejenigen, welche

bei

bei denen Kolonisten erzogen werden und der holländischen Sprache kundig sind, nicht so verstockt dumm, daß ihnen nicht sollten Begriffe beigebracht werden können, wie die ganze Schöpfung und die Ordnung in der Natur, nicht aus sich selbst entstanden sey. Sie bewundern, wenn ein Stück Vieh geschlachtet wird, daß den inwendigen Theilen nach, ein Ochse wie ein anderer Ochse und ein Schaaf wie ein anderes Schaaf beschaffen ist. Sie hören es nicht ungerne wenn man mit ihnen von einigen Geheimnissen der Natur spricht, die sie täglich vor Augen haben, aber unbemerkt lassen. Man muß aber dabei nach ihren Begriffen recht teutsch, oder vielmehr recht grad und natürlich sprechen. Zum Exempel, wenn man sie frägt wie es möglich seyn könne, daß, sit venia verbo, aus den Kloten (Testicul) eines Bremmers oder Bullens, ein Kalb entstehen könne, das Haut, Knochen, Fleisch, Eingeweide, Leben und Bewegung habe? so antworten sie zwar, daß ein Ochs wieder einen andern Ochsen so wie ein Mensch einen andern Menschen mache; allein wenn man weiter gehet, ihnen die Natur so weit ihr Verstand reichet etwas erkläret, und dann von der Natur zum Schöpfer schreitet, so hören sie aufmerksam zu, staunen einen an und lächeln. Ich vermuthe, daß wenn man einen holländisch sprechenden Hottentotten nach und nach etwas philosophiren lernte, es auch möglich wäre, ihn, wo nicht zu einem Christen zu machen, doch zur Erkänntniß des wahren Gottes zu bringen. Das mühsamste bei einem solchen Geschäfte würde dieses seyn, daß

man

man ihm erstlich Begriffe von solchen Wörtern beibringen müßte, die man dabei nicht entbehren könnte, ihm aber ganz unbekannt und unverständlich seyn. Das Bekehrungs-Geschäfte des George Schmidts an 37. Personen, wovon ich im VI. Kapitel etwas erwähnt habe, kann wenigstens soviel erweisen, daß die Hottentotten Lehren und Unterricht annehmen können und auch annehmen wollen. Wieweit es aber bei diesen Leuten zur würklichen Bekehrung vom Heidenthum zum Christenthum dabei gediehen sey, weis ich nicht. Blos habe ich damals gesehen und gehöret, daß ein hottentottischer Knabe von 15 oder 16. Jahren, in dem holländischen neuen Testamente ziemlich fertig lesen konnte. Weil aber der George Schmidt als ein geborner Hochteutscher das Holländische selbst nicht recht buchstabiren und noch weniger pronunciren konnte, so las auch gedachter Knabe nicht recht nach der holländischen Orthographie; obschon er bei einem Kolonisten erzogen war, und ziemlich gut Holländisch sprach. Herr Sparrmann erzehlet überdem, daß mehrgedachter George Schmidt eine bejahrte Hottentottin dahin gebracht habe, daß sie sich täglich nach einer einsamen Gegend begeben, und daselbst sehr inbrünstig gebetet habe.

Die Tänze der Hottentotten, die sie bei hellem Mondenschein, nicht nur am Tage des Vollmonds, sondern auch vor und nach demselben, wenn er helle scheint, und darneben recht schöne Witterung ist, vornehmen, sind wohl nichts weniger als religiöse Handlungen. Sie werden von verschiedenen Schriftstellern auch verschiedentlich beschrieben. Ich will

 nicht

nicht dawider seyn, daß sie von einigen Geschlechtern so, und von andern wieder anders aufgeführt werden mögen. Diejenigen aber, die ich gesehen habe, wurden also gehalten: in der Mitte standen 4. auch wohl mehrere bejahrte Männer, welche auf kleinen Röhren von Elfenbein eben so bliesen, und eben solche einzelne Töne angaben, wie man auf einem eisernen Schlüßel thun kann. Um ihnen herum standen die übrigen Mannspersonen in einem Kreiß, und tanzten immer auf eine Stelle bleibende, so, daß sie nur die Hände zu bewegen und mit den Füßen auf die Erde zu stampfen schienen. Die Weibsleute gingen dabei hinter den Mannsleuten mit langsamen Schritten in einem Kreiß herum, klatschten mit beiden Händen immer mit dem Ton der Musik gleiche, und schrien dabei beständig ho! ho! Dies währete länger als zwei Stunden, und der Ton der Pfeiffen war immer einfach und einerlei mit dem, so man auf einem Schlüßel anzugeben vermag.

Inzwischen, wiewohl man aus vorbeschriebenem Tanze keine Anbetung oder Verehrung des Mondes erzwingen kann; so scheinet es doch, daß die Hottentotten demselben besondre Eigenschaften, Kräfte und ein Vermögen zuschreiben, etwas Gutes oder Böses zu bewürken. Denn die mehrgedachten beiden Bürger Roos und Marais, welche den oft erwähnten Landzug im Jahr 17$\frac{61}{62}$. beigewohnt haben, führen in ihrem an den Gouverneur und den Polizeirath abgestatteten Bericht eine sehr merkwürdige Paßage an, welche ich, da man sich auf die Rechtschaffenheit

dieser

dieser Männer verlassen kann, hier anzuführen, nicht ermangeln will.

„Ihre (der grossen Namacquas und Enikquas) Religion bestehet hauptsächlich darin, daß sie „beim Aufgehen des neuen Mondes denselben loben „und verehren. Denn alsdenn setzen sich die Männer zusammen in einen Kreis, und blasen auf einem „hohlen Rohr oder dergleichen Instrumente. Alsdann fangen die Weiber an in die Hände zu klatschen und rund um die Männer herzutanzen. Sie „rufen dabei beständig aus, daß der vorige Mond „sie und ihr Vieh sowohl bewahret habe, und daß „ihnen ein gleiches von diesem wiederfahren möge. „Die ersten Cabonas, die wir antrafen, lobten dabei „besonders den Mond, daß er ihnen ein Volk (die „Landzugs-Gesellschaft) zugeführt hätte, von dem „sie so viel Guts empfingen. Ob nun gleich hierin „allein ihre Gottesdienstliche Gebräuche bestehen, so „haben wir doch bemerkt, daß sie auch einige Vorstellung von einem höchsten Wesen haben, welches „sie Chuyn nennen, das ist: groß oder mächtig. „Denn, wenn sie etwas, das ihre Begriffe übersteigt, „wollen zu erkennen geben, so sagen sie: Es ist ein „Werk des Chuyn!

Ich überlasse es einem jeden selbst zu beurtheilen, ob das eben angeführte eine religiöse Handlung oder eine abergläubische Ceremonie sey? denn das ist einmal ausgemacht, daß bei allen wilden Völkern, bei welchen man so wenig wie bei den Hottentotten eine Erkenntniß Gottes und dessen Verehrung, ja nicht einmal eine Verehrung eines Abgottes antrift, dennoch

noch der Aberglaube und die Furcht für ein unbekanntes böses Wesen seine Herrschaft behalte, und alle Arten der Zauberei geglaubet werden. Daß aber die Hottentotten ein gewisses Insekt als einen Gott verehren sollten, ist grundfalsch, und blos halten sie es als ein Zeichen oder Andeutung eines ihnen bevorstehenden Unglücks. Und in diesem Stück darf man sich über die Hottentotten nicht eben so sehr verwundern, als bei unsern aufgeklärten Zeiten, da selbst vernünftigere Menschen und noch dazu Christen unzählige abergläubische Vorbedeutungen und Ahndungen hegen und glauben, die zuweilen thörichter seyn, als wenn der Hottentotte sich für einen unbekannten Käfer fürchtet. Wenn der Hottentotte zum ersten mal den neuen Mond erblicket, so nimmt er denjenigen Menschen wohl in Acht, der ihm zuerst begegnet. Begegnet dem Hottentott währenden vier wöchentlichen Mondenschein etwas Gutes, so ist derjenige, der ihm zuerst begegnete, ein guter Mensch. Begegnet ihm hingegen etwas Uebles, so ist jener ein böser Mensch. Wenn der große Astronom Tycho Brahe des Morgens zum ersten male ausging, und es begegnete ihm ein altes Weib, oder es lief eine Katze queer über seinen Weg, so kehrte er um und blieb den ganzen Vormittag zu Hause. Wer war thörichter, der Hottentott oder der Sternseher?

Die musikalischen Instrumente der Hottentotten habe ich zwar oben schon angezeiget, aber noch nicht beschrieben; es sind diese: der Gom-gom t'Gorra, die Ravekinge t'Guthe, und der Rommeltopf t'Koi t'Koi. Eigentlicher können die hot-



teutottischen Noten geschrieben werden: Xgörra, XGuthe und Xkoi Xkoi, weil das X den eigentlichen Schlag der Zunge oder das Klatschen derselben am natürlichsten und nächsten andeutet.

Der Gom-gom ist ein langes, dünnes etwas gekrümmtes Holz, oder vielmehr nur eine Ruthe oder Zweig von einem Baume, eben so gestaltet wie unsre Geigenbogen. Anstatt aber daß an diesen viele Pferdehaare sind, so hat der Gom-gom nur ein einziges Pferdehaar, und an selbiges wird ein Federkiel welcher der Länge nach aufgeschlitzt ist erst alsdenn gehangen, wenn das Pferdehaar an beiden Enden des Bogens schon befestiget ist. Diesen Federkiel nehmen sie zwischen den Lippen wenn sie den beschriebenen Bogen mit dem Pferdehaar an den Mund halten, und holen dabei durch dem Athem die Luft an sich. Deutlicher zu sagen: wenn sie den Federkiel mit dem Pferdehaar zwischen die Lippen halten, so blasen sie den Athem nicht von sich, sondern sie ziehen die Luft an sich, und verursachen dadurch ein kleines Zittern oder Erschütterung des Pferdehaars, welches denn einen schwachen Ton hören läßt. Sie nehmen aber darum den Federkiel nur in den Mund, weil sie außerdem die zitternde Bewegung an den Lippen weder erleiden könten noch das Pferdehaar einen Laut von sich geben würde, wenn es nicht in dem Federkiel ganz frei wäre. Mit diesem Instrument können sie nicht mehr als zwei Töne angeben, nachdem sie die Luft stark oder schwach an sich ziehen: doch differiren sie nur von einander wie d und dis, g und gis, f und fis, nur daß sie ei-

nen gewissen Zeitraum zwischen solchen Laut beibe-
halten.

Die Ravekinge oder Xguthe schreibet sich nicht ursprünglich von den Hottentotten her, sondern ist ein nachgeäfftes Instrument welches die Sklaven von Malabar mitgebracht haben, von welchen es einige Hottentotten abgesehen haben, und daher auch nicht allgemein bei ihnen gefunden wird. Es bestehet aus einem Bodenstück oder der untern Hälfte eines Kalabas oder wilden Kürbisses. Ein Stock zwei Finger breit und einer Ellen lang, wird mit dem einem spitzig und dünne geschnittenen Ende, durch die Mitte des halben Kalabasses gestochen und daran befestiget. Ein kleines Stück von einem Schaafsfelle, von dem die Wolle rein abgenommen ist, wird über den halben Kalabas, wenn es zuvor in Wasser geweicht worden, gespannt und fest drauf gebunden; damit wenn es trocken geworden recht steif gespannt sey und einen Resonanz von sich gebe. An dem dünnen Ende, welches durch den Kalabas gehet und auf der andern Seite hervorraget, werden drei Darmsaiten von verschiedener Stärke gebunden, welche wie an einer Violine über einen kleinen Steg nach vorne zugezogen und mit drei kleine Wirbel, in drei durch das breite Ende des Stocks gebohrte Löcher, befestiget und angespannt werden: eben so wie an den kleinen Kindergeigen welche die Drechsler führen, und von den Holzarbeitern in dem Gebirge verfertiget werden. Dieses Instrument wird mit keinem Fiedelbogen gestrichen, sondern die Darmsaiten werden nur mit den Fingern wie an ei-

ner.

Laute geschnellt. Die Hottentotten aber welche dergleichen Instrument haben, können keine Stücke, Tänze oder sonst etwas dergleichen drauf spielen, sondern geben nur blos die drei Töne der drei Darmsaiten an, und zwar so wie bereits vorher gemeldet worden mit einem drei, vier oder fünffachen Schlage. Man könnte es einen $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{4}$ und $\frac{5}{4}$ Tact nennen. Der Rommel-Topf Xkoi Xkoi (eines der schweresten Wörter in ihrer Sprache, weil der Zungenschlag zweimal repetirt werden muß) bestehet blos aus einem etwas weiten aber niedrigen, aus Thon verfertigten Topf; auf welchen ebenfalls ein von Wolle entblößtes zuvor in Wasser geweichtes Stück von einem Schaaffelle ausgespannt und fest gebunden worden. Wenn nun dieses recht trocken geworden, so ist es hart und wie ein Trommelfell angespannt. Auf dieses nun spielen allein die Weiber, drücken mit den Fingern drauf und schnellen solche ab, wodurch sie einen eben so gedämpften Ton erzwingen, wie wenn man auf einer Trommel, das Trommelfell etwas eindrückt und wieder in die Höhe springen läßt. Wegen diesen nur beschriebenen erbärmlich schön klingenden musikalischen Instrumenten, darf man gar nicht glauben, daß die Hottentotten zur Tonkunst gar kein Geschicke oder Gehör hätten: ich habe bei einem Bauer auf dem Lande einen Hottentotten angetroffen, der blos aus eigenen Antrieb und ohne den mindesten Unterricht verschiedene Tänze auf einer Violine spielte, wornach man ziemlich regelmäßig tanzen konnte. Ich muß Kolben Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn er pag. 528.

528. und 529. des P. Tacharts Erzehlung aus seiner Siamischen Reise pag. 108. allwo er von einer Musik einer fremden Nation schreibet, sehr vernünftig recensiret. Die Geschichte, welche der Pater anführet, originiret aus dem Munde des ehmaligen Gouverneurs Simon von der Stell, und diesem war es jedesmal eine herzliche Freude, wann er aus dem Stegereif eine Lüge erdenken und einem Frendlinge aufhängen konnte; wie sich denn der 40. Tage-Reisen hohe Berg, von dem gedachter Pater schreibet, ebenfalls nur in dem Gehirnkasten dieses Gouverneurs von der Stell befunden hat. Toback und Dacha sind der Hottentotten bestes Confekt, und der Rauch davon ihr Element, worinnen sie nebst dem, so in ihren Hütten von dem darinnen unterhaltenen Feuer entstehet, leben und weben. Was man für Geld, welches sie weder kennen, noch dessen Werth zu schätzen wissen, nicht bekommen kann, das geben sie für Toback, Dacha und Brandtwein willig her. Ein kurzes Endchen Tobackspfeiffe ist ihnen ein angenehmes Geschenk und sie nehmen es wohl in Acht, daß, wenn sie es nicht zerbrechen, sie sich viele Jahre damit behelfen können. Diejenigen, die sie selbst von kleinen Hörnern der Antilopen oder Gazellen, oder auch von Holz mit hölzernen Röhren verfertigen, sind sehr ungeschickt: ihre Tobacksbeutel aber, worinnen sie zugleich ihr Feuerzeug (wenn sie eines haben) bewahren, sind entweder von Lamm-Fellen oder von kleinen Antilopen, oder von einem Hoden-Sack eines Schaafsbocks. Bei Ermangelung alles Tobacks oder Dacha rauchen sie auch dürre Blätter

von



von Bäumen und Kräutern: ja selbst verschmähen sie zu diesem Behuf den getrockneten Mist vom Rhinozeros nicht, welcher sehr wohl brennt. Diesen nurgedachten Rhinozeros-Mist, wie auch den von Elephanten und auch den vom Hornvieh, wenn alle drei Sorten recht wohl getrocknet sind, bedienen sich auch die auf der Jagd liegende oder sonst reisende Personen in denen sandigen Gegenden, allwo kein Holz noch anderes Strauchwerk zu finden ist, zur Feurung: unter welchen aber der Elephanten-Mist, weil er mit vielen kleinen Stücklein Holz von denen abgefressenen Zweigen angefüllt ist, das helleste und längste Feuer unterhält. Da dergleichen Feuerung in denen afrikanischen und asiatischen Gegenden, wo wenig oder gar kein Holz wächst, sehr gewöhnlich ist; so halte ich wenigstens dafür, daß Gott dem Propheten Hesekiel nach dessen vierten Kapitel V. 12. bis 15. nicht befohlen habe sein Brodt mit Menschen- oder Küh-Mist zu vermengen, sondern nur mit einem Feuer von gedörrten Küh-Mist abzubacken; welches denn diese sonst so vielen Zweifflern anstößige Stelle völlig erläutert.

Von denen mancherlei Nationen der Hottentotten ist zu bemerken, daß sie sich zwar in viele Stämme und diese sich wieder in Geschlechter und Familien vertheilet, von einander abgesondert und andere Namen angenommen haben: allein man muß sich von ihren Völkerschaften nicht vorstellen, daß es ausgebreitete Nationen wären, die ganze Provinzen mit Menschen erfüllten. Hier ein Kraal, zwei oder drei Tagereisen davon wieder ein Kraal von 100,

150. bis höchstens 200. Köpfen groß und klein; können zwar bald einen grossen Distrikt Landes inne haben, aber wenn hier ein Baum und eine Viertel Meile davon wieder ein Baum stehet, so kann man keinen Wald daraus machen. Die wilden Buschmänner, welche sich zerstreut in allen Gebirgen, vornehmlich aber in denenjenigen, welche an der ostlichen Seite des Vorgebirges gelegen sind, aufhalten, mögen wahrscheinlich wohl der Anzahl nach die mehresten aber nicht die mächtigsten seyn. Denn da sie ohne Oberhaupt, ohne Ordnung, ohne selbst erwählten beständigen Aufenthalt, von allen Dingen entblößt, ganz unabhängig und wie das Wild ganz willkührlich leben, heute hier, morgen in einer andern Gegend sich aufhalten; so sind sie nur in geringer Anzahl beisammen aufzufinden. Sie sind zwar die schlimmsten, die raubbegierigsten und die ihrer Wildheit wegen am mehresten zu befürchten seyn; allein dieses beziehet sich am mehresten nur auf die zahmen Hottentotten. Finden sie Gelegenheit oder werden vom Hunger gezwungen denen Kolonisten einiges Vieh abzunehmen, so geschiehet es doch nur verstohlner Weise mit Furcht und Zittern; auch nur alsdann, wann sie keinen Widerstand zu befürchten vermuthen. Außerdem und wenn sie nur eine Gesellschaft von zehn, zwölf oder mehrern Personen Europäer und Afrikaner gewahr werden, so nehmen gewiß 100. und mehrere die Flucht, verkriechen sich in die Schlupflöcher der Berge und Felsen aus Furcht für die afrikanische Elephanten-Büchsen, deren Kugeln gar weit fliegen. Es wird etwas über

50.

50. Jahre seyn, da sie sich einmal sehr verwegen bezeigten. Man kann sich leicht vorstellen, daß sie von den hohen Bergen sehr weit in das ebene Land sehen können. Der Posthalter an der Schuur der Sergeant Kiweler wurde mit einem Kommando von etwan 40. Europäern, ohne die Bastardt-Hottentotten, die er bei dem Fuhrwerk gebrauchte, ausgeschickt, um bei denen Namacquas Vieh einzutauschen. Dieses Kommando hatten sie schon von weiten erblickt, und als solches ihrem Gebirge nahe kam, erschienen aus allen Gegenden die Buschmänner in einer Anzahl von mehr als 1000. Köpfen, groß und klein, Weiber und Kinder mitgerechnet, und machten Miene, das Kommando anzugreifen. Der kommandirende Posthalter schickte ihnen ein paar Bastardt-Hottentotten entgegen, ließ sie befragen, was ihr Begehr wäre, zugleich aber auch warnen in einiger Entfernung sich zu lagern, und dem Kommando nicht zu nahe zu kommen. Brandtwein, Toback und Dacha ließen sie auf eine fast trotzige Art fordern; blieben aber in einer Entfernung und lagerten sich auf die Erde. Der Kommandeur überschickte ihnen würklich eine Anzahl Flaschen mit Brandtwein und ein paar Rollen Toback, mit dem Bedeuten, solche unter sich zu vertheilen, zu verzehren und sich denn wieder zurück zu begeben. Inzwischen aber hatte sich das Kommando auf allen Nothfall zwischen ihre bei sich habende vier oder fünf Wagens postiret und in Bereitschaft gehalten. Die überkommene Brandtweinsflaschen mochten unter so vielen Köpfen nicht weit gereicht haben, jedoch waren



ren sie dadurch nur noch trotziger geworden, und ließen auf eine ungestüme Weise ein mehreres fordern, kamen auch dem Kommando näher. Nun war es Zeit Ernst zu zeigen. Der Kommandeur ließ seine bei sich habende Feldkanone mit einer Trauben-Kartätsche, und zugleich auch mit Pelotons von zehn zu zehn Mann die Gewehre abfeuren, wodurch eine beträchtliche Anzahl Männer und Weiber getödtet und blessirt worden. Mit einem male hatte der Krieg ein Ende; der Feind nahm die Flucht, und theils Weiber hatten sogar in der Angst ihre kleinen Kinder zurückgelassen. So schwach auch dieses Kommando war, so erwiesen doch einige aus demselben, daß der Soldat, wenn er allen Muthwillen auszuüben Freyheit hat, ganz ausgelassen und unbändig sey. Denn einige der boßhaftesten ergriffen die zurückgelassenen kleinen Kinder bei den Beinen, und zerschmetterten ihnen die Köpfe an den Steinen; andere tödteten die zurückgebliebenen blessirten Weiber und schnitten ihnen die langen Brüste ab; aus welchen sie sich nachhero Tobacksbeutel, als Zeichen ihrer Heldenthaten verfertigten. Die Gränzen der übrigen Hauptstämme der Hottentotten, nehmlich der Amacquas, kleinen und großen Namacquas, habe ich schon angezeiget, und dabei zugleich angemerkt, daß die beyden erstern nichts weniger als herzhaft zu nennen seyn. Von denen großen Namacquas aber hat man noch immer geglaubet, daß es streitbare Männer unter ihnen habe; allein ihr Heldenmuth kann auch wohl nicht weit her seyn, denn die ersten Familien, die der im VIII. Kapitel beschriebene

Land-



Landzug in der Gegend des Löwen-Flusses antraf, war zwar von der Ankunft dieser Gesellschaft vorher benachrichtiget worden; allein die mehresten von ihnen, sobald sie einige Reuter davon ansichtig wurden, nahmen die Flucht und verbargen sich. Nur wenige alte Männer und Weiber wurden in dem Kraal vorgefunden. Wie aber diesen sehr glimpflich begegnet und mit Toback und Dacha beschenkt wurden, so fanden sich die geflüchteten nach und nach wieder ein, um gleiche Geschenke zu erhalten. Man darf sich den Namen der großen Namacquas nicht verleiten lassen zu glauben, daß diese Nation das Beiwort groß wegen ihrer Anzahl oder Tapferkeit erhalten habe. Es ist nur der Unterscheid zwischen diesen und der kleinen Nation, dem Namen oder der Benennung nach; und es ist noch sehr zweifelhaft, welche von beiden die größte oder zahlreicheste Völkerschaft sey; denn auch die großen wohnen in kleinen Familien beisammen, die öfters kaum 100. oder 150. Köpfe groß und klein in einem Kraale ausmachen. Sie wohnen auch eben so zerstreut und entfernt von einander wie die kleinen Namacquas. Das Land der großen Namacquas erstreckt sich zwar sehr weit nach Norden, und von Westen nach Osten; und da sich von ihrem Stamm bereits viele Familien getrennt und andere Namen angenommen haben; so ist es sehr voreilig, wenn man von ihrer Anzahl nur so obenhin judiciren und etwas Bestimmtes annehmen will. Die Gränzen ihres Landes sollen sich zwar, der gemeinen Sage nach, westlich bis an das äthiopische Meer, nordlich bis an das Land von St. Tho-

mas,

mas, nach Osten bis an die Bricquas und Cnicquas, und nach Süden bis an das Land der kleinen Namacquas erstrecken. Allein dies sind heutiges Tags noch ganz unzuverläßige Muthmaßungen, und beruhen nur auf die Aussage der Hottentotten. Gegen das Königreich Monomotapa und gegen den südlichen Wendezirkel zu hat Afrika schon eine erstaunliche Breite, also daß nach Norden bis an St. Thomas, und nach Osten bis an die Bricquas und Cnicquas, noch sehr viele Völkerschaften wohnen können, die uns noch zur Zeit ganz unbekannt seyn. Der oftgedachte Landzug ist ungefähr auf 120. Meilen von der Kapstadt, und zwar 5¼. Meilen westlicher als die gerade Nordlinie beträgt, folglich höchstens bis zum 26. Grad südlicher Breite gekommen, und weiter gegen Norden ist noch Niemand von denen holländischen Kolonisten gekommen. Wir wollen aber alsobald vernehmen, wie weit eben gedachter Landzug in seinem Bericht an den Herrn Gouverneur und den Polizeirath meine vorgedachte Meinung bestättiget.

Die Namacquas theilen sich wiederum in verschiedene Familien, wodurch ihre vermeintliche große Anzahl noch immer mehr verkleinert, zerstreuet und weniger furchtbar gemacht wird. Als:

1. Die Comeinacquas, welche ungefähr sechs bis sieben Tagereisen von dem großen Fluß, der bei den Namacquas Charie heißt, bei und um einen großen hohen Berg, Namens Comma wohnen. Dieser Landstrich ist sehr dürr und das Volk ist gezwungen das Wasser für Menschen und Vieh aus tief gegra-



gegrabenen Brunnen zu schöpfen. Das Wort Comma heist auf teutsch so viel als Oelbaumholz, und also scheinet es, daß der Name Comeinacquas soviel als Olivenholz-Völker andeuten solle: allein es wird auf gedachten Berge kein Olivenholz gefunden.

2. Die Tradiamacquas welches eine sehr sanfte und freundschaftliche Nation ist, wohnen gleichfalls am gedachten Comma-Berg. Ihr Name bedeutet im Teutschen so viel als Weiber oder Frauenvölker, man weis aber die Ursache dieser Benennung nicht anzugeben; es sey denn daß ihnen solcher wegen ihres leutseligen und sanften Betragens beigelegt worden. Allein es ist merkwürdig was die Bürger T. Roos und P. Marais, in ihren Rapport davon schreiben. „Doch können wir nicht sagen daß sie eben „sanfter als die übrigen sind, indem die Na„macquas überhaupt sich beständig sehr fried„fertig gegen uns bewiesen haben„

3. Die Cabonas, die sich am Fluß Keima befinden, wohnen von den Tradiamacquas noch um vier bis fünf Tagereisen entfernter. Diese Cabonas haben dem Landzuge wieder eine andre Nation bekannt gemacht, welche westlich von ihnen wohnet und Coenquas genannt wird. Das Land der Cabonas ist durchgängig felsig und steinig, welches indeß nicht hindert daß man bey ihnen ziemlich viel großes Vieh findet; unter andern eine Art von zahmen Böcken, die außer daß sie keine Hörner haben, in allen übrigen

Stücken,

Stücken, denen auf dem Vorgebirge gleich sind. Ausser vielen wilden Pferden wurden daselbst keine wilde Thiere gefunden.

4. Die Korikambis, welche ihren Namen (wie die mehresten kleinern Hottentots = Nationen) von einem ihrer Vorfahren, entlehnt haben, machen eigentlich nur ein großes Geschlechte aus. Sie wohnen an dem Fluß Cham, welcher aber im Sommer ebenfalls austrocknet. Dennoch halten sich in diesem Landstriche viele Rhinoceroße, Büffel, wilde Pferde und andre wilde Thiere auf.

5. Die Keinamacquas, welche um den Fischfluß herum wohnen, sind von denen Korikambis etwan fünf bis sechs Tagereisen entfernt. Dieser Landstrich ist fast ganz dürre, und man findet kein anderes Wasser als in Brunnen und Gruben, die bei den Kraalen des Volks ausgegraben sind. Da diese Gruben kaum für fünf oder sechs Ochsen Wasser geben, so ist das dortige Vieh gewohnt des Nachts wenn sich wieder Wasser darinnen gesammlet hat, selbst hinzugehen und sich den Durst zu löschen.

Aus dieser kurzen Beschreibung dieser fünf bisher unbekannt gewesenen Nationen und derselben Entlegenheit von einander, kann man gar füglich glauben, daß zwischen dem von den Holländern in Besitz genommenen und anjetzt bewohnten Vorgebirge, und zwischen dem Königreich Monomotapa oder dem südlichen Wendezirkel, noch unermeßliche Landstriche liegen und unzählige Nationes wohnen können.

nen. Wie wir denn auch noch bald einige Nachricht von dem Reiche Biri, doch nur muthmaßlich zu vernehmen haben werden.

Das Kommando oder der Landzug welcher im Jahr 17$\frac{61}{62}$. abgeschickt worden, und sich, wie schon gedacht worden, nach einer bekleideten Nation die lange Haare und Bärte hätte, und Damroquas oder Birinas genannt werden, erkundigen und aufsuchen solte, wär zu diesem Unternehmen vor allen andern ehedem ausgeschickten Landzügen am allergeschicktesten: denn nicht zu gedenken, daß diese Gesellschaft am allerweitesten gegen Norden gekommen war, so hatte sie einen eingebornen afrikanischen Kolonisten Namens Peter Marais bei sich, welcher sowohl der holländischen als hottentottischen Sprache vollkommen mächtig war; folglich mit diesen Völkern selbst ohne Dollmetscher sprechen und sich nach allen Umständen erkundigen konnte. Dieses ist das einzige Mittel, die ganze Oeconomie der Hottentotten zu erforschen. Denn wenn ein Holländer erst durch einen Dollmetscher, welcher gemeiniglich ein Bastard-Hottentotte ist, mit diesen Leuten sprechen soll; so fehlt es diesem zuerst an der Gründlichkeit des Wortverstandes in der holländischen Sprache, und sodann wieder an die Wörter, eben denselben Sinn der Hottentotten verständlich zu machen. Denn die Sprache der Hottentotten ist nicht allein arm an Wörtern, sondern hat auch zuweilen gar keine Wörter, wodurch man ihnen dasjenige begreiflicher machen kann, was man in der holländischen Sprache vorträgt. Eben so gehet es

wenn der Dollmetscher den Sinn der hottentottischen Antwort aus ihrer Sprache in das Holländische übersetzen und erklären soll. Alles muß dabei weitläuftig, und ich möchte sagen, Gleichnißweise mit Umschweiffen geschehen, die den eigentlichen Sinn verdunkeln oder gar unverständlich machen. Ich habe verschiedene mal etwas fragen lassen, und eine Antwort erhalten, die auf die vorgelegte Frage nicht im mindesten paßte. Noch weit übler ist es in diesem Fall, wenn ein Ausländer, z. Ex. ein Franzoß, wie der Abt de la Caille gewesen ist, erst einen Holländer zur Hand haben muß, der französisch sprechen kann; dieser aber wieder einem Bastard-Hottentotten dasjenige erklären, und dann der Bastard-Hottentott dem National-Hottentott vortragen soll, was der Franzose zu wissen begehrt. Alle Uebersetzungen verlieren etwas an ihrem Werth, und wenn nun sogar eine Frage durch drei oder viererlei Sprachen vorgetragen, und die Antwort durch eben soviel Mundarten zurückgebracht werden soll, so kann es nicht fehlen, daß alles sehr mangelhaft und darneben ganz unrecht verstanden werden muß. Man nehme hierzu noch dieses: daß man öfters verschiedene Tagereisen durch unbewohnte Gegenden zurücklegen muß, bevor man wieder entweder eine andre Nation oder wenigstens einen andern Kraal antrift, dessen Bewohner wegen Entlegenheit ihrer Nachbarn oder wegen der beschwerlichen und gefährlichen Reise mit andern keine Gemeinschaft haben, und nichts als durch hören-sagen von jenen erzehlen können; so muß daraus nothwendig folgen, daß alle

Nach-

Nachrichten, die man nicht selbst an Ort und Stelle in der eigentlichen National-Sprache untersuchen kann, sehr fehlerhaft und unzuverläßig ausfallen müssen. Wir wollen aber, bevor wir die verschiedene Nationes der Hottentotten, welche an der östlichen Seite des Vorgebirges wohnen, bekannt machen, noch einige Nachrichten mittheilen, welche uns der mehrgedachte Landzug aus dem Munde der entlegensten Hottentotts-Völker von denenjenigen, die in den entferntesten Gegenden nach Norden an der westlichen Seite des Vorgebirges wohnen, überliefert hat.

„Ob uns nun gleich (verfolgen T. Roos und P. „Marais in ihrem Rapport) von den Damroquas nichts näher bekannt worden ist, so haben „wir doch von den Cambonas vernommen, daß „nordostlich von ihnen ein Volk Birinas gefunden „werde, dessen Wohnungen auf Pfälen gebauet, mit „Riet durchflochten und in- und auswendig mit einem Gemengsel von Kleien (Leimen) und Kühmiß „bestrichen seyn; und daß sie, obgleich ihre Kleidung „auch aus Häuten gemacht sey, doch ihre Körper nicht „mit Fett oder Schmeer bestreichen; wie auch eine „ganz andre Sprache wie die Namacquas reden. „Sie erzehlten weiter, daß diese Birinas gewohnt „wären, wenn es bei ihnen viel geregnet hatte, zu „denen Cabonas über zu kommen, Eisen und Kupfer „nebst großen und kleinen Korallen mitzubringen, „um solche bei ihnen gegen Vieh zu vertauschen. „Woher diese aber ihr Eisen, Kupfer und Korallen „erhielten, wüßten sie nicht.“

„Diese Nation, welche noch 10. Tagereisen wei-
„ter gegen Nordosten wohnen soll, scheinet also noch
„ganz unbekannt. Wie aber die Namacquas zu
„den Namen der Länder jederzeit die Sillben Na
„und Qua beifügen, jedoch aber, wenn sie von den
„Birinas sprechen, eine einzelne Person einen Biri
„nannten, so könnte man wohl vermuthen, daß
„das auf einigen Landkarten bezeichnete Reich Biri
„darunter verstanden werde. Auch ist uns (melden
„vorgedachten Männer) durch die Keinamacquas,
„welche den Landkarten zufolge unweit dem Reiche
„Biri wohnen sollten, berichtet: daß Nordwestlich
„von ihnen noch zwei Arten von Völkern gefunden
„würden, wovon das eine Tamacquas hieße, und
„nicht nur sehr schwarz von Ansehen, sondern auch
„im Gesichte geschnitten wäre. Das andre heiße
„Sammtanaap, und beide wären übrigens in Anse-
„hung ihrer Hütten, Kleidung, Waffen und der
„Waare, womit sie handelten, nicht von den Biri-
„nas unterschieden.“

Was die Enicquas betrift, welche den Comeni-
quas und Cabonas gegen Osten liegen, so gehören
solche zu den Namacquas, und leben mit diesen durch
Heyrath und andern Verbindungen in guter Freund-
schaft. Bei einer andern Nation vom Namacquas-
Geschlecht, Karangoyers genannt, welche sich bei
dem großen Fluß gelagert hatten, fanden die vorge-
dachten Männer eine Frauensperson von den Enic-
quas, nach deren, und anderer Namacquas, die oft
bei denen Enicquas gewesen waren, Aussage, sollten
die Enicquas viel Vieh, doch kein anderes als ge-
wöhn-



wöhnliche Böcke haben. Nichts desto weniger waren einige Völkerschaften der Namacquas denen Enicquas aufsätzig, und wollten das Kommando nicht anders dahin begleiten, als daß dieselben feindlich angefallen und ihres Viehes beraubet werden sollten.

Den Sitten und Gewohnheiten nach: sind die großen Namacquas von denen übrigen Hottentotts-Nationen dennoch verschieden. Denn ihre Wohnungen sind von Rohr oder Binsen gemacht, in welchen sich gewöhnlich zwei oder drei Familien beisammen aufhalten. Die reichsten unter ihnen aber, die zwei bis drei Weiber haben, besitzen auch mehrere Hütten, welche von denen Weibern gemacht werden. Alle aber beschmieren sich wie die übrigen Hottentotten mit Fett. Das bekannte Männer- oder anders-machen, das bei ihnen Camie heißt, welches bei andern Hottentotten fast außer Gewohnheit und Gebrauch ist, wird von ihnen noch sehr genau beobachtet. Es trift also zu, was ich zu Anfange dieses Kapitels gesagt habe, daß dieses Männer-machen bei denen entferntesten Hottentotts-Nationen noch üblich sey.

In Ansehung ihrer Heirathen beobachten die entferntesten Namacquas, und diejenigen von ihnen, die zwar zu ihnen gehören, aber andre Namen angenommen haben, dieses:

Vors erste: Wenn jemand unter ihnen eine Frau begehret, so gehet er mit einigen Rindern zu dem Vater des Mädchens, welche er begehret. Diesem bietet er die Thiere gegen seine Tochter an. Nimmt der Vater solche insgesammt an, so verlieret

er das Recht seine Tochter jemals wieder zu fordern. Wenn er hingegen dem Freyer von denen angebotenen Ochsen einen oder ein Paar zurückgiebt, so behält er die Macht seine Tochter wieder zu sich zu nehmen, wenn sie von ihrem Manne schlecht gehalten wird. Man siehet wohl von selbst, daß dieses nur von denen reichern Familien zu verstehen sey; denn die ärmern entbehren dergleichen Formalitäten gänzlich, und wenn das Mädchen den Freyer nicht annehmen will, so muß sie die bereits oben erzehlte Probe ablegen, und sich entweder eine Nacht hindurch des Freyers Ansinnen erwehren oder ihn heirathen.

Vors andre: Wenn jemand von ihnen stirbt, und Frau und Kinder verläßt; so muß des Verstorbenen ältester Bruder alsdann das Weib als sein eigenes annehmen, und die Kinder neben seinen eigenen erziehen: es wäre denn, daß die Wittwe zu ihrem und ihrer Kinder Unterhalt hinlängliche Mittel besäße. In diesem Falle behält der Bruder des Verstorbenen die Wahl, ob er das Weib annehmen will oder nicht. Auch dieses ist ein Beweis, daß die Hottentotten von den Juden nicht abstammen können; denn nach dem Mosaischen Gesetz, muß des Verstorbenen Bruder die Wittwe nur alsdenn übernehmen, wenn der Verstorbene keinen Saamen verlassen hat.

Aller hottentottischen Nationen Weiber sind ohne Unterscheid verbunden, ihre Kinder allein zu erziehen, und darneben die Hauswirthschaft zu besorgen. Die Männer hüten wechselsweise und nach der Reihe das Vieh, und gehen auch in Gesellschaft mehrerer Männer

ner auf die Jagd, um die Ihrigen mit Fleisch zu versorgen, und dadurch ihr eigenes Vieh zu schonen. Allein Kräuter, Wurzeln, wilde Früchte müssen die Weiber suchen und herbeischaffen, auch die Kühe melken. Unter dem Vorwand, daß der Mann sich bloß mit seinen Waffen beschäftigen müße, und durch andre Arbeit untauglich dazu gemacht werde, liegt er, wenn er nicht auf der Jagd oder auf dem Felde beim Vieh ist, an der Sonne oder im Schatten, isset, trinket, raucht Toback oder Dacha, schläft, und wenn er erwacht, steht er wieder auf zu essen, zu trinken, Toback zu rauchen und wieder zu schlafen, ohne sich im mindesten um die Wirthschaft oder andre Angelegenheiten zu bekümmern.

Alle Hottentotten, wenn sie nicht auf der Erde liegen, sondern beim Essen, Tobackrauchen oder auch in ihren Zusammenkünften sitzen wollen, kauern oder hucken sich nieder, so daß ihr Hintergesäß auf die Fersen zu ruhen kommt: welche Manier zu sitzen sie für bequemer als auf Stühlen oder Bänken halten. Ihr Feuerherd ist, wie schon gedacht worden, eine Grube mitten in ihrer Hütte, und da diese kein anderes Rauchloch als die Thüre oder den Eingang hat, so ist sie wie eine Rauchkammer beständig mit Rauche so angefüllt, daß ein Europäer darinnen ersticken müßte; sie aber sind des Rauchs so gewohnt, daß sie keine Empfindung davon haben. Ihre Speisen kochen die Weiber entweder in selbst verfertigte Töpfen, oder braten sie zwischen zwei im Feuer erhitzten Steinen, um- und auf welchen sie hernach noch ein Lohfeuer anzünden. Zuweilen le-

gen sie ein Stück Fleisch nur auf glüende Kohlen oder stechen es in die glüende Asche. Ist es aber nicht weich genug gebraten, so klopfen sie es zwischen zwei Steinen noch etwas mürber; und dieses geschiehet gemeiniglich, wenn sie nur ein Stück Fell von einem Rinde oder andern Thiere zurichten, welches auf dem Feuer zusammenläuft und hart wird. Salz gebrauchen sie zu ihren Speisen niemals; sie werden von Jugend auf nicht darzu gewöhnt, und die wenigsten Nationen haben Salz in ihren Gegenden. Daß sie aber, wenn sie bei den Kolonisten dienen, von den gesalzenen Speisen erkranken oder wohl gar früher sterben sollten, davon habe ich das Gegentheil augenscheinlich erfahren; und wenn reisende oder vielmehr herumlaufende Hottentotten zu denen Kolonisten kommen, so sind ihnen die gesalzene, gepökelte, gedörrete und geräucherte Stücke Fleisch so angenehm, als wenn sie nicht gesalzen wären. So oft einige Hottentotts-Abgeschickte, die mehrentheils in 20. bis 30. Personen bestehen, beim Gouvernement etwas anzubringen haben, so werden ihnen zweimal des Tags Speisen aus dem Hospital, wie sie die Kranken bekommen, aufgetragen. Die eine Hälfte eines von einander gesägten Leggers hält doch 3. Berliner Eymer, und wenn ein solches Gefäß, welches eine Balie genennt wird, voll Fleisch und Reis nebst darein geschnittenen Garten-Gewächsen, einer solchen Gesellschaft vorgesetzt wird, so machen sie eben keine lange Ermel damit, sondern die Schüssel ist gar geschwinde ausgeleert, und ein halb Dutzend Kommisbrodte darneben zugebissen.

Schwei-

Schweine halten die Hottentotten zwar selbst nicht, aber bei den Kolonisten essen sie dergleichen Fleisch mit, es sey frisch oder geräuchert: und wie sollten sie es nicht essen? da zwischen dem Schwein- und Seekuh-Fleisch, welches sie sehr gerne essen, kein großer Unterscheid ist. Fische die keine Schuppen haben, sind ihnen zuwider. Es ist ihnen aber keine verbotene Speise, sondern sie haben einen natürlichen Abscheu dafür. Andre Fische essen sie gekocht, gebraten auch getrocknet, und wie man sie in der Kapstadt bei den Chinesen einmarinirt bekommt, sehr gerne: Besonders wenn sie nach ostindischen Gebrauch, ganz trocken eingekochten Reis darneben bekommen können. Aus der beschriebenen Lage der Landstriche und der Gegenden wo die mehresten Hottentotten sich aufhalten, wird jedoch der geneigte Leser selbst abnehmen können, daß gegen hundert Hottentotts-Familien kaum eine in einer Gegend wohne wo Fische zu bekommen seyn; und die Geschicklichkeit der Hottentotten die am Seestrande wohnen, ist zum Fische fangen eben nicht weit her. Kleine Klippfische die in den Höhlen der Klippen am Strande bei der Ebbe zurück bleiben, wissen sie mit den Händen geschwinde genug zu erhaschen; denn daselbst können sie wie in einem Zober mit Wasser nicht weit entwischen: allein andre Seefische pflegen sie nur alsdenn zu belauren, wenn die Fluth einige auf das Ufer wirft. Ausser im Regenwetter und bei kalter Witterung bedeckt der Hottentott seinen Kopf selten; aber auf der Reise, auf der Jagd und beim Viehhüten hat er seine rundte

 Schaaf-

Schaafmütze, das Rauche auswendig aufgesetzt. Die Weiber gehen zwar zuweilen, aber nicht so öfters mit entblößten Köpfen, sondern haben gemeiniglich eine etwas spitzer geschnittene Pelzkappe als die Männer auf ihren Häuptern. Im Felde beim Viehhüten, auf der Jagd und auf der Reise tragen sie niedrige Feldschuhe von rohen Rindsleder an den Füssen; ausserdem gehen sie beständig barfuß. Am allerwenigsten aber tragen sie eine Art von Stiefeln wie einige Schriftsteller ohne Grund und Ursache melden. Selbst die Kolonisten in der Stadt und auf dem platten Lande tragen keine Stiefeln. Alles was man davon erzehlet ist ein Misverstand. Sie tragen alle ohne Unterscheid auch wenn sie zu Pferde reiten, entweder ordinäre vom Schuhmacher verfertigte Schuhe und Strümpfe, oder aber kleine Feldschuhe von rohen Rindhäuten; umwickeln aber die Füsse dabei mit Lappen bis über den Knöchel; und wenn sie rechten Staat machen wollen, so bewinden sie diese Lappen auch noch mit Schnupftüchern, wozu sie, je nachdem die Galla recht groß seyn soll, die feinsten ostindischen bunten Schnupftücher erwählen. Rechte von den Schuhmachern verfertigte Stiefeln, werden auf dem Vorgebirge von niemanden als von den vornehmsten Personen der Regierung und von den Offizieren wenn sie ausreiten oder verreisen wolleu getragen. Wie sich denn auch niemand weder von der Bürgerschaft noch von den Landleuten untersteher, mit Pistolen in den Hulftern zu reiten, sondern dieses Vorrecht gerne denen höhern Personen alleine überlassen. Auf dem platten

ten Lande aber wo sich ein jeder für wilde Thiere, Buschmänner und verlaufene Sklaven hüten muß, da kann ein jeder so viel Gewehre um sich haben wie ihm beliebt.

Die Sprache der Hottentotten ist das allerschwereste, was man von ihnen schreiben und nur einigermaassen begreiflich machen kann. Wenn man gleich schreibet, daß sie bei vielen Wörtern einen Schlag mit der Zunge thun, und klatschen, schmaßen oder schnelzen, so wird doch kein Mensch ohne mündliche Anweisung sich einen Begrif davon machen und es nachthun können; ausserdem aber und wenn es einem nur einmal vorgemacht ist, so kann man es zwar wohl nachmachen, jedoch nur langsam und schwerlich in einem Worte zweimal. Ein Europäer oder auch ein Afrikaner der nicht von Kindesgebeinen an, neben ihnen erzogen und aufgewachsen ist; kann zwar wohl ihre Sprache verstehen aber niemalen fertig sprechen lernen. Wir haben schon oben gehört, was Dapper, Hollsteiner, Mercklin, Böving und Ziegenbalg von dieser Sprache urtheilen; mir aber scheinet es als wenn sie des rechten Zwecks verfehlten. Herr Böving urtheilet zwar ganz recht wenn er sagt, daß diese Sprache viele linguales und gutturales habe; man könnte auch noch labiales und dentales zusetzen: allein das alles ist nicht hinreichend den Schlag ihrer Zunge und das Zischen zwischen ihren Zähnen zu erklegen. Der Abt de la Caille dem als einem Franzosen bei seiner fliessenden Muttersprache das Gekauttere oder das Geklatsche der Hottentotten noch weit unange-

nehe

nehmer in die Ohren fallen mochte als einem Teutschen oder Holländer, dessen Sprache schon etwas rauheres an sich hat, urtheilet, daß die Hottentotten zwei Buchstaben mehr in ihrer Sprache hätten als andre Völker, und sagt: „Der eine von diesen Laut-Buchstaben oder Vokalen wird durch ein „Klatschen mit der Zunge, und der andre durch ein „rauschendes Anstoßen der Luft zwischen der Zunge „und dem Gaumen ausgedrückt.“ Man könnte eher sagen, daß sie zwei Buchstaben weniger als andre Völker hätten, denn ich habe in ihren Wörtern niemalen ein Y und ein X vernommen: allein eben in diesen zwei Buchstaben sitzt, wie ich gänzlich dafür halte, der schwerste Knoten der das Räthsel auflösen kann. Mir sind noch heutiges Tages allhier in Schlesien zwei Frauenspersonen bekannt, welche in ihrer Kindheit durch die Blattern gänzlich um ihr Gehör gekommen sind. Diese, welche vorhero schon reden können, weil sie nach dem Taubwerden keine andre menschliche Stimme, vermuthlich auch ihre eigene nicht hören können, sprechen alle beide mehrentheils durch den Bauch, ohne den rechten Ton ihrer Stimme durch die Zunge, durch den Gaumen oder durch die Zähne zu unterscheiden. Ebenso gemahnet mir die Sprache der Hottentotten, welche ihre ersten Stammältern sich, wie ich oben gemuthmaasset habe, vielleicht als Kinder ohne andern Unterricht angewöhnet und nach dem frühzeitigen Tode ihrer Aeltern beibehalten haben. Kolbe hat den Schlag mit der Zunge, und das Zischen oder Lispeln, durch Zeichen über die Sylben der Wörter

ange-



angedeutet, aber niemanden unterrichtet wie er die Zeichen annehmen und aussprechen soll. Er hätte eben so füglich musikalische Noten drüber setzen können, man würde eines so wenig als das andre begriffen haben.

Ich will es zwar nicht als eine Grundwahrheit ausgeben, allein mir wenigstens, ist es jederzeit so vorgekommen, als wenn die Hottentotten durch das Klatschen mit der Zunge ein X und durch das Lispeln zwischen der Zunge und dem Gaumen ein Y aussprechen wollten; denn wenn ich dieses letztere so annehme, daß sie es als ein griechisches phi (Φ) oder psi (ψ) prononciren wollen, so hat es die wahrscheinlichste Aehnlichkeit. Der Schlag, den die Hottentotten bei der Aussprache vieler Wörter auch wohl in einem Worte zweimal hören lassen, ist nichts anders als ein Klatschen mit der Zunge, welches dadurch verursachet wird, wenn man die Zunge fest an den Gaumen drückt und mit einemmale losschnellt, daß es schnappen muß. Dieses Schnappen kommt bei den Hottentotten nie anders vor, als wenn sie den Anfangsbuchstaben eines Wortes oder einer Sylbe ausdrücken wollen. Nun nehme man zum Exempel das Wort Xantippe, und wenn man es aussprechen will, so drücke man vorher die Zunge feste an den obern Gaumen an, und anstatt daß man das X ausspräche, so schnelle man die Zunge mit einemmale so ab, daß es klatsche, und spreche zugleich antippe aus, so trift man die hottentottische Mundart am nächsten. Wer sich hierauf ein wenig geübt hat, der kann das Wort Xerxes zur Hand nehmen

und versuchen ob er bei zwei Syllben hinter einander mit der Zungen klatschen und zugleich — er und — es aussprechen kann; er wird eher über sich selbst lachen als solches prästiren können. Der Name Xenophas kan die ähnlichste Aussprache der Hottentotten abgeben, wenn man nemlich bei der ersten Syllbe mit der Zungen klatschet, und bei der dritten Syllbe lispelt oder das ph wie ein griechisches Φ oder Ψ fortschleifet. Das unverständlichste bei dieser Sprache ist dieses, daß die Hottentotten das Maul dabei nicht recht aufmachen und die Wörter von einander scheiden, sondern wie einer der erst aus dem Schlafe kommt und sich ermuntert, ein Wort an das andre fortschleppen und wie im Traume sprechen. Aus dieser kurzen Beschreibung die ich unmöglich natürlicher darstellen kann, wird man leicht abnehmen können, daß die hottentottische Sprache bei weiten nicht so leicht zu erlernen sey, wie der Herr Probst Ziegenbalg sich vorstellet; welcher noch überdem glaubet, daß man grammatikalische Regeln darzu formiren und sodenn Unterricht darinnen geben könne. So viel kann ich davon voraus benachrichtigen, daß die Hottentotten eben so wenig wie die ostindischen Sklaven in der Lingua franca Genera haben, sondern alles ohne Unterscheid mit einem Art. præp. andeuten, ohne zu unterscheiden, ob es ein mascul. fœmin. oder neutr. sey. In der Lingua franca benennen sie alles Asiel, und wenn ich es teutsch erklären soll, so heißt es: Ackel Mann, Ackel Frau, Ackel Ding. Eben so bei den Hottentotten. Die Hottentotten sind geborne Vieh-Hirten, und

dies

dies ist ihr einziges wesentliches Geschäfte. Die Jagd ist etwas willkühreliches, und wenn sie Lust dazu haben, oder sich und die Ihrigen mit Fleisch von Wildpret versorgen wollen, so besprechen sie sich darüber, und alle, die mit auf die Jagd gehen, haben Theil an dem erjagten Wilde. Ihr Rind- und Schaafvieh aber hüten die Bewohner eines Kraals umzechig, doch so, daß einige das Rind- und einige andre das Schaafvieh austreiben. Ihre besondre und vornehmste Verrichtung dabei ist, aufmerksam zu seyn, ob sich in den Gegenden ihrer Viehtriften ein oder anderes Raubthier aufhält: denn das Vieh selbst hält sich gerne beisammen, und ist den Hottentotten zugethaner als andern Völkern; daher verläuft es sich nicht leicht, und läßt sich von den Hottentotten, welche selbst nicht viel besser als das Vieh leben, leicht bändigen und regieren. Im freyen Felde haben sie wenigstens bei Tage von reißenden Thieren, besonders von Löwen und Tygern, nichts zu befürchten: denn diese, welche ohnedem heutiges Tages nicht mehr so häufig vorhanden sind, wie ehemals, wagen es nicht bei Tage einen öffentlichen Angrif zu thun. Der Löwe ist entweder dazu zu furchtsam oder zu vorsichtig. Der Tyger muß seinen Raub schlechterdings im Verborgenen belauren, und die Hyäne läßt sich bei Tage nicht sehen. Unter allen sind zwar auch bei Tage die Tyger und Tygerkatzen, und wo es dergleichen würklich giebt, Leoparden und Panterthiere in denen dicken Waldungen und Gebüschen, die gefährlichsten, und haben daselbst, weil sie im Verborgenen lauren kön-

können, die Oberhand; allein die Hottentotten vermeiden dergleichen gefährliche Oerter, und bleiben mit ihrem Vieh lieber in offenen Feldern. Ja die wenigsten von ihnen; ausser denen die an die östliche Seite des Vorgebirges wohnen, haben Waldungen in ihren Landschaften. So bald aber die Hirten oder ein Hottentott, welcher es auch sey, ein dergleichen Raubthier vermerkt, so giebt er dem gesammten Kraal Nachricht davon, und der Aufenthalt desselben wird ausgespähet. Ist dieser entdeckt, so versammlen sich nicht allein alle Hottentotten eines Kraals, sondern sie bieten auch ihre nächsten Nachbarn, wenn sie nicht allzuweit von ihnen wohnen, auf, um mit gesammter Hand diesen Feind zu bezwingen. Finden sie das Raubthier in einer Höhle, oder in einer Grube, als worinnen sich die Löwen gerne aufhalten, so reizen sie das Thier so lange bis es heraus kommt. Da sie es umzingelt oder sich vor eine Höhle so postiret haben, daß das Thier zwischen zwei Reihen durchpassiren muß, so wird es sofort mit vergifteten Assagayen und Pfeilen überfallen; entspringt und entkommt es seinen Verfolgern, so hat das nichts zu bedeuten; denn man ist versichert, daß es von dem empfangenen Gift gar bald krepiren muß. Glücklich aber ist dennoch die Jagd, wenn nicht ein oder ander Mann dabei ums Leben kommt. Von Kriegen mit ihren eigenen Nationen in der Nachbarschaft, weis man nicht viel; sie leben gerne in Friede und Eintracht beisammen. Entstehet ja ein Zwist zwischen zwei benachbarten Dorfschaften, so entspinnt sich solcher über ein oder anderes vermißtes

Stücke

Stücke Vieh, und wenn sie darüber in Thätlichkeit gerathen, so soll es zuweilen blutig dabei hergegangen und die vergifteten Aßagayen und Pfeile auf beiden Seiten gefährlich gewesen seyn. Allein dieses mag mehr in vorigen Zeiten vorgefallen seyn als heutiges Tages, da sie sich mehr ausgebreitet und wenigstens so weit von einander entfernt haben, daß ihr Vieh nicht leicht unter einander gerathen kann; und überdem sind sie heutiges Tages durch die Europäer furchtsamer, feiger und ruhiger gemacht worden. Man hört wenigstens nichts mehr von dergleichen Fehden. Ihre größte Besorgniß ist nur, sich gegen die Anfälle der Buschmänner zu schützen, und wenn diese es wagen die Heerden und Kraalen zu überfallen, so stehen sie sich einander getreulich bey; nur ist dieses das schlimmste dabei, daß die Familien zu weit von einander wohnen, und die Kraale zu weit von einander entlegen seyn, um im Nothfall einander in der Geschwindigkeit unterstützen zu können. Denn die Buschmänner greifen jederzeit nur einen solchen Kraal an, der dem Gebirge am nächsten, und wenn ich so reden darf, ein Gränz-Kraal ist. Tief hinein in die Landschaften, wo die gesammten Nationen in mehrern abgesönderten Kraalen wohnen, wagen sie sich nicht. Da man sehr wenige Dorfschaften antrift, in welchen sich an die 200. Seelen befinden, und da man zuweilen einige Tagereisen zurücklegen muß, bevor man eine Hottentots-Familie antrift, so ist auch hieraus abzunehmen, daß das weitläuftige Land bei weiten nicht so sehr bevölkert, folglich im Ganzen genommen, die Anzahl der ur-

sprünglichen Hottentots-Völkerschaften bei weiten nicht so groß seyn, als von einigen Schriftstellern angegeben wird. Noch weniger aber läßt sichs vermuthen, daß die Nationes zu einen feindlichen Angrif wider die Europäer könnten überredet und zusammen unter einen Hut gebracht werden.

Da die Hottentotten durchgängig große Liebhaber von starken berauschenden Getränke, besonders des Brandtweins seyn, solchen aber nicht leicht bekommen können; so bereiten sie sich selbst einen Trank von Wasser, Honig und einer Wurzel, welche die Kanna- oder Ginseng-Wurzel seyn mag. Wenn dieses Gemenge zusammen in einem ausgehöhlten Kalabas gegohren hat, so trinken sie solches, und werden davon mehr betäubt als betrunken. Während der Zeit sind sie zu allen, was es auch seyn mag, ungeschickt und unfähig. Das Beste dabei ist, daß ihr Vorrath davon nur klein und bald verzehrt ist. Da sie sich sowohl von diesem Getränke, als auch sogar von vielen Toback- und Dacharauch betäuben lassen, so ist es ein wahres Glück, sowohl für diese Völker als für die Kolonisten, daß in diesem Lande kein Amphion oder rohes Opium zu haben ist; sonst wäre bei diesem Narcotico, welches in Indien viele Nationen, um grausam und wütende zu werden, verschlingen, kein Mensch einen Augenblick unter den Hottentotten seines Lebens sicher.

Der Hottentotten gewöhnlicher Trank ist Wasser oder Milch, oder beides vermischt untereinander. Auffallend aber ist es, wenn in dem dritten Stück der kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirges pag.

18.

28. gesagt wird: daß die Weiber nur das Vorrecht haben, Milch von Haasen, Kaninchen und Schaafen zu gebrauchen. Wer hat wohl jemals gehöret oder geglaubet, daß Haasen und Kaninchen, die in der Wildheit leben, gemolken werden können?

Wenn endlich ein Hottentotte verstirbt, so erhebet sich von den Anverwandten und Freunden, zu welchen die ganze Gemeinde des Kraals gerechnet wird, ein entsetzliches Geschrei und Geheule; allein man macht auch unverzüglich Anstalten zum Begräbniß. Der Verstorbene wird so zusammengebogen, daß der Kopf zwischen die Beine zu liegen kommt; sodenn in seine Krosse eingewickelt und zusammengeschnüret. Sobald der Aelteste eines Kraals nebst einigen andern Personen eine bequeme Grabstelle, vorzüglich in einer Felsen-Oefnung oder in einer andern Höhle aufgefunden haben, so ist ihnen solche die liebste, weil sie dadurch der Mühe, eine Grube zu machen, überhoben sind. Wann nun nach Verlauf einiger Stunden alle Leichen-Anstalten gemacht sind, so versammlen sich alle Männer und Weiber des Kraals vor dem Eingang der Hütte des Verstorbenen, und jedes Geschlecht huckt in einem besondern Kreis auf den Fersen nieder. Sie machen sodenn ein erbärmliches Geschrei, und wiederholen in einem kläglichen Ton das Wort Bo, Bo, (Vater) unaufhörlich. Inzwischen werden die Matten und Decken der Hütte abgenommen, und die Leiche nicht aus dem bisherigen Eingange, sondern auf einer andern Seite durch eine gemachte Oefnung herausgetragen. Drei oder vier Träger von den nächsten Anverwandten nehmen

 die

die Leiche auf ihre Arme, und tragen sie weg. Alle Männer des Kraals folgen der Leiche ohne Ordnung, und hintennach folgen die Weiber, und machen dabei mit vielen sonderbaren und lächerlichen Bewegungen des Leibes, der Hände und der Füße, ein entsetzliches Geheul. In der Höhle, Grube oder Grabstätte setzt man die Leiche ohne Umstände hinein, und füllt sie mit Erde und großen Steinen auch dazwischen gelegten Strauchwerk und Dornen so zu, damit die Leiche von denen Hyänen und andern Aasfressenden Thieren nicht herausgescharrt und verzehrt werden könne.

Die Leichen-Ceremonie schieben sie nicht lange auf, und wenn jemand, er sey alt oder jung, verstorben ist, so ist das ganze Gepränge nach einer Zeit von 4. bis 6. Stunden vorbei; und in diesem Fall halten sie es wie die Juden, welche ihre Leichen ebenfalls sobald als möglich aus dem Hause schaffen. Insbesondre werden die todtgeborne oder bald nach der Geburt verstorbene Kinder unverzüglich und zuweilen noch, bevor sie recht kalt geworden, weggeschafft und verscharrt.

Wenn die Leichen-Begleiter mit eben einem solchen Geschrei zurückkommen, und sich in zwei Kreise niedergehuckt haben; so setzen sie ihr Bo-Bo-Geschrei noch bei einer Stunde lang fort, nennen den Verstorbenen zum öftern beim Namen, und stellen sich sehr kläglich an, bis endlich zwei der ältesten Personen von denen Anverwandten aufstehen, und dem Geschrei damit ein Ende machen, daß einer von ihnen in dem Kreise der Männer und ein anderer in

dem

dem Kreise der Weiber herumgehet, und sie alle mit seinem Urin bespritzet; welcher sehr ehrerbietig aufgenommen und eingerieben wird. Verfolgens holen beide Alten etwas Asche aus der Hütte des Verstorbenen, und beståuben sowohl Månner als Weiber damit, welche sich die Asche sehr bedachtsam in ihre mit Fett beschmierte Haut einreiben. Es ist aber das Beståuben mit Asche eben so wenig als das Bespritzen mit dem Urin eine moralische Behandlung, die Lebenden damit (wie Kolbe vorgiebt) an ihre Sterblichkeit zu erinnern. Kein Hottentott, er mag so alt seyn, wie er will, weis eine andre Ursache davon anzugeben, als daß es die Gewohnheit der Hottentotten sey. Ich will und kann den Hottentotten nicht alle Geschicklichkeit zu mechanischen Handlungen, wenn sie dazu angeführt werden, absprechen; und zu Erlernung einer andern Sprache haben sie auch Fähigkeit; wie man solches bei denen abnimmt, welche sowohl von denen Sklaven die Lingua franca als das Holländische von denen Holländern erlernen; allein zu moralisiren haben sie wahrhaftig so wenig Geschicke, als der Esel zum Tanze. Kolbe war ein gelehrter und belesener Mann; seine Gelehrsamkeit kann ihm Niemand absprechen; allein bei seiner Zurückkunft aus Afrika zwang ihn die Noth einen Lohn-Schriftsteller abzugeben, und um sich mit seiner Arbeit desto långer zu beschäftigen und mehreres Geld zu verdienen, wurde er in seinen Briefen bis zum Ekel weitläuftig, und um sich zuweilen aus Erzehlungen, die er zwar gehört aber nicht in loco untersucht hatte, heraus zu wickeln, mußte er zuweilen

Zusätze fingiren, die er gewiß selbst nicht geglaubt hat. Dieses aber beiseite gesetzt, fahre ich nunmehro fort der Hottentotten Gebräuche nach der Beerdigung eines Verstorbenen zu erzehlen. Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen beschmiren beim Weggehen ihre Arme und Beine mit Küh-Mist, und wiederholen solches zum Andenken des Verstorbenen noch verschiedene Tage nach dem Begräbniß; und es ist eine ausgemachte Sache, daß sie alle ihre Ceremonien aus Aberglauben und aus Furcht für Zauberei, Gespenster-Erscheinung und selbst für ihrem eigenen Sterben auf das pünktlichste beibehalten, weswegen sie auch des Verstorbenen Hütte nicht weiter bewohnen, sondern sich eine andre errichten. Wenn aber bei der Beerdigung alles vollbracht ist, so schlachtet der Erbe ein Schaaf, und die nächsten Anverwandten thun desgleichen. Das Fleisch wird von sämmtlichen Einwohnern des Kraals verzehrt. Ein Darm von demjenigen Schaaf, welches der Erbe schlachtet, wird rein ausgedrückt, mit Buchu reichlich bestreuet, und dem Erben um den Hals gebunden. Dieses ist sein Trauerzeichen, und er ist verbunden solches so lange zu tragen, bis es von selbst zerreist und als etwas Verwesetes abfällt. Er thut es auch sehr gerne, und schonet es nach aller Möglichkeit, weil er in dem Wahn stehet, daß sonst der Erbe wiederkommen und ihn plagen werde. Die übrigen nächsten Anverwandten thun desgleichen mit den Gedärmen ihrer Schaafe, die sie zum Trauermaale geschlachtet und hergegeben haben. Daß aber die Hottentotten die

Ge-

Gewohnheit haben sollten, ihre alte abgelebte, und etwas zu verrichten außer Stand gesetzte Aeltern, Männer oder Weiber auszusondern, zu entfernen und gleichsam lebendig zu begraben, ist schon oben widerlegt, und findet wenigstens heute zu Tage keineswegs mehr statt. Sie sind anjetzo viel menschlicher gesittet und gesonnen. Schon Dapper sagt von ihnen, daß es bei ihnen aus beiden Geschlechtern Leute von 80, 90, 100 ja bis hundert und zwanzig Jahren gäbe. Kolbe berichtet selbst, daß er mehr als einen solchen Alten von ihnen gekannt habe. Ich meines Orts, da ich niemalen etwas von diesem unmenschlichen Verfahren gehört hatte, habe mich auch niemals nach dem Alter der ältesten Personen erkundiget. Ein einziger recht alter Hottentott hielte sich bei meiner Zeit in der Stadt auf, welcher sich selbst den Namen Jantje de Konsten-macker (Johann der Künstler) gegeben hatte. Seine Künste aber bestanden weiter in nichts, als daß er auf hottentottisch tanzte, darneben sang und darzwischen sich zuweilen überwarf, oder wie man es nennet, den Kobolt schoß. Dabei wurde er dann täglich mit Brandtwein besäuft, und besonders von denen Schiffleuten, wenn er besoffen war, mißhandelt, bis man ihn endlich einmal todt auf der Gasse fand: vermuthlich, weil er sich Tags vorher gar zu übernatürlich mit Brandtwein überladen hatte.

Bei den mehresten Hottentots-Geschlechtern beruhet die Erbfolge auf den ältesten Sohn, aber nicht bei allen; denn Herr Sparrmann erzehlet, daß er einige angetroffen habe, bei welchen die Erbfolge

 an-

anders eingerichtet war. Sind keine Söhne vorhanden, so erbet der nächste männliche Blutsverwandte. Derjenige, der Erbe ist, tritt in allen Stücken in des Verstorbenen Stelle, und hat auch über seine Geschwister eine väterliche Gewalt. Ohne seine Bewilligung darf keines von ihnen heirathen oder sich bei denen Kolonisten vermiethen und dienen; und wenn er ihnen hierzu Erlaubniß giebt, welches aber gar gerne geschiehet, damit er sie nicht länger unterhalten dürfe; so setzt er sie auch zugleich mit einer Kuh oder einigen Schaafen aus; alsdenn aber hat auch seine Herrschaft über sie ein Ende. Eine Dirne, die heirathet, bekommt selten mehr als eine oder höchstens zwei Kühe und ein paar Schaafe von ihrem Vater zur Aussteuer mit; und wenn sie nachmals ohne Kinder verstirbt, so fällt diese Aussteuer an die Familie wieder zurück. Falls der Verstorbene eine oder mehrere Frauen verlassen hat, so muß der Erbe für ihren Unterhalt sorgen. Bei denen großen Namacquas pflegen die hinterlassenen Wittwen Vormünderinnen des erbenden Sohnes zu seyn, und er muß die Mutter, so lange sie lebt, oder bis sie sich anderweit verheirathet, unterhalten. Die Töchter der Verstorbenen bekommen von der Erbschaft nichts; doch muß sie der Erbe so lange unterhalten, bis sie heirathen, und ihnen alsdenn vorbesagte Aussteuer geben. Haben sie keine Gelegenheit zu heirathen, so fordern sie ihre Aussteuer, und vermiethen sich bei denen Kolonisten, welche das mitgebrachte Vieh unter ihrem Vieh weiden, und zum Vortheil der Eigenthümerin sich vermehren lassen.

Von



Von der Rechtspflege der Hottentotten wird vieles ohne Grund und Ursache erzehlet. Daß sie eine Ehebrecherin, wenn sie eine betreffen, mit dem Tode bestrafen, hat seine gute Richtigkeit, aber wenn eher trift man eine über der That an, und es müßte wunderlich zugehen, daß eine dergleichen verdächtige Person nicht zu denen Kolonisten entfliehen könnte. Reclamirt würde sie so wenig als ausgeliefert werden. Die Schwängerung einer ledigen Person kann durch Heirathen und einem Gemeinschmaus gebüßet werden. Zänkereyen entstehen unter ihnen nur alsdenn, wenn sie sich in ihrem Honigwasser betrunken haben, und dergleichen werden nachmals durch Zureden der Weiber bald geschlichtet. Dem Diebstahl sind die Hottentotten sehr abgeneigt, und ich zweifle nicht, daß, wenn sie einen Dieb unter sich hätten, derselbe mit dem Tode gestraft werden möchte. Allein das ist nicht möglich: denn entweder das Vieh stehet unter der Gemeinschaft des ganzen Kraals, oder es hat ein jeder das Seinige für sich allein: so kennt der ganze Kraal alle Stücken Vieh, und wo solte einer ein gestohlenes Stücke Vieh hinthun? er müßte es in aller andern Gegenwart schlachten und verzehren. Von andern Hausgeräthe besitzt der eine so viel als der andre, und ein jeder kennt das Seinige. Es ist nicht möglich, daß in einem Kraale etwas gestohlen und verhohlen gehalten werden könnte. Landes-Verrätherei, welche Kolbe gleichfalls unter die kriminelle Bestrafungen ziehet, ist es zu einfältig etwas davon zu gedenken; denn wie kann ein Einwohner eines Kraales zu einen andern Kraal

seiner Nation überlaufen und einen Landes-Verräther abgeben? das, was Kolbe davon zu einem Exempel anführet, beruhet nur blos auf seiner Erzehlung, um etwas zu erzehlen. Die Gastfreyheit unter den Hottentotten gründet sich auf das Recht der Natur; wenn Reisende einen andern Kraal, es sey von ihrer eigenen oder einer andern Nation, berühren, so sind sie eben so zu Hause, wie bei ihrer eigenen Familie. Sie zehren mit von dem, was vorräthig ist, und halten sich so lange auf, als es ihnen gefällig ist, und ihre Umstände es zulassen. Sie besuchen auch zuweilen ihre Freunde unter andern Nationen, und Herr Sparrmann bekam eine Gesellschaft von mehr als 100. Personen unter seiner Begleitung, die ihre Freunde unter den großen Namacquas besuchen wollten; welche es außerdem aus Furcht für die Buschmänner nicht wagen durften. Von den entlegensten Völkerschaften kommen zuweilen einige herüber, die etwas Vieh gegen Kupfer, Korallen und andern Kleinigkeiten, die sie mitbringen, und vermuthlich von andern noch weit entlegenern Nationen empfangen haben, eintauschen. Diese werden zuweilen, theils in der dürren Jahrszeit, theils in der Regenzeit, wegen den angelaufenen Flüßen, von ihrer Zurückreise abgehalten. Dieses aber hindert nicht, daß sie mitlerweile als Freunde mit allem benöthigten Unterhalt versorgt werden. Alle Bewillkommungs- und alle Abschieds-Complimente fallen dabei weg.

Das



Das funfzehnte Kapitel.

Von denen Hottentotts-Nationen, welche an der Ost-Seite des Vorgebirges der guten Hofnung bis in denen entferntesten Nordostlichen Gegenden wohnen, und bishero noch ganz unbekannt gewesen sind.

Der ersten Hottentotts-Nation, die Kolbe auf seiner Karte an der ostlichen Seite des Vorgebirges der guten Hofnung bezeichnet hat, legt er den Namen der Hessaquas bey. Allein heutiges Tages, wird zwar das enge Thal dieser Gegend in welchem zwei Bauernplätze angelegt seyn, Hessaquas genennt; aber von daselbst befindlichen Hottentotten, weis man nicht. Aus einem an Schwellendam nahe belegenen Kraal, hat zwar Sparrmann durch Vermittelung des dasigen Land-Drostes, zwei Hottentotten zu seinem Fuhrwerk bekommen, den Kraal selbst aber hat er nicht besucht, saget also auch nicht was es für eine Nation sey. Erst am Schlangenfluß, jenseits dem Großvaters-Wald, hat er zum erstenmale einige hottentottische Ochsenreiter gesehen, ohne zu wißen zu welcher Nation sie gehörten. Auf dem Titul-Kupfer der teutschen Ausgabe sind sie sehr natürlich vorgestellt. Da die Hottentotten selbst keine Pferde halten; auch nach dem Befehl des Gouvernements keine halten dürfen; so hat einmal einer

einer derselben, als ein grosser Liebhaber der Jagd, seinen Reitochsen dergestalt zugeritten und geübet, daß er damit in der Gegend des Tyger-Thals, Elend-Thiere erjagen und ermüden können. Denn wenn diese Thiere, wie bereits oben angeführt worden, nur etwas gejagt werden, so ermüden sie bald, bleiben stille stehen und lassen sich vor den Kopf schiessen oder mit Aßagayen erstechen. Ohne die Gegend und die Nation zu benennen, hat Herr Sparrmann in dem gegen Osten liegenden Gebirge einen Hottentotts-Kraal besucht, allwo er sehr freundschaftlich aufgenommen worden. Ein unwiedersprechlicher Beweis von dem sanften Gemüths-Charakter einer Nation, die wahrscheinlich noch keinen Europäer in ihrer Heimath gesehen hatte! Nicht weit von gedachten Kraal, hat er in einer ungewöhnlich grossen Hütte ihren Kapitain Namens Rundganger, einen Mann von außerordentlicher Fettigkeit und Leibes-Größe besucht, welcher sich von seinem Reichthum, durch vieles Essen, Müßiggang und Sorglosigkeit also gemästet hatte. Dieser Hottentotts-Kapitain hat es selbst und aus eigenen Antrieb gestanden, daß die Hottentotts-Nationen heutiges Tages so schwach und unbeträchtlich wären, daß sie sich gefallen lassen müßten, jederzeit mit ihrem Vieh zu weichen, so bald ihre Viehweide einem weissen Kolonisten anständig wäre.

Jenseits dem Tauben-Eck-Fluß, Kaffer-Kuyl und Gauritz-Fluß, im Houtniquas-Land bis an die Muschel-Bay, trift man zwar verschiedene Hottentotts-Kraale an; allein man kann sie keineswegs

Natio-

Nationen nennen, denn es sind nur einzelne Familien, die sich von 50. bis zu 100 Köpfen beisammen halten und in völliger Unabhängigkeit, ja sogar ohne Hauptleute oder Aeltesten und Befehlshaber leben. Diejenigen die unter ihnen die mehresten Jahre überlebt haben, besorgen ihre Gewohnheiten bei Heirathen und Begräbnissen. Sie sind alle sehr arm an Vieh, leben mehrentheis von Wurzeln und Kräutern, und lassen sich leicht bereden bei den Kolonisten zu dienen und ihren Unterhalt zu erwerben. Aus eben dieser Ursache traf Herr Sparmann am Dorn-Fluß einen Bauernplatz an, der den Namen Sandbanke führte, bei welchem einige Hottentotts-Weiber die Erlaubniß bekommen hatten ihre Hütten aufzuschlagen, und ein junger Pursch davon stand im Dienste des Besitzers dieses Guthes. Herr Sparmann bezeugt bei dieser Gelegenheit, daß er daselbst Schaafe gesehen habe, die so fett waren, daß die Eigenthümer derselben, jederzeit die magersten zum Schlachten aussuchten, weil sie die andern deren Schwänze 8. bis 12. Pfund zu wiegen pflegen, wegen ihrer Fettigkeit nicht geniessen konnten. Einen dergleichen Schaafschwanz von 7¼ Pfund habe ich (der Verfasser) selbst gesehen, grösser und schwerer aber niemalen.

Von der Muschel-Bay an bis zum Kamturs-Fluß, halten sich nur Buschmänner auf, welche sich in geringer Anzahl, entweder in den Felsenritzen oder in ganz schlechten Hütten beisammen behelfen. Sie leben von der Jagd, von Wurzeln und Kräutern; nehmen aber bei sich ereignender Gelegenheit

auch

auch denen dort herum sehr zerstreut und einzeln wohnenden Kolonisten zuweilen ein Stück Vieh ab; gar selten aber mehr als eines auf einmal; denn sie behalten niemals ein lebendiges Vieh über Nacht bei sich. Im Kamturs-Fluß regierte zu Herr Sparrmanns Zeiten ein Hottentotts-Kapitain über einen Kraal der kaum 50. Personen enthielte. Der Kapitain hieß Kies, und war ein kleiner alter Mann. Kies ist kein hottentottisches Wort, und hat wahrscheinlich nach holländischer Mundart und Abkürzung Kees das ist Kornelius andeuten sollen; denn wenn sich die Hottentotten bei dem Gouvernement einen Stab für ihren Kapitain ausbitten, so bekommt derselbe zugleich von selbigen einen holländischen Namen, eben wie der vorerwähnte Kapitain Rundgang oder Rundegänger. Dieser Kapitain Kies, obschon er reicher an Vieh als seine Unterthanen war, hatte doch vor diesen nichts voraus, sondern wohnte unter einer schlechten Hütte, fast wie unter freien Himmel. Bei Ankunft der Sparrmannischen Gesellschaft hatte Kapitain Kies, so wie ebenfalls der vorgedachte Kapitain Rundgang seinen Kommando-Stab beständig in der Hand, als das einzige Zeichen seiner Oberherrschaft die zwar erblich ist, aber kein Vorrecht hat. Wenn nun ein unwissender solche einzelne Dorfschaften, so wie Kolbe, zu lauter Nationen macht, so sollte man glauben, das ganze afrikanische Land wimmelte von lauter Hottentotten, welche furchtbarer wären als Scythen und Saracenen: aber besonders in dieser östlichen Gegend des Vorgebirges halten sich blos armselige

Fami-

Familien derselben auf, und es ist kein Zweifel, daß auch dieses nur erwehnte kleine Dörflein, wie fast alle andre sich nach ihren Kapitain Kiesquas oder Kiesnaquas genennt habe. Weiter nach Nordosten pflegen schon die Kaffers oder einige Abkömmlinge von Kaffern und Bastard-Hottentotten ihres Geschlechts, in Truppen von hundert, mehr oder weniger Personen, mit ihrem Vieh, herum zu streifen und bei grosser Dürre aus dem Kamdebo-Lande herüber zu kommen. Diese Kaffersche Nationes pflegen mit ihrem Vieh, bevor sie es des Morgens austreiben und auch nachdem sie es des Abends wieder eingetrieben haben, so wie die Araber es mit ihren Pferden machen, viel zu sprechen und ihnen was vorzuplaudern.

An van Stades-revier, wohnet wiederum eine kleine Nation der Hottentotten, welche sich Honaquas nennen, sie bestehet aber nur aus zwei Dorfschaften. Sie scheinen aus einem Gemische von Kaffern und Hottentotten entstanden zu seyn: denn ihre Sprache, ihr männliches Ansehen und ihre schwarzbraune Farbe, haben mit beiden Geschlechtern viele Aehnlichkeit. Ihre Pelze oder Krossen bestehen aus zubereiteten sehr weichen Kuhhäuten. Mit meßingenen Ringen an Armen und Beinen, meßingenen Plättchens von verschiedener Gestalt und Grösse, die sie an den Ohren und in die Haare befestigen, schmücken sich beiderlei Geschlechte. Unter den Korallen, welche sie zwar mit dem allgemeinen Namen Sintela benennen, ziehen sie doch die ganz kleinen rothen allen übrigen weit vor, und geben ihnen

nen den besondern Namen Lenkitenka. Hierinnen haben sie mit den Kaffern einerlei Geschmack. Ich (der Verfasser) habe einmal eine dergleichen Dame gesehen, welche ihren mit schwarzen wolligten Haaren bewachsenen Kopf, mit dergleichen Korallen, Ohrringen und kleinen Platten von meßingenen Gürtler-Knöpfen, gar vortreflich ausstaffiret — vorne aber über der Stirne einen von Meßingblech sehr ordentlich ausgehauenen halben- oder vielmehr gehörnten Mond, mit den Hörnern nach oben, befestiget hatte. Sie gleichte in diesem Kopfputz völlig einer Abbildung der Diana auf einem Gemälde. Die Männer dieser Honaquas tragen auch große elfenbeinerne Ringe an ihren Armen. Die Weiber bedecken sich mit Schürzen, beinahe so wie die Hottentottinnen. Die Männer aber gehen viel nackender, und hüllen nur das äuserste Ende oder die Eichel ihres männlichen Gliedes mit einer Kappe von ein wenig Fellwerk ein; welches mit einem schmalen Riemen oder Sehne an einer Korallenschnur, um den Leib befestiget ist. An eben diesen Gürtel befestigen diejenigen Männer, wenn sie dergleichen Thiere selbst getödtet haben, Löwen- Büffel- oder andre Schwänze zum Zeichen ihrer erfochtenen Siege. Das besonderste bei dieser Honaquas-Nation ist, daß sie die Beschneidung ihrer Vorhaut wie die Juden haben: welche Operation bei Knaben von verschiedenen Alter, nemlich wenn eine mehrere Anzahl derselben vorhanden ist, vorgenommen wird.

An van Stades-revier, beßer hinauf, wohnen verschiedene Familien die sich Damaquas nennen,

und

sind wie den Kaffern näher als mit den Gonaquas verwandt zu seyn scheinen.

An der Trift des Sonntags-Flußes hält sich ein Stamm der Buschmänner auf, die sich in ihrer Sprache die guten Buschmänner nennen, auch in der That viel gesitteter und dienstfertiger seyn als die wilden; dabei aber in der größten Dürftigkeit leben: und wenn die Kolonisten sich auf die Jagd begeben, gerne mitgehen, um das etwan zurückgelassene Fleisch, was die Kolonisten nicht begehren, zu sammlen und zu verzehren. Eben diese waren es, denen Herr Sparrmann den Genuß des arabischen Gummis, bei Ermangelung anderer Speisen zu Stillung des Hungers anpries, welcher Vortheil ihnen aber bereits bekannt war.

Anmerkung: Ein gewisser berühmter Medicus, dessen Name mir jetzt nicht beifallen will, preißt den arabischen Gummi in Milch gekocht, als ein Specificum in Brustkrankheiten an.

d. Verf.

Am obern Theile des Xkurenoi oder kleinen Sonntags-Flußes wohnen ebenfalls Bastards-Hottentotten, welche aus Vermischung mit den Kaffern entstanden sind: sie unterscheiden sich aber von denen vorigen Gonaquas darinnen, daß sie mehr kaffersch, als hottentottisch sprechen; auch größre Lippen haben, stärker an Fleisch und schwärzer von Farbe seyn. Sie sind überdem reicher an Hornvieh, und scheinen eine glücklichere und zufriedenere Lebensart zu führen. Ihr Ansehen ist Frölichkeit und

Zufriedenheit, und sie leben in einer Gegend, wo die Natur ganz Natur, und gar nicht umgearbeitet ist. Bei ihren Tänzen behalten die Männer ihre kleinen Kinder, die sie noch auf ihren Rücken tragen, an sich; und diese sind so daran gewöhnt, daß sie anfangen zu weinen, wenn der Tanz zu bald ein Ende nimmt. Außer dem Tanze, den sie fast täglich üben, bringt es die Gewohnheit schon mit, daß die jungen Leute bei größern Festlichkeiten Paarweise aus der Gesellschaft gehen, und der Wollust pflegen. Die Beschneidung behalten sie gleichfalls bei, sind aber darneben in allen Stücken so unwissend und einfältig, daß sogar einer unter ihnen den Herrn Sparrmann befragte, ob sein Wagen, so wie er vor seinen Augen stehe, also gewachsen sey?

Weiter hin nach Nordosten und der Hinterbruyntjes-Höhe halten sich wieder wilde Buschmänner auf, die den Kolonisten viel Schaden zufügen; auch wohl sogar nöthigen Haus und Hof zu verlassen. Aus ihrem Hinterhalt schießen sie bisweilen mit vergifteten Pfeilen die Hirten unvermerkt todt, und treiben die ganze Heerde weg. Wenn sie gewahr werden, daß man sie verfolgt, so fliehen sie auf die Berge und Felsen, und wälzen große Steine auf diejenigen herunter, die unvorsichtig genug seyn, ihnen nachzusehen. Einer von den Kolonisten, der von seinem Wohnplatz weg zu ziehen gezwungen war, begegnete mit seiner Familie, seinen Dienstboten und Heerden Vieh dem Herrn Sparrmann, und erzehlte: die Buschmänner würden von Tag zu Tage dreister und mächtiger; und schienen auch, seitdem man mit Eifer

ange-

angefangen habe sie auszurotten, sich der Anzahl nach zu vermehren. Dieses mag die Ursache seyn, daß sie sich Haufenweise zusammen rottiren, um das weitere Vordringen der Europäer zu verhindern. Demungeachtet werden dergleichen streifende Räuber von denen Kolonisten zuweilen übel belohnet. Zum Beispiele, schoßen einige Bauern einmal eine See-Kuh; schnitten die besten Stücke davon ab, und ließen das übrige liegen. Die Buschmänner kamen mit Weib und Kind aus ihren Schlupflöchern heraus, um das übrige von der getödteten Seekuh zu verzehren. Die Bauern aber, welche sich inzwischen verborgen gehalten, fanden sich unvermuthet wieder ein, und nun wurden selbst die schwangern Weiber und die kleinsten Kinder nicht verschont. Niemand als diejenigen von den Buschmännern, welche die Bauern zu Sklaven machen wollten, wurden verschonet. Allein, zu was dienet eine Sklaverei von solchen Räubern? die in einem gebirgigten Lande die beste Gelegenheit haben sich wieder zu entfernen und in Freyheit zu setzen; nachmals aber sich auf das empfindlichste zu rächen, und mehr Uebels als vormals zu stiften. Eyer in de Pann (pflegt sonst der Holländer zu sagen) Soo koomen geene quade Kuyken uyt; das heißt: wenn man die Eyer in die Pfanne schlägt, so werden keine üble jungen Häner davon ausgebrütet; oder nach dem eigentlichen Sinn: was todt ist, beißt nicht mehr. Dieserwegen, und wenn die afrikanischen Kolonisten dergleichen Raubgesinde im freyen Felde gewahr werden, setzen sie sich zu Pferde, nehmen ihre Hunde mit, und jagen dieselbe

die Wölfe und andre Raubthiere. Im freyen Felde sind einige wenige Kolonisten zu Pferde allzeit vermögend, eine große Anzahl Buschmänner zu bezwingen: denn mit ihren großen Gewehren erreichen sie solche auf mehr als 200. Schritt gewiß; und weil dieses wilde Volk gewohnt ist, sich dicht neben- und hintereinander beisammen zu halten, so durchbohren ihre Kugeln zuweilen drei, vier und mehrere solcher Kerle auf einmal.

In dem Bezirk der Schneeberge, wo die wildesten Buschmänner ihren Aufenthalt haben, ist sogar ein Kolonist als Feldkorporal von dem Gouvernement angesetzt, der bei vorkommenden Fällen einen Befehlshaber vorstellen, und die daherum wohnende Bauern aufbieten muß, um die Wilden aufzusuchen und zu vertreiben. Bei solcher Gelegenheit werden dann freilich mehr Grausamkeiten verübt, als das Kapsche Gouvernement weis, wissen will oder zu wissen scheinet. Die vielen Tobacksbeutel von den Brüsten der Hottentotts-Weiber, die man in Afrika bekommen kann, können davon das beste Zeugniß geben.

Die Haupt-Ursache alles dessen liegt unstreitig darinnen, daß die östlichen und nordöstlichen Gegenden des Vorgebirges noch nicht recht bewohnt und bevölkert seyn. Man legt öfters einige Tagereisen zurück, ohne einen Hottentotts-Kraal, geschweige einen Bauernplatz anzutreffen; daher kann einer dem andern nicht so schleunig, als nöthig ist, zu Hülfe kommen. In der Mitte des Landes, wo die Bauernplätze mehrentheils nur eine halbe oder ganze

 Mei-

Theile von einander entlegen sind, hört man von dergleichen Ueberfällen gar nichts.

Die sich ehmals hinter Bruyntjesberg aufgehaltene Hottentotten sind sehr friedfertig gewesen: sie haben sich auch sehr dienstwillig gegen die Kolonisten bezeigt, und Schaafe, die sich von den Heerden verirret hatten, ungebeten wieder an Ort und Stelle gebracht. Wegen vielen von den Wilden erlittenen Ungemach aber haben sie sich von dort weggegeben, und halten sich in den Thälern zwischen dem Gebirge verborgen; leben anjetzo so, wie andere Buschmänner; wiewohl sie wegen ihrer geringen Anzahl nicht so unternehmend und furchtbar sind. Sie sind an Farbe etwas gelber, und haben daher den Namen der Chinesischen bekommen. Ein anderer grösserer Theil dieser gelben Nation hat sich in Stämme abgetheilet, und machen eine Art bürgerlicher Gesellschaft aus. Sie haben sich in einem über eilf Tagereisen breiten Landesstrich, der von den Fisch-Flüßen mehr Nordwärts liegt, bis an einen Fluß, Namens Zomo, ausgebreitet; wo sie zum Theil Hornvieh-Zucht treiben. In diesem Zomo-Fluß soll man eine Menge grüner Steine finden, von welchen einige Kolonisten verschiedene mitgebracht, und an Kapsche Handelsleute verkauft haben; man weis aber noch nicht, ob sie viel oder wenig werth sind.

Jenseit dem Zomo fängt ein anderes Volk an, welches die Chinesischen Hottentotten Tambucki nennen, und ihnen in Ansehung der Gestalt und Farbe ähnlich, aber streitbarer und mächtiger seyn

 soll.

soll. An dieser letztern Nation gränzet nach ihrer Erzehlung eine noch streitbarere, mächtigere und unruhige Völkerschaft, der sie den Namen Mambucki beilegen. Von den Tambuckis habe ich schon oben gemeldet, daß sie nach Aussage der Chinesischen Hottentotten, ein mit Silber vermischtes Kupfer schmelzen und verarbeiten sollen. Von den Mambuckis aber weis man noch zur Zeit nichts Besonders zu erzehlen.

Das Land der eigentlichen Kaffern liegt an der Ostseite des Fisch-Flusses dicht am Strande des indianischen Meers. Es wäre aber unrecht, wenn man diese Nation zu denen Hottentotten zählen wolte: denn es ist eine freye, ganz unabhängige, zugleich aber auch wilde und räuberische Nation; die mehrmals denen holländischen Kolonisten und Kommandos, blos um des an ihren Wagen befindlichen Eisens willen sehr gefährlich und schädlich gewesen. Es ist ihnen aber auch zuweilen ziemlich scharf versetzen worden, und seitdem fürchten sie sich für die Holländer, und wenn sie einigen Widerstand vermerken, weichen sie bald zurück: und wenn sie gleich in großer Anzahl ankommen, und mit vieler Mannschaft einen Bauer auf seinem Guthe zu überfallen Miene machen; derselbe aber nur bald resolut ist, und aus seinen Fenstern einige Gewehre auf sie abfeuret, so machen sie bald rechts- oder linksum, und retiriren sich.

Auf der Zurückreise vom Schneegebirge und Hinterbruyntjes-Höhe, in der Gegend des obern Theiles vom Schwarzkopfs-Fluße, traf Herr Sparrmann

nunmehr eine Gesellschaft oder Familie von Gunjemanns-Hottentotten an, deren Vorfahren damals wie die Holländer sich des Vorgebirges bemächtigten, die Gegenden um den Tafelberg und Constantia bewohnt haben. Sie leben mit dem daselbst wohnenden Bauer, Namens Gerd Schipper (Gerhard Schiffer) in guter nachbarschaftlicher Eintracht. Dieses Geschlecht kann durch sein Betragen überzeugend darthun, daß die ursprünglichen Bewohner des Landes, blos nach den einfachesten Gesetzen der Natur in der größten Einfalt und einfältigen Unschuld müßen gelebt haben: denn dieser Ueberrest des Volks hat weder irgend eine Art Oberherren oder Regenten und obrigkeitlichen Personen, noch hungrige Bettler unter sich und seinen Mitgliedern. Es hat weder Gesetze noch drohende Strafen wegen Verbrechen, noch weniger aber kennet es Ausübung von Missethaten. Blos durch natürliche Billigkeit, ein ruhiges Leben und einige allgemeine hottentottische Sitten und Gebräuche sind sie unter einander verbunden, und werden auf diese Art zur Tugend, Freyheit und Glückseligkeit geleitet. Den größten Theil an der Heerde des Viehes dieser Völkerschaft hatte eine Wittwe, deren Reichthum auf ungefähr 60. milchende Kühe geschätzt wurde, und die also in dieser Rücksicht die vornehmste Hottentottin war. Sie hatte keine Kinder, und ihre Geschwister waren ihre Erben. Außer einem kostbaren Schmuck von Muscheln, und einer bessern Mütze hatte sie vor andern in ihrer Tracht nichts voraus. Ueberdem aber hatte sie noch einige gläserne Korellen und zwey

Schnüre von messingenen Perlen in einem dazu gewidmeten eigenen ledernen Beutel; welches die einzige Kostbarkeit war, weswegen andre ihres Geschlechts sie beneiden konnten. Wegen dieses allen aber wurde sie von andern nicht vorzüglich geehrt. Die übrigen Weiber rauchten in ihrer Gesellschaft Toback, und selbst Herr Sparrmanns Hottentotten thaten ein gleiches.

Man kann aber aus der Beschreibung dieser Gunjemanns-Nation abnehmen, nicht allein, wie weit die holländische Kolonie sich in Afrika ausgebreitet, sondern auch sich gegen die ursprüngliche Bewohner dieses Landes in eine solche Positur gesetzt habe, daß die letztern überall weichen, und weichen müssen, wo erstere sich niederzulassen Belieben haben. Welches dann ein offenbares Zeugniß giebt, daß die mehresten Schriftsteller die Hottentotts-Nationen weit zahlreicher, wilder, kriegerischer und unartiger abgeschildert haben, als sie in der That sind. Daher, und aus allen vorher erzehlten Umständen behaupte ich, daß die Hottentotten, wenn sonst nur ein vortheilhafter Handel und Gewerbe mit ihnen zu hoffen wäre, gar leicht dahin gebracht werden könnten, das Land anzubauen, Ackerbau und andre Feldarbeiten zu betreiben; allein es würde anfänglich allerdings der ostindischen Kompagnie viele Kosten verursachen. Die Kompagnie aber bestehet aus Handelsleuten, und Handelsleute legen keine Kapitalia auf ungewisse Zinsen an; oder deutlicher zu sagen, die ostindische Kompagnie wird keinen Aufwand wagen, woferne sie nicht in die Zukunft den wahrscheinli-

chen

chen [illegible] einsehen. [illegible] ist aber von den Hot-
tentotten nicht zu erwarten; sie besitzen nichts als
Vieh und zuweilen einige Elephantenzähne. Vieh
kann die Kompagnie so viel als sie bedarf von ihnen
bekommen; und dazu dienen die einzelnen Viehposten
ten ihrer Kraalen am besten; denn sie halten sich
anjetzo mehrentheils in solchen Gegenden auf, wo
ein Kolonist keinen geraumen Viehplaz anzulegen
vermag. Die Elephantenzähne sind nur der Hotten-
totten zufällige Handlungssachen; selbst fangen und
tödten sie wenig dergleichen Thiere, und nur selten
finden sie ein paar Zähne von solchen Elephanten, wel-
che die Elephantenjäger zwar angeschossen aber nicht
bekommen haben. Der Getraidebau der Hottentot-
ten würde der Kompagnie auch keinen Vortheil brin-
gen, denn sie sind von der Stadt zu weit entfernt, und
also ist es nicht besser, man läßt sie in ihrem eigenen
Stande fortziehen und verdrängt sie nach und nach
immer mehr und mehr nach dem Innersten des Lan-
des. Dieses kann vielleicht nach einigen Jahrhun-
derten Gelegenheit an Hand geben, mit den Mosam-
bikern, denen im Königreich Monomotapa und an-
dern über dem südlichen Wendezirkel wohnenden Na-
tionen bekannter zu werden, und wenigstens von der
Seeseite, einträglichere Handlungszweige zu entde-
cken als von denen nackenden Hottentotten. Von
diesen leztern aber will ich zum Beschluß dieses Werks
diejenige Elephanten-Jagd erzählen und beschreiben,
welche sie zuweilen, wenn sich ein von der Heerde
verlaufener oder vertriebener Elephante in ihrer Ge-
gend ganz einzeln aufhält, vornehmen.

Wenn die Hottentotten einen einzeln Elephanten, der gute Zähne hat, in ihren Gegenden wahrnehmen, so versammlen sie eine große Menge ihrer Nachbarn, und wenn sie urtheilen, daß sie stark genug seyn, den Elephanten zu umzingeln, so sparen sie keinen Fleiß und Mühe denselben mal-kop zu machen. Mal-kop machen ist kein hottentottisches, sondern ein von den Holländern angenommenes Wort, welches so viel bedeutet, als toll, thöricht und närrisch machen. Entgehet ihnen der Elephant nicht schon zuvor aus der Schlinge, bevor sie ihn umzingelt haben, so hat das Thier so gut als verspielt; denn alsdenn entkommt es ihnen gewiß nicht. Dieses gehet also zu. Die Hottentotten, jeder mit einer Assagaye bewafnet, binden ihre Kroßen ab und nehmen sie auf ihre Schultern oder Armen. Ganz von weitem stellen sie sich in einen Kreis um den Elephanten, und daher gehen sie mit langsamen Schritten auf ihn los; folglich wird der Kreis immer kleiner und von der Mannschaft enger geschlossen. Wenn sie nun dem Thiere näher auf den Leib kommen, so will es sich auf die Seite begeben, und da es durch nichts zum Zorne gereizt worden, ausweichen; es sey nun um einer solchen Menge Menschen zu entgehen, oder allenfalls einige davon nieder zu schlagen und aus Bosheit zu zertreten. Allein nach derjenigen Seite, wo sich der Elephante hinziehet, treten die Hottentotten sofort näher zusammen, und allesammt eilen, sich nach dieser Seite dem Elephanten zu nähern. So bald das Thier einigen Hottentotten so nahe kommt daß sie es erreichen können, so werfen ihm

die

die nächsten zehen oder zwölf oder auch mehrere Personen ihre Krossen auf den Kopf. Der Elephant ungewohnt dergleichen Decken auf dem Kopf zu tragen und darnach geblendet zu werden, bleibt auf der Stelle stehen, und da ihm die Augen bedeckt seyn, auch der Rüssel in die Krossen verwickelt wird, so hat er genug zu thun, dieselben wieder los zu machen und abzuschütteln. Allein es hilft ihm nichts: denn inzwischen daß er die ersten Krossen abschüttelt, so sind schon wieder noch eins so viel Hottentotten herzugekommen, die ihm alle ihre Krossen auf den Kopf werfen. Wenn er nun, weil immer mehrere Hottentotten herzu kommen, und die erstern ihre Krossen wieder aufnehmen und ihn damit ohne Aufhören bombardiren, von allen Seiten betäubt und unschlüssig wird, wo er sich hinwenden soll, so springt einer von denen beherztesten Hottentotten hinterwärts an den Elephanten in die Höhe, ergreift dessen kurzen Schwanz, an welchen er sich mit der linken Hand fest hält, mit der rechten Hand aber, seine vergiftete Hassagaye durch den Mastdarm so tief in den Leib sticht, als er kommen, auch darneben den Spieß zurück ziehen und wieder einstoßen kann. Der Elephant, dem eine solche Blessur in dem Innern seiner Gedärme nothwendig heftig schmerzen muß, wird dadurch ganz rasende. Weil er aber vor den vielen Krossen, womit sein Kopf unaufhörlich beworfen und sein Gesicht bedeckt wird, nicht weis wo er sich hinwenden soll, so drehet er sich nur in einem kleinen Kreis beständig herum, wahrscheinlich, um denjenigen zu ertappen der ihm hinten am Schwanze hängt. Weil

aber

aber dieser sich doch nicht lange mit seiner Hand an dem Schwanze des Elephanten festhalten kann, so läst er seine Asagaye in dem Hintern stecken, springt herab und läuft davon. Kann ein anderer Hottentott des erstern Stelle einnehmen, des Thieres Schwanz ergreifen, und die von seinem Vorgänger bereits hinein gestochene Asagaye, noch mehr in die Gedärme herum drehen und tiefer hinein stoßen, so wird das Thier desto eher gefällt und die Jagd desto geschwinder vollbracht; wo nicht, so hat es auch nichts zu bedeuten: denn da der, durch die Kroßen geblendete Elephante nichts anders thun kann, als sich in einem Kreise beständig herumdrehen, so stoßen ihm mittlerweile, die ihm am nächsten kommende Hottentotten, ihre vergiftete Asagayen so häufig und so unbarmherzig in den Leib, daß er sich gar bald verbluten und fallen muß. Da es bei dieser Jagd hauptsächlich darauf ankommt, daß die ersten Kroßen den Kopf des Elephanten recht gut treffen und die Augen bedecken müßen, so ist es nachmals keine Kunst und nichts weniger als gefährlich, ihm immer mehrere dergleichen zuzuwerfen, und mitlerweile daß er damit geängstiget wird, die tödtlichen Blessuren anzubringen. Wie wohl aber ein solcher Elephante und alles Wild, was die Hottentotten erjagen, mit vergifteten Asagayen oder Pfeilen getödtet wird, so verzehren doch die Hottentotten derselben Fleisch, wohl wissende daß das Gift nur alsdenn tödtlich ist, wenn es unmittelbar in das Blut dringt.

Von den Elephanten ist es noch merkwürdig, daß wenn sie ihr Futter mit dem Rüssel abgepflückt

 oder

oder abgebrochen haben, sie solches bevor sie es zum Maule bringen, verschiedene mal abschütteln und alles was daran klebt gleichsam abschlenkern. Man weis davon keine andre Ursache anzugeben, als daß er sich vor die Ameisen fürchte; weil eine Ameise, wenn sie ihm in den Rüßel kommt und ihm inwendig wo es ihm sehr empfindlich sey, beiße, er davon sterben müße. Ob es wahr sey weis ich nicht, relata refero.

* * *

Nun hiermit beschließe ich den zweiten und letzten Theil der vollständigen und zuverläßigen Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung. Ich verhoffe mein gethanes Versprechen getreulich erfüllt und dem geneigten Leser einen vollständigen Begrif von einem Lande beigebracht zu haben, von dem so viel erzehlt, so viel geschrieben und bisher so viel unzuverläßiges, bald wunderbares, bald abgeschmacktes, berichtet worden. Ich bin der Wahrheit Schritt vor Schritt gefolget, und es sollte mir leid thun, wenn ich auch wider Wißen und Willen etwas angeführt hätte, was wider die Wahrheit liefe. Abgeändert kann sich etwas haben, und solte ich auch irgendwo angestoßen und gestrauchelt haben, so würde es doch nur eine Kleinigkeit betreffen, woran wenig oder nichts gelegen wäre.

Ich beschließe aber mit diesem Werke auch alle meine Arbeiten, und bin nicht gesonnen etwas mehreres davon heraus zu geben. Meine Jahre erinnern

nun mich an einer andern Reise, die zwar nur einen einzigen Schritt überm Grabe beträgt, aber dennoch wichtiger ist als alle Reisen nach Ost- und Westindien, sie gehet nicht um sondern aus der Welt. Ich nehme von allen geneigten Lesern meiner geringen Aufsätze den gebührlichsten Abschied, empfehle sie dem Schutz des Allmächtigen, und theile ihnen noch folgende meine letzten poetischen Gedanken mit:

Der Anfang meines Lebens
War kind'scher Unverstand,
Der Fortgang ward vergebens
Und unnütz angewandt;
Das Mittel war nur Quälen,
Das Ende Creutz und Noth.
Die Rechnung kan nicht fehlen,
Das Facit ist der Tod.

Ich leg' die Feder nieder,
Sie war mein Egg' und Pflug;
Nie nehme ich sie wieder,
Dann Herr! es ist genug.
Mit ihr mich durchgewühlet
Bin ich nach Schweiß und Fleiß
Wie jetzt mein Körper fühlet
Ein abgelebter Greis.

Welch fürchterlich Gewitter
Droht mir mit Sterbensnoth!
Was macht mein Ende bitter?
Nur Krankheit — nicht der Tod.
Nein! der ist mir erbaulich,
So oft er um mich schwebt
Sagt er mir ganz vertraulich:
Daß mein Erlöser lebt.

Noch leb' ich in der Stille
Entfernt von eitler Welt
Und Sterben ist mein Wille
So bald es Gott gefällt.
Ich kann nicht eher kommen
Bis mich mein Schöpfer ruft
Und von mir hat genommen
Des letzten Athems Duft.

Mit acht und siebzig Jahren
Hoff' ich, läßt mich mein Gott
In sanften Frieden fahren;
Denn wer vor seinen Tod
In Furcht und Zweifel schwebet
Stirbt wie ein Misantroph,
Ich als ein Christ gelebet
Sterb' nun als Philosoph.

Ende des zweiten und letzten Theils.





